This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 2044 103 229 647

HARVARD LAW LIBRARY

Received FEB 21 1927

Germany

Berlins berühmte und berüchtigte Häuser

aus der

Vergangenheit und Gegenwart,

in historischer, criminalistischer und socialer Beziehung
dargestellt von

Dr. Bernhard Keßlein.

Dritte Auflage.

Erster Band.

Berlin.
J. Dörner.
1881.

Cr tx
H5876b
Ref 2

FEB 21 '27

Vorrede.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien im Jahre 1848, und es hatte der unterzeichnete Verfasser damals die Genugthuung, sein Bestreben, die bisher nur von Gelehrten und Fachmännern gewürdigte und beachtete Topographie in populärem Gewande dem größeren Publikum vorzuführen, durch einen großen Erfolg belohnt zu sehen. Der Verfasser hatte die große Schwierigkeit zu überwinden versucht, welche darin bestand, einen fast völlig indifferenten, topographischen Anregungen sonst wenig zugänglichen Leserkreis der verschiedensten Bildungsstufen zu fesseln und zu erwärmen. Es mag hierin die Verschiedenheit der Bearbeitung der einzelnen Partien des vorliegenden Werkes ihre Erklärung und, wir möchten beinahe hinzufügen, ihre Entschuldigung finden. Im Uebrigen können wir hier nur wiederholen, was wir bereits im Prospect zu dem vorliegenden Werke ausgesprochen haben: Es sollten wenigstens jene weniger vergänglichen Merkmale und Wahrzeichen, welche die Blätter unserer steinernen Chroniken bilden, die berühmten und berüchtigten Gebäude, Häuser u. s. w. namentlich der großen Städte, nicht mit jener gedankenlosen Gleichgültigkeit betrachtet werden, welche die interessanteste Stadt zu einer unfruchtbaren, eintönigen Häuserwüste macht. Wir können es wohl begreifen, wenn Heine, der Berlin nicht

kannte, sagt: man müsse viel Wein getrunken haben, um in Berlins Straßen Gespenster zu sehen. Nun wir werden unsern Lesern zeigen, daß aus allen Ecken und Winkeln des alten wie des neuen Berlin Gespenster aller Art hervorlugen, wenn man sie nur zu erkennen weiß. Denn diese Häuser Berlins, diese steinernen Zeugen seiner Vergangenheit und Gegenwart, werden lebendige Wesen, sobald wir wollen, und erzählen uns von den großen Irrthümern und Fehltritten der verblendeten Vernunft und von den schrecklichen Ausschweifungen der von Leidenschaften und Lastern umstrickten Menschenseele, von den Phasen ihrer humanistischen Entwickelung und von ihren religiösen und sittlichen Verirrungen. Man durchblättere diese unsere steinerne Chronik und man wird staunen über das gewaltige Stück Kultur- und Sittengeschichte, das in „Berlins berühmten und berüchtigten Häusern" kaleidoscopartig an uns vorüberrollen wird.

Berlin, den 27. September 1880.

Dr. Bernhard Heßlein.

Inhalt.

Berlins historische Stätten.

Der Pesthof.
Das Moderloch.
Das Goldmacherhaus auf dem Werder.
Die Köpenicker Haide.
Das Herzogin-Haus.
Der grüne Hut.
Das Ghetto (Kleiner Jüdenhof).
Das hohe Haus.
St. Nikolaus.
Die Marienkirche.
Die St. Georgenkirche.
Die Kirche zum heiligen Geist.
Das graue Kloster.
Das Dominikaner-Kloster.
Der Beghinen-Convent.
Das Haus der Aussätzigen.
Das Königliche Schloß.
Schloß Monbijou.
Schloß Bellevue.
Das Fürstenhaus.
Das Prinzessinnenpalais.
Das Patrizierhaus.
Das Pagenhaus.
Die Ruppiner Herberge.
Das Todtengräberhaus.
Die Badstube.
Das Marschallshaus.
Die Klause.
Das Thürmchen.
Der Bischöfliche Hof.
Die Dominikanerkirche.
Die Schloßapotheke.
Die Domkirche.
Die alte Börse.
Der Königliche Marstall.
Das Köllnische Rathhaus.
Der Bernauer Keller.
Der Rathskeller.
Die Petrikirche.
Die Rathsbierspunderei.
Die Tasche.
Die Ribbe.
Der Neidkopf.
Das Kurfürstenhaus.
Die Häuser der Feldmarschälle Kleist und Ziethen.
Wartenbergs Palais.
Die Parochialkirche.
Die Garnisonkirche.
Das Kadettenhaus.
Der arme Lazarus.

Berliner Gefängnisse aus alter und neuer Zeit.

Die Büttelei.
Der Hexenstall.
Der Kalandshof.
Das Haus der Elendsgilde.
Die alte Stadtvoigtei.
Das Galgenhaus.
Der Stelzenkrug.
Die neue Stadtvoigtei.
Der Ochsenkopf oder das graue Elend.

Die Hausvoigtei.
Das Zellengefängniß.
Hôtel Barnim.
Plötzensee.
Möser's Ruh.
Das Asyl der Obdachlosen.

Berliner Verbrecherwelt der Vergangenheit und Gegenwart.

Die Riesenburg.
Die Kettenkammer.
Das Polizeigewahrsam.
Die Diebesherberge.
Eine Verbrecherstadt.
Die Diebesschule.
Die Neue Welt.
Das Orpheum.
Das Colosseum.
Das Ballhaus.
Der Wiener Saal.
Der Apollosaal.
Der Silbersaal.
Die Friedrichstädtische Halle.
Villa Bella.
Faust's Wintergarten (Villa Colonna).
Odeum.
Musenhalle (Concerthaus).
Eldorado.
Villa Nova.
Gesellschaftshaus.
Antons Salon.
Das Spinde.
Der Sievert'sche Tanzsalon.
Koppelmann's Salon.
Casino-Salon.

Berlins Spelunken von ehemals und heute.

Die Flinte.
Das Hundeleben.
Der Türkenkeller.
Der Onkel.
Der Petroleumkeller.
Der Hammelkopf.
Die Krüppelbude.
Der Schiddelkopf.
Der Patzkopf.
Zum goldenen Löwen.
Die Spalte.
Die Waldschenke.
Der Seraphinen-Hain.
Der Leichenkeller.
An der Königsmauer.

Berlins
berühmte und berüchtigte Häuser.

I.

Die Schweden in Berlin

anno 1631.

Berlin war unter der Regierung des Kurfürsten Georg Wilhelm, welche mit der unglückseligen Zeit des dreißigjährigen Krieges zusammenfiel, also in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, noch ein kleines Nest. Erbärmlich waren die Häuser, elendiglich die Menschen, verödet die wenigen Gassen, die ganze Stadt ein Bild des Jammers, der Noth, des Verfalles und der tiefsten Versunkenheit. Am politischen Horizont erglänzte ein leider zu rasch erlöschendes Meteor, der große Gustav Adolph, erschien ein unheilbringender Komet, eine neue Geißel Gottes, der entsetzliche Tilly, wetterleuchtete mit unheimlichen Blitzen Wallensteins Gestirn, funkelten viele Sterne erster und zweiter Größe. Aber über die arme Mark entlud sich zu vielen Malen das Ungewitter und es war kein heilbringender Stern da, welcher ihr vorleuchtete am verfinsterten, gewitterschwangeren Himmel.

Der Mann, welcher das Land damals beherrschte, war zu klein für die große Zeit, und es schien, als fände das Schicksal seine Freude daran, das Land verarmt, aufgezehrt vom Elend, eine willenlose Beute der stärkeren Gewalt, den Händen eines großen Mannes zu übergeben, um den Triumph eines erhabenen Geistes, einer energischen Willenskraft, einer großen Seele vollständig zu machen; um den kleinen, verkümmerten Menschen zu zeigen: „seht, was ihr ohne die Leitung eines großen Mannes seid"; zugleich aber auch um den Gewaltigen der Erde die Lehre zu geben: „seht, was aus einem kleinen Volke werden kann, wenn ein tüchtiger Regent an seiner Spitze steht."

Aber die Mark kannte in der Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, diese Hoffnung noch nicht, sie erzitterte vor dem Tilly, dem Wallenstein, ja selbst vor dem großen Gustav Adolph, vor Schwarzenberg, dem Minister ihres eigenen Fürsten, dessen Schwäche in solcher Zeit doppelt unheilbringend war. Aber das Land wußte nicht, wie dankbar die folgenden Generationen diesem Fürsten dennoch sein würden, obgleich er ihnen nur ein einziges Gut neben so vielem und unsäglichem Elend hinterlassen hatte — den großen Kurfürsten.

Zur Zeit unserer Erzählung war jedoch, wie gesagt, dieser große Kurfürst noch ein sehr kleiner Prinz, ein Knabe, ein Kind; in dieser schreckensvollen, trüben Zeit leuchtete sein Gestirn noch nicht.

Werfen wir einen Blick auf unsere heutige deutsche Reichsresidenz, welche trotz ihrer so schnellen und großartigen Entwickelung noch immer die Stadt der Zukunft ist; werfen wir einen Blick auf dieses Berlin, dieses nordische Athen, wie es vor kaum mehr als zwei Jahrhunderten gestaltet war, und wir werden mit Staunen erkennen, welche groß-

artige und ungeahnte Wandelungen oft im Schooße der Zeiten liegen. Wahrlich, der Mensch sollte aufhören, das Kleine und Geringe zu verachten, denn Umstände und Glück schaffen das Größeste stets aus dem Kleinsten, wie Gott die Welt aus dem Nichts.

Damals aber fanden die berühmtesten Reisenden es kaum der Mühe werth, Berlin zu erwähnen, und sie hatten Recht; insofern sie nicht ahnen konnten, daß aus den sandigen, sumpfigen und waldigen Ortschaften, welche den heute kaum noch erkennbaren und doch immer noch so typisch gestalteten alten Kern Berlins einschlossen, eine Riesenstadt entstehen würde, von der Vorsehung bestimmt, die berühmtesten Städte der alten und der neuen Welt zu überflügeln.

Im Jahre 1626 hatte Berlin 874 Häuser, die von 12,000 Menschen bewohnt waren. Aber von 874 Häusern standen im Laufe des dreißigjährigen Krieges mehr als zweihundert leer, deren Bewohner zumeist von der Pest weggerafft waren. Mehr als dreißig Häuser aber wurden von blutarmen Wittwen bewohnt. Die Bevölkerung von 12,000 Menschen war auf 6000 herabgesunken. Die Stadt war größtentheils nur mit hölzernen Häusern bebaut.

Die Burgstraße war noch nicht vorhanden, sondern bildete nur einen elenden Gang an der Spree; die Heiligegeiststraße war nur zur Hälfte bebaut, die andere Hälfte war ein wüster Platz bis an die Spree, wo die Tuchmacher ihre Netze ausspannten. Alle Straßen, vom Heiligengeistspitale an bis hinter dem neuen Markt, waren mit elenden Häusern und Hütten besetzt. In der Klosterstraße waren noch viele unbebaute Plätze; der Mühlendamm war noch gar nicht mit Häusern bebaut, sondern nur ein bloßer Gang und Brücke über die Gerinne der Mühlen.

In Kölln*) standen in der Fischerstraße elende Hütten, am köllnischen Fischmarkt und in der Poststraße wenige Häuser, die Grünstraße war noch spärlicher angebaut. Am Gertraudtenthore (bei der jetzigen Brücke) und um das Rathhaus standen einzelne Häuser, die Breitestraße war mit Fleischschaaren und allerlei Krambuden verbaut; der Schloßplatz war nicht vorhanden, denn hier standen der Dom mit seinem Kirchhofe, die alte Stechbahn mit ihren halb eingefallenen Mauern, welche zur langen Brücke ging.

Auf der Stelle der Stechbahn aber, da wo jetzt das sogenannte rothe Schloß steht, war ein Hof, welcher zum Palaste des Grafen von Schwarzenberg in der Brüderstraße gehörte. Auf der Kaye an der Schleuse lagen ein paar einzelne verfallene Häuser. Die Schloßfreiheit war ein wüster Platz, das Schloß selbst mit dem daran hängenden Zeughause und dem Stalle fast gänzlich verfallen und unbewohnbar. Der vorderste Theil des Lustgartens war ein dürrer Sandfleck, der Lustgarten selbst ein verwilderter Busch, das übrige Terrain, wo jetzt die Museen stehen, bis zum Weidendamme hin Sumpf; bei der jetzigen Schloßbrücke, welche damals die Hundebrücke hieß, begann der Thiergarten, aber er war gänzlich vernachlässigt und verwildert.

Auf dem Werder lagen an der Spree eine Walk- und Schneidemühle, auch standen daselbst einzelne verfallene kurfürstliche Häuser, und an der Stelle der jetzigen Werderschen Kirche das Reithaus, welches aber dachlos und verfallen war. Die Klosterstraße, Breitestraße, Brüderstraße, das

*) Berlin und Kölln an der Spree waren damals zwei besondere Städte, welche durch den Spreefluß von einander getrennt waren und ganz verschiedene städtische Verwaltungen hatten.

Schloß und die Spree umfaßten also, mit Ausnahme einiger weniger Straßen in Kölln, die ganze Stadt.

Um das Bild derselben, wie es sich in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gestaltete, zu vollenden, fügen wir noch hinzu, daß der größte Theil der Straßen, besonders an den Häusern, nicht gepflastert war, daß sich noch viele Häuser mit Schindeln gedeckt vorfanden und Schornsteine von Holz oder Lehm hatten; daß die Brunnen offen und wie auf den Dörfern mit großen Schwengeln und Kübeln versehen waren, deren größter Theil sich in einem unbrauchbaren Zustande befand; daß die wenigen Brücken, wie die Hundebrücke, nicht weniger verfallen und für Wagen fast gar nicht oder nicht ohne Gefahr zu passiren waren; daß der Auskehricht und der Unrath vor die Häuser geworfen und in die Spree geschüttet wurde, deren Lauf dadurch stellenweise gehemmt war; daß die Schweine, die damals in ansehnlicher Menge gehalten wurden, geradezu auf der Straße herumliefen; daß die Schweineställe zum Theil an die Straße und zum Theil unter die Fenster gebaut waren; und daß endlich die Stadt mit einem doppelten Graben und einer alten Mauer umgeben war, welche man hin und wieder, wo Reparaturen nöthig gewesen waren, in einen Wall von Erde verwandelt hatte.

Berlin und Kölln besaßen damals fünf Thore: das Oberberger oder Georgenthor bei der neuen Friedrichsstraße in der Königsstraße; das Spandauerthor bei der jetzigen Garnisonkirche; das Stralauerthor in der Nähe des jetzigen Waisenhauses; das Köpnickerthor bei der jetzigen Roßstraßenbrücke und endlich das schon erwähnte Gertraudten- oder Teltowerthor bei der Gertraudtenbrücke.

An diesen Thoren hatte Berlin ein Ende und es

lagen auf den weitgestreckten Feldern die Aecker, Wiesen und Waldungen der Stadt, hier und dort einzelne Etablissements, Meiereien, Schäfereien, Krüge und Gärten, welche ebenfalls alle im Laufe des dreißigjährigen Krieges verschwanden, und von denen ein großer Theil durch den brandenburgischen Minister Schwarzenberg selbst zerstört wurde.

So also sah Berlin im siebenzehnten Jahrhundert aus, klein, schmutzig, dürftig und elend.

Man würde heute vergeblich im ganzen preußischen Staate nach einem Dorfe suchen, auf welches das Bild des Schmutzes und der Dürftigkeit, das uns von dem damaligen Berlin von Zeitgenossen entworfen wird, seine Anwendung finden könnte, uud nun folge uns der Leser in das innere Getriebe der von so vielfachem Elend heimgesuchten Menschen, welche dieses Berlin bewohnten, oder besser gesagt, darin verkümmerten und unter den unerhörtesten Leiden um ihre klägliche und sorgenvolle Existenz rangen.

Erstes Kapitel.

Der Pesthof.

Es war im Mai des Jahres 1631, als ein Mann die Straßen der Stadt durchschritt, der in seiner ganzen Erscheinung etwas höchst Auffälliges hatte. Er war lang und hager, sein Gesicht todtenbleich, seine Wangen eingefallen, seine Augen matt und hohl. Sein Anzug war schäbig, und an seinem Hute hatte er ein Stück Pergament, worauf mit lateinischen Buchstaben das Wort geschrieben stand: Verrückt.

Das sollte bedeuten, daß der Träger dieses Pergamentstückchens durch Armuth und sein geistiges Gebrechen berechtigt war, die Bürger um Almosen anzusprechen. Denn in Folge einer Verordnung des Kurfürsten Johann II. mußten alle gebrechlichen und wirklich armen Bettler und Bettlerinnen ein solches Zeichen an ihrem Hute oder Schleier haben, damit man diejenigen, welche aus Trägheit bettelten, leichter herausfinden und aus der Stadt verweisen konnte.

Neben dem Pergamentstückchen, welches ihm auf Befehl des Rathes an den Hut geheftet worden, hatte der Mann sich aber aus eigener Machtvollkommenheit noch ein anderes Abzeichen beigelegt, denn er trug eine Art rother Kokarde, durch welche er den Berlinern verkünden

wollte: „Die Zeit der fürchterlichsten Bluttaufe für das ganze Menschengeschlecht sei gekommen."

Während er gemessenen Schrittes durch die verödeten Gassen ging, hatte er die Hände stets gefaltet, den Blick dem Himmel zugewendet, und dabei murmelte er beständig etwas zwischen den Zähnen, vielleicht Flüche über das sündige Menschengeschlecht, welches, wie er vermeinte, den Zorn Gottes gereizt hatte und seinem völligen Untergange entgegenging.

Dieser eigenthümliche Mensch war in der ganzen Stadt und jedem Kinde unter dem Namen Jacob Pipel bekannt, letzterer allerdings ein Spottname, womit das rohe Volk Unglückliche dieser Art noch niemals verschont hat.

Der arme Teufel hatte als Knabe gute geistige Anlagen gezeigt und war nach dem Tode seines Alten, eines braven Handwerkers, von einem Pfarrer, der zugleich das Gewerbe eines Bierschänkers betrieb, erzogen worden.

Bei den zu dieser Zeit ausgebrochenen, höchst traurigen Zwistigkeiten zwischen den Calvinisten und Lutheranern, wobei es sogar zu blutigen Händeln zwischen den Bürgern gekommen war, hatte der inzwischen zum Jünglinge herangereifte junge Mann eifrig für die Lutheraner Partei genommen und war über diesen Streit in einen unheilbaren religiösen Wahnsinn verfallen.

Jacob begann zu predigen und zu prophezeihen, verkündete der Stadt, ja dem ganzen menschlichen Geschlechte den nahe bevorstehenden Untergang und weissagte die unerhörtesten Dinge.

Denn bevor die Leiden des dreißigjährigen Krieges über die Stadt hereingebrochen, waren die Berliner noch ein lebenslustiges, schwelgerisches und ausgelassenes Völkchen, alle Luxusgesetze vermochten dem Uebermuthe der Wohl-

habenheit nicht zu steuern, Männlein und Weiblein stolzirten in kostbaren Gewändern, mit schwerem Geschmeide behangen, einher. Es war, so klagte der Chronist damals, wie er heute klagen würde, eine schlichte Bürgersfrau nicht mehr von einer Edeldame, eine Handwerkerfrau nicht von einer Patrizierfrau, die Magd nicht mehr von der Herrin zu unterscheiden.

Bei Hochzeiten oder Kindelbieren wurde geschwelgt und gepraßt, wenn auch, wie sich Kurfürst Johann Sigismund in seinem Gesetze ausdrückte, das kostbare Gewand anderen Tages auf den Trödelmarkt wandern mußte.

Genug, es herrschten zu dieser Zeit alle Sünden der Gesellschaft, die sich überall und zu jeder Zeit im Schooße des Reichthums entwickelt haben, und der gute Kurfürst, über einen solchen sittlichen und moralischen Verfall seines Volkes sich tief betrübend, schloß das lebensmüde Auge mit den denkwürdigen Worten: „Gott müsse das Land strafen!“

Seitdem diese Prophezeihung in Erfüllung zu gehen drohte, seitdem die Pest wie ein grimmiges Raubthier über die Mark hereingebrochen und die Schrecken des Krieges sich aufzuthun begonnen, hatte sich Vieles geändert.

Die Strafe Gottes schien wirklich gekommen, indem er dem Lande einen schwachen Fürsten gab; an Stelle des Ueberflusses war Mangel, an Stelle des Uebermuthes Verzweiflung getreten; und nun hörten die Berliner auf, auch mit dem armen Jacob ihr Gespötte zu treiben, denn es ist das Loos kleiner Seelen, im Unglücke das Gegentheil von dem zu thun, was sie im Glücke zu thun pflegten.

Wenn sich Jacob sonst in den Straßen hatte blicken lassen, war er alsbald von einer Schaar Buben umgeben, die ihn höhnisch aufforderten, ihnen die Zukunft zu prophezeihen,

und die Erwachsenen hatten nicht minder ihren absonderlichen Spaß daran und foppten den armen Verrückten nach Herzenslust; wie aber die Großen sungen, so zwitscherten die Jungen.

Jetzt jedoch war es ganz anders geworden. Wenn sich Jacob sehen ließ, wurde er mit heiliger Scheu betrachtet, kein Bube wagte es mehr, ihn zu necken, und die alten Weiber, oft aber auch die jungen, traten sogar an ihn heran und küßten ihm seine schwielige, schmutzige Hand und sein noch schmutzigeres Gewand. Diese Leute waren abergläubisch genug, zu vermeinen, solche Berührung schütze sie gegen die Pest, denn es hieß allgemein, daß die Seuche dem neuen Heiligen nichts anhaben könne.

Da Jacob so schnell im Ansehen der Berliner gestiegen war, erbarmte sich seiner nun auch eine alte Tante, welche von vielen Leuten nicht anders als „die Hexe" genannt wurde. Daß sie einmal den Scheiterhaufen besteigen würde, war bei Vielen ausgemacht. Und sicher, wenn die Sitten der damaligen Zeit überhaupt jemals ein Recht zu solcher Strafe gaben, konnte man diese Vorherkündigung nicht übertrieben nennen.

Dieses alte Weib, welches von Jacob nichts wissen wollte, so lange er nur ein verspotteter Verrückter war, und sich seiner so wenig annahm, daß er von Almosen leben mußte, nahm ihren guten Jacob sogleich zu sich in's Haus, als er in den Geruch eines Heiligen kam.

Nun glaubte sie auch selbst gegen die fürchterliche Pest, die namentlich im Jahre 1631 in Berlin wüthete, geschützt zu sein, und hatte dabei noch den Vortheil, daß ihr Jacob seine Almosen mit nach Hause brachte. Denn in den Augen der Berliner war er noch immer der Bettler und man beschenkte ihn jetzt um so reichlicher, da man sich

selbst hierdurch Gottes Gnade zu verschaffen glaubte. Außerdem aber mußte Jacob ihr viele Hausdienste leisten, denn sie hatte ihren Knecht abgeschafft und war eine Wittwe ohne Kinder und ohne sonst irgend einen Beistand.

Die Straßen waren an dem Tage, an welchem unsere Darstellung beginnt, etwas lebendiger, als es in dieser schreckensvollen Zeit gewöhnlich war; eine eigenthümliche Nachricht hatte so Manchen aus seiner düsteren Stube gelockt; denn es war von nichts Geringerem die Rede, als von dem bevorstehenden Anzuge des Königs von Schweden. Man erwartete von ihm nun zwar nichts Böses, war er doch ein Protestant und zudem noch der Schwager des Kurfürsten, aber in dieser Zeit war die Einquartierung unter allen Umständen ein Unglück, und der Freund unterschied sich von dem Feinde oft nur dadurch, daß er noch besser als dieser zu rauben und zu plündern verstand, denn die Freundschaft wollte bezahlt sein.

Da die Nachricht von dem Anzuge des Schwedenkönigs die Leute aus den Häusern trieb, so hatte Jacob auch bald ein Publikum um sich; denn einige Leute und namentlich einige alte Mütterchen, wollten durchaus eine Erklärung über die Folgen dieses neuen Ereignisses von ihm haben.

Jacob war auch gar nicht abgeneigt, den Leuten einen guten Rath zu geben. Er faltete die Hände, hob die Augen gen Himmel und rief mit heiserer Stimme:

„Es wird sich ein Volk über das andere empören und ein Königreich über das andere. Und werden geschehen Erdbeben hin und wieder und wird sein theure Zeit und Schrecken. Das ist der Noth Anfang. Ihr aber sehet Euch vor, denn sie werden Euch überantworten vor die Rathhäuser und Schulen, und Ihr müsset gestäupet werden, und vor Fürsten und Könige müsset Ihr geführt werden, um

meinetwillen zu einem Zeugniß über sie. Es wird aber überantworten ein Bruder den andern zum Tode, und der Vater den Sohn und die Kinder werden sich empören wider die Eltern und werden sie helfen tödten.*) Die Sonne soll sich verkehren in Finsterniß, und der Mond in Blut, ehe denn der große und offenbarliche Tag des Herrn kömmt.“**)

Die Leute überrieselte es eiskalt, als Jacob so sprach, viele begannen Gebete herzumurmeln, und einige schlichen kopfschüttelnd davon. In diesem Augenblicke ließ sich plötzlich eine tiefe, grobe Stimme vernehmen:

„Platz da vor der Pestilenz!“

Als wäre plötzlich ein Ungethüm in ihre Mitte gesprungen, so flohen die Umstehenden entsetzt davon. Aber es war kein böses Thier, welches sich jetzt näherte, es war der Todtengräber mit seinem Pestkarren.

„Da seid Ihr ja, Jacob,“ rief der Todtengräber, „wollt Ihr mir nicht Gesellschaft leisten? Dort in dem Hause, wo der Rathsdiener wohnte, habe ich noch eine Verrichtung. Dann könnt Ihr mich nach dem Pesthofe begleiten, die armen Teufel haben ja jetzt keinen anderen Leichenredner als Euch. He, kommt nur mit.“

„Ja, ich komme,“ versetzte Jacob, „sie müssen beten.“

„Wer? Doch nicht etwa die Todten?“ rief der Todtengräber.

„Ja, nur die Todten verstehen zu beten,“ versetzte Jacob, „und sie werden beten.

„Das möcht' ich hören.“

„Ihr sollt es hören.“

---

*) Ev. Marci 13, 8. 9. 12.

**) Apostelgeschichte 2, 20.

„Ihr müßt aber doch die Todten zuvor erſt wieder lebendig machen, Jacob.“

„Ja, ich werde ſie wieder lebendig machen. Denn wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch: ſo Jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht ſehen ewiglich.“

„Das iſt ein richtiger Narr“, brummte der Todtengräber und raſſelte mit ſeinem Karren weiter.

Dieſe Unterhaltung hatte in der Georgenſtraße, die nunmehr die Königsſtraße heißt, ſtattgefunden. Nahe dem Thore, unfern der jetzigen Königsmauer, ſtand ein kleines Häuschen, an deſſen Thür mit großen, rothen Buchſtaben die Worte geſchrieben waren:

„Peſtilenzkranke.“

„Hier iſt es,“ ſagte der Todtengräber.

„Wie heißt der Todte?“ fragte Jacob.

„Die Todten haben keine Namen, ſie kommen Alle in eine Grube,“ verſetzte der Todtengräber und trat in das Haus.

„Bei Gott haben ſie Alle einen Namen,“ ſagte Jacob. „Wenn er ſie vor Gericht ruft, dann ſagt er: Komm her Tobias Rode!“

„Was? Biſt Du toll? Tobias Rode iſt ja mein Name.“

„Gut, dann wird er alſo gewiß ſagen: Komm her, Tobias Rode.“

„Daß Dich —! Ich hoffe hundert Jahre alt zu werden.“

„Und morgen biſt Du todt. Nur wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr ſterben.“

Der Todtengräber machte ein gar trübſeliges Geſicht, denn dieſe Prophezeihung berührte ihn unangenehm, trotzdem er ſich den Anſchein eines ſtarken Geiſtes gab. Sie waren indeſſen Beide in das Zimmer getreten, wo ſich ihren

Blicken ein Bild des höchsten Jammers zeigte. Eine ganze Familie lag leblos da. Mann und Weib, ein Knabe von ungefähr acht und ein Mädchen von sechszehn Jahren. Ein abscheulicher Leichengeruch hatte in dieser Höhle des Jammers die Luft völlig verpestet.

„Vier Leichen auf einmal," brummte der Todtengräber, „wenn das so fortgeht, ist die ganze Stadt in vier Wochen ausgestorben."

„Sie beten nicht, sie müssen Alle sterben," sagte Jacob.

„Unglücksrabe, laß das Prophezeihen," mahnte der Todtengräber, „und helfe mir lieber die Leichen auf den Karren werfen."

Jacob legte ohne die geringste Scheu mit Hand an, und bald darauf lag die ganze Familie auf dem Karren. Die Thür des ausgestorbenen Hauses flog wieder zu, und der Karren polterte dem Thore zu, von dem, um das entsetzliche Bild vollständig zu machen, ein scheußlicher Todtenkopf herabgrinste. Es waren die Ueberreste des unter der Regierung Johann Georgs hingerichteten kurfürstlichen Münzmeisters, des Juden Lippold, dem man die Verschwendungen Joachim's II. beigemessen hatte, oder die man ihn doch wenigstens büßen lassen wollte.

Das Thor war von Stadtknechten*) bewacht, die eher Räubern als Wächtern der Ordnung ähnlich sahen. Mit stumpfem Gleichmuth blickten sie auf den Pestkarren und ließen ihn natürlich ungehindert passiren.

Bei dem St. Georgenspittel, da, wo jetzt die Kirche

*) Einige Jahre vorher mußten sogar zwei Thore aus Mangel an Wache gänzlich geschlossen werden, bis der Kurfürst befahl, daß die Advokaten, Doctoren, die städtischen und Hofbeamten an den Thoren Wache halten sollten.

gleichen Namens steht, war damals das sogenannte Pestilenzhaus, der Kirchhof der Missethäter, der an der Pest Gestorbenen und der Armen.*) Der Karren fuhr über den Kirchhof, keine menschliche Seele ließ sich da blicken. Jedermann floh diesen Ort; man überließ dem Todtengräber allein das gefährliche und traurige Geschäft, die Todten zu bestatten, man betrachtete sie wie getroffen von dem göttlichen Fluche, wie Gebannte der Gottheit, um die sich Niemand bekümmern durfte, wollte er nicht gleichen Fluch auf sich laden.

Der Todtengräber schickte sich an, seine Obliegenheit zu erfüllen. Dieser elende, schmutzige, rohe Mensch war in der That in diesem Augenblick der größte Wohlthäter der Stadt, der Todten und der Lebenden; er setzte sein Leben um geringes Geld tausend Mal ein.

„Faß' mit an," sagte er zu Jacob.

„Halt," rief dieser, „sie sollen erst beten!"

„Ja, man sieht, daß Du in der That verrückt bist und braucht es gar nicht erst auf Deiner Kappe zu lesen," sagte der Todtengräber, verdrießlich, daß er sich eine solche unheimliche Gesellschaft mitgenommen.

„Die Todten verstehen's," versetzte Jacob, ohne sich von seinem Genossen stören zu lassen, „Du wirst hören, wie gut sie beten können."

Während nun der Todtengräber sich an seine Arbeit machte und den Mann zuerst in die Grube warf, faltete Jacob die Hände, trat an den Karren und sagte mit hohler Stimme:

„Herr Gott im Himmel, wir sind allesammt schwere

---

*) Wir kommen später auf dieses außerordentlich merkwürdige Haus zurück.

Sünder! Herr Gott im Himmel, wir haben unsere Mutter, die uns geistig geboren, verachtet; wir sind von der Kirche abgefallen, welche uns allein selig machen kann. Herr Gott im Himmel, wir haben den Dom bestohlen um ihre Apostel, um ihren Christus, und haben Sündengeld daraus gemacht!*) Herr Gott im Himmel, wir haben das Gebet verachtet und sind den Komödianten**) nachgelaufen. — Herr Gott im Himmel, wir sind lieber zu den Schalksnarren als zu den Predigern, lieber zu den Lotterbuben als zum Abendmahl, lieber in die Schänkhäuser als in die Kirchen gelaufen! Herr Gott im Himmel, wir haben es besser verstanden zu schwelgen und zu prassen, zu fluchen und zu spielen, als zu beten, Du hast uns dafür gezüchtigt und uns beten gelehrt! Amen! Amen! Amen!"

Der Todtengräber war ärgerlich geworden, als Jacob zu beten begann; plötzlich aber wurde er leichenblaß, seine Hände begannen zu zittern, und sein Haar sträubte sich zu Berge, der Schweiß rann ihm über Stirn und Antlitz. Eine Weile stand er wie leblos da, die Augen starr auf die Leiche des jungen Mädchens gerichtet, dann plötzlich schien er sich gewaltsam aus seiner Erstarrung zu ringen und stürzte mit einem Ausruf des Schreckens davon.

---

*) Beim Uebertritt des Kurfürsten zum Calvinismus wurden 1614 aus dem Dome die daselbst befindlichen silbernen und versilberten Bilder der zwölf Apostel nebst dem Bilde Christi, sämmtlich in Lebensgröße, fortgenommen und in den kurfürstlichen Schatz geliefert. 1631 wurden sie jedoch eingeschmolzen und daraus Geld gemünzt, um Truppen zu werben.

**) Um das Volk von den religiösen Streitigkeiten abzuwenden, hatte der Kurfürst Johann Sigismund im Jahre 1616 die ersten Komödianten, welche natürlich nichts anderes als Possenreißer waren, nach Berlin kommen lassen, woselbst sie bleibenden Aufenthalt nehmen sollten.

Jacob hatte Recht: Die Todten lebten auf. Das Mädchen richtete sich empor, faltete die Hände, die Todte begann zu beten — —

Jacob blieb von diesem Wunder unberührt, er starrte nur den Himmel an, und als er sein Gebet vollendet hatte und den Todtengräber nicht mehr sah, machte er sich ruhig daran, für ihn dessen Geschäft zu vollenden.

„Ach, wo bin ich?“ fragte das Mädchen mit schwacher Stimme, „was geschieht hier mit mir?“

„Du wirst begraben!“ versetzte Jacob mit der größten Ruhe.

„Wie, Ihr wollt mich begraben?“ stöhnte das Mädchen, „ich bin ja nicht todt!“

„Nur so lange Du betest. Komm', arme Sünderin, hier ist Dein Bett. Gott hat Dich gerufen. Bete, daß Du selig werdest.“

Mit diesen Worten ergriff er die vermeintliche Todte, um sie in die Grube zu werfen.

Da hielt sich das Mädchen krampfhaft an seinem Halse fest, und, obwohl halbtodt, hatte sie in der Verzweiflung doch so viel Kraft, daß Jacob sich vergeblich abmühte, aus ihrer Umklammerung zu entkommen.

Jacob stand nun von seiner vergeblichen Arbeit ab und brummte:

„Wahrscheinlich ist es der Teufel, ja — er will mich verführen, er will mich am Beten hindern; er will, daß ich auch ein Sünder werde.“ Und plötzlich nahm sein Gesicht einen wüthenden Ausdruck an und, die Rechte ballend, rief er:

„Satanas! Satanas! Du sollst mich nicht verführen; ich bestehe den Kampf mit Dir; ich werde Dich besiegen, ich!“

Mit diesen Worten lud er das Mädchen auf seinen Rücken und trug sie in die Stadt zurück. Die Stadtwächter lachten, als sie ihn mit seiner Last ankommen sahen.

„Was hast Du denn da für einen Fang gemacht?“ fragte einer derselben.

„Ich habe den Teufel!“ versetzte Jacob stolz.

„Der Teufel passirt;“ rief die Wache unter schallendem Gelächter.

Zweites Kapitel.

Das Moderloch.

Die Dorotheenstadt, erst unter dem großen Kurfürsten zumeist von französischen Flüchtlingen, die das Edikt von Nantes aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, mit Häusern bebaut, war noch zur Zeit Georg Wilhelms ein bis zum Weidendamm hin sich erstreckender morastiger Wiesen- und Waldgrund, der zum Thiergarten gehörte; und da, wo jetzt das größte Hôtel des modernen Berlin sich erhebt, und wo bald genug über den Köpfen des jungen Geschlechtes das Dampfroß auf der Stadtbahn dahinsausen wird, stand mitten im Walde ein einsames Haus, welches Jacobs Onkel, dem Haidereiter, gehörte; dieser aber war ebenfalls der Pest erlegen, und seine Wittwe bewohnte nun mit dem verrückten Jacob allein das alte Försterhaus,

welches, wie diese ganze Gegend, das „Moderloch“ genannt wurde.

Nach diesem einsamen Häuschen in der Waldung lenkte Jacob seine Schritte.

Er fand das Haus verschlossen und pochte mit seinen derben Fäusten an die Thür, und alsobald wurde eine Fensterlade von drinnen zurückgeschlagen; ein häßlicher Kopf bohrte sich durch die Oeffnung, und eine heisere Stimme fragte:

„Wer da?“

„Ich, der König der Gerechtigkeit!“ rief Jacob stolz.

„Ah, Jacob, Du bleibst ja so lange, und was hast Du da für einen Kobold auf dem Buckel?“

„Das ist der Teufel! Der Teufel!“ brummte Jacob.

„Der Teufel?“ rief die Alte und schlug ein Kreuz, „Gott steh mir bei, Jacob, was bringst Du mir den Teufel ins Haus!“

„Sagen wir nicht recht, daß Du ein Samariter bist, und hast den Teufel?“*) versetzte Jacob.

„Du mein Gott,“ rief die Alte, „Jacob, Du machst mich ja unglücklich.“

„Wo die Sünden sind, da ist der Teufel;“ versetzte Jacob, „der Teufel muß gerichtet werden, dann wird's gut.“

Die Alte reckte, so weit sie vermochte den Kopf zum Fenster hinaus, hielt ihre Leuchte höher und nahm den vermeintlichen Teufel in näheren Augenschein. Als sie statt eines scheußlichen Ungeheuers eine junge Maid sah, welche mit geschlossenen Augen auf dem Rücken ihres Neffen hockte, grinste sie auf eine unheimliche Weise und sagte:

„Du bringst mir einen Teufel, Jacob, wird er uns auch nichts anthun?“

---

*) Ev. Joh. 8. 48.

„Was kann er uns anthun?“ versetzte der Verrückte, „er kommt aus der Todten Gräber und ist in diese Gestalt gefahren, uns zu versuchen.*) Wir aber haben nichts zu fürchten, denn unser ist das Himmelreich.“

Nun gab sich die häßliche Alte zufrieden und öffnete die Thür.

Jacob trat hinein und legte seine Bürde auf die Erde.

Die Alte leuchtete dem Mädchen nun noch einmal ins Gesicht.

„Du hast Recht, Jacob,“ sagte sie, „der Teufel ist in eine Dirne gefahren, die Mannsleute zu berücken, sie muß gerichtet werden.“

Das Mädchen schlug die Augen auf, vermochte aber kaum ein Wort hervorzubringen; die Anstrengung, welche sie auf dem Pesthofe gemacht hatte, um dem fürchterlichen Tode, von dem sie bedroht war, zu entgehen, schien ihre letzten Kräfte verzehrt zu haben.

„Gebt mir einen Trunk Wasser!“ flehete sie.

Diese Bitte klang so rührend, daß Jacob es gern zu vergessen schien, daß er, nach seiner Meinung, einen unsauberen Geist vor sich hatte. Er holte einen Krug Wasser und reichte ihn der Unglücklichen, welche ihn mit zitternden Händen erfaßte und mit großer Mühe an die Lippen brachte.

„Nun bringe mir ein Messer,“ befahl Jacob, wieder zur Alten gewendet.

„Ein Messer?“ fragte diese. „Was willst Du mit dem Messer machen?“

„Der Mond blutet noch nicht,“ versetzte der Narr, „der Mond muß blutig werden, ich werde ihm Blut geben.“

---

*) Anspielung auf den Evangelisten Matthäus.

Die Alte entfernte sich, um das von ihrem Neffen Verlangte herbeizuschaffen.

„Auch eine Kufe muß ich haben," rief ihr dieser nach, „wir müssen das Blut auffangen, denn nicht ein Tropfen darf verloren gehen, sonst wächst die Sünde daraus."

Die Alte watschelte fort und kehrte mit Kufe und Messer zurück, zugleich aber hatte sie sich die Aermel aufgeschlagen und eine große Schürze umgebunden; eine ähnliche brachte sie ihrem Neffen, damit er sich mit dem Blute nicht besudeln sollte. Man sah es ihr an, daß sie durch das bevorstehende schreckliche Werk mit kannibalischer Freude erfüllt wurde.

„So ist es recht," sagte sie, „die jungen und hübschen Dirnen müssen auch daran glauben, so gut wie wir Alten, die als Hexen verbrannt werden."

Mit Entsetzen hatte das unglückliche Mädchen den schrecklichen Anstalten zu ihrer Ermordung zugesehen, aber vergebens suchte sie so viel Energie zu gewinnen, um sich gegen die blutige That, von der sie bedroht wurde, zu vertheidigen. Erst jetzt, als Jacob sie bei den Haaren erfaßte und mit wahnsinniger Befriedigung das Messer ergriff, gab ihr der Schreck nach einigen verzweifelten Anstrengungen Sprache und Bewegung wieder.

„Ach, laßt mich erst beten!" lallte sie; das war Alles, was sie hervorzubringen vermochte.

„Ja, wenn Du das könntest!" murmelte Jacob und zog das Messer zurück.

Die Arme erhob mit Mühe das Haupt und faltete die Hände, aber so schwach war sie, daß sie augenblicklich wieder zurück sank.

„Nein, sie kann nicht beten," sagte Jacob und zuckte sein Messer wieder.

„Erbarmen! Erbarmen!“ lallte das Mädchen, ohne die Augen zu öffnen.

In diesem Augenblicke erdröhnte die Hausthür unter donnernden Schlägen.

„Gott steh mir bei, was ist das?“ rief die Alte.

„Es ist nichts,“ sagte Jacob, „die Kobolde poltern.“

„Glaubst Du, daß es Kobolde sind?“ fragte das Weib, indem sie ihres Neffen Arm, welcher das Messer hielt, krampfhaft festhielt.

„Sie wollen uns hindern, den Teufel zu tödten!“ murmelte Jacob.

„Wenn uns nur deshalb kein Unglück geschieht.“

„Wir haben mit Gott einen Bund.“

Das Gepolter wurde immer stärker, heftige Schläge fielen gegen Thür und Fenster, und eine tiefe Stimme schrie:

„Macht auf in des Teufels Namen!“

„Ja, es sind die Kobolde!“ rief die Alte am ganzen Leibe zitternd. „Soll ich mein Brevier auf den Tisch legen, Jacob?“

„Laß sie nur kommen,“ versetzte Jacob, „sie sind verloren, wenn sie sich in meine Macht begeben.“

„Wie, ich soll sie einlassen?“ rief die Alte.

„Ich werde ihnen sagen: Gehet hinweg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln.“

Mit diesem Ausspruch des Evangelisten Matthäi ging Jacob hinaus und schob den schweren Riegel der Hausthür zurück.

Alsbald hörte man eine fluchende Stimme:

„Daß Dich die Pestilenz, Du Schelm! Ist das eine Art, einen Gardebruder eine halbe Stunde lang klopfen zu lassen? Warte, das will ich Dir eintränken.“

Als die Alte das Wort „Gardebruder“*) hörte, verbarg sie eiligst ihre werthvollsten Habseligkeiten, welche ihr gerade zur Hand waren, zerrte das halbtodte Mädchen in den dunkelsten Winkel der Stube und begab sich dann ebenfalls hinaus, um zu sehen, was draußen vorging, als schon der ungestüme Pocher polternd und fluchend in's Zimmer stürzte.

Es war ein hochaufgeschossener Bursche mit einem verwegenen Gesichte. Sein Anzug war höchst abenteuerlich, wie es überhaupt die Soldatentracht dieser Zeit war. In seinem Gurte steckten mehrere Pistolen, an seiner Seite hing ein großer Degen und außerdem hatte er in seiner Hand eine Partisane, wie die Lanzknechte sie trugen. Auf seinem Haupte wallte ein großer Federbusch, der ganze Kerl sah wie ein Räuberhauptmann aus.

„Alte Hexe,“ polterte er und gab ihr mit seinem ungeheuern Fausthandschuh einen derben Puff, „wie kannst Du Dich unterstehen, einen Mann meiner Art so lange pochen zu lassen? Aber ich werde Euch! Wo ist der Schlingel geblieben? Allons, aufgetischt, aber vom Besten, das sage ich Dir, Du alte Hexe. Ich habe Hunger und Durst und in die Stadt komme ich nicht mehr, will auch

*) „Gardebrüder“ wurde damals das Kriegsvolk genannt, welches zur Vertheidigung der Mark angeworben worden war; loses Raubgesindel und eine wahre Landplage für den unglücklichen Bauer. Diese Landesvertheidiger erhielten nämlich keine Besoldung und waren gesetzlich lediglich auf's Betteln angewiesen. Jeder Bauer mußte ihnen zwei, der Koffäthe einen Pfennig geben, wenn sie um eine Gabe anhielten. Aber zugleich hatte das Gesetz den bedrängten Bauern das Recht eingeräumt, jeden dieser seltsamen Vaterlandsvertheidiger weidlich durchzuprügeln, wenn er mit den ihm zugesicherten Zehrpfennigen sich nicht begnügen wollte und mehr verlangte. Gleichwohl fanden viele Tagediebe ein solches Leben recht bequem, und das unglückliche Land wimmelte von gardenden oder fechtenden Strolchen, welche es brandschatzend durchstrichen.

heute gar nicht hinein, sondern hier Quartier nehmen. Nun, wird's bald?"

Die Alte zitterte noch immer am ganzen Leibe, doch faßte sie sich ein Herz und zeterte:

„Ach, ich bin eine blutarme Wittwe und habe nichts, gar nichts. Du lieber Gott, wo soll's herkommen in dieser Zeit des Jammers; Pestilenz, Hungersnoth und Defensionssteuer,*) das haben wir, das ist der ganze Segen, daß sich Gott erbarm."

„Ei, Du verwettertes Weib, was sprichst Du da von Defensionssteuer? Ich bin die Defension, verstehst Du mich? Mir hast Du die Steuer zu bezahlen."

„Aber Du lieber Himmel, wir bezahlen ja die Defensionssteuer, um Ruhe und Frieden vor den Soldaten zu haben. Aber da plündern uns einmal die schrecklichen Wallensteiner und das andere Mal die Schweden, die schon vor den Thoren liegen sollen. Ist das Defension? Ich habe während zwei Monaten schon 35 Pfennige bezahlt und nun muß ich selbst verhungern. Da seht, was ich habe und Euch geben kann, einen Krug Wasser und Hunger so viel Ihr wollt."

„Verfluchtes Weib," schalt der Gardebruder, „ich werde Dich krächzen und Flausen machen lehren, ich stecke Dir den rothen Hahn aufs Dach, wenn Du nicht gleich mit Deinen Lebensmitteln und Deiner klingenden Münze herausrückst!"

---

*) Die Defensionssteuer, welche übrigens nur in Berlin zu zahlen war und die Stadt (ohne Kölln) mit jährlich 8355 Thlr. belastete, war zur Unterhaltung der ganzen Garnison in Berlin bestimmt. Diese Garnison brachte der Stadt aber wenig Nutzen, denn da sie dieselbe zu schützen ganz unzulänglich war, verließ sie, wenn die Feinde kamen, die Stadt und begab sich, auf Ansuchen der Bürger selbst, um größeres Unglück, das aus einem Konflicte entstehen konnte, zu verhüten, nach Spandau oder Brandenburg.

„Ich will sehen, was ich anschaffen kann," sagte die Alte und entfernte sich, löschte aber zuvor, als geschehe es zufällig, das Licht aus.

Der Gardebruder fluchte und blieb eine Weile im Finstern, da die Alte aber nicht wiederkehrte, sprang er wüthend auf, um hinauszugehen. In diesem Augenblicke fühlte er sich aber plötzlich sanft berührt und eine leise, zitternde Stimme flehte:

„Rettet mich!"

„Wer ist da?" rief der Gardebruder, als er sich so plötzlich leise berührt fühlte.

„Ein armes Mädchen, das man hier morden will."

„Morden? Hier also eine Mördergrube?" rief der Gardebruder, indem er seinen Degen zog. „Warte, wir werden sogleich das Mordnest untersuchen."

Mit diesen Worten verließ der Kriegsmann die Stube, um sich Licht zu verschaffen. Er fand aber keinen Funken Feuer in der Küche und trat, um sich nach der Nachbarschaft umzuschauen, vor die Thür.

In diesem Moment ließ sich ein klägliches Geschrei vernehmen, der Kriegsmann horchte auf.

Hülfe! Hülfe! hörte er jetzt ganz deutlich rufen.

„Das ist hier nicht geheuer!" brummte der Gardebruder und eilte der Stelle zu, von woher das Hülfsgeschrei erscholl.

Kaum hatte er den Ort verlassen, da trat eine dunkle Gestalt hinter einem Zaun hervor, welcher den Hof des Moderloches umschloß, und schlüpfte in's Haus.

* * *

Wir gehen um einige Stunden in unserer Erzählung zurück, um dem Leser das, was so eben hier vorgegangen war, verständlich zu machen.

Zu der vertrauteren Umgebung des Kurfürsten, insofern der Minister desselben, der Graf von Schwarzenberg, nicht ganz allein das Vertrauen des schwachen Fürsten in Anspruch nahm, gehörte auch der Herr von Kracht; dieser war ein Gegner des allgewaltigen Grafen von Schwarzenberg, mithin der kaiserlichen Partei am Hofe des Kurfürsten Georg Wilhelm.

In dieser Zeit, wo der Jesuitismus so mächtig sein Haupt erhob, um das von der alleinseligmachenden Kirche abgefallene, d. h. das protestantische Deutschland, dieser wieder zuzuführen, hatte er seine Fäden und Fühlhörner bis an den Hof des Kurfürsten von Brandenburg ausgestreckt, und gerade jetzt, da Gustav Adolph in Deutschland mit siegreicher Begeisterung auftrat, um sich der Sache der religiösen Freiheit gegen den kaiserlichen Fanatismus anzunehmen, wurde Alles aufgeboten, um die protestantischen Fürsten von einem Bündnisse mit dem „Schneekönige"*) abzuhalten.

Der Herr von Kracht gehörte aber zu denjenigen, welche die Lage der Dinge richtig würdigten und die feste Ueberzeugung hatten, daß das protestantische Deutschland nur durch Gustav Adolph und durch ein aufrichtiges Bündniß mit diesem edlen Könige gerettet werden könne.

Diese Ansicht suchte der Herr von Kracht furchtlos geltend zu machen, namentlich jetzt, wo Alles zur Entscheidung drängte.

---

*) So wurde der König bei seinem Erscheinen in Deutschland spottweise am kaiserlichen Hofe genannt.

Der König von Schweden war nämlich soeben, nach der Eroberung Frankfurts an der Oder, wo er die Kaiserlichen vertrieben, mit seinem Heere über Landsberg nach Köpenick vorgerückt. Er hatte es den Magdeburgern, welche von dem kaiserlichen Heere hart bedrängt wurden, feierlich versprochen, ihnen zu Hülfe zu kommen, in der Hoffnung, daß zwei protestantische Fürsten, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, ihm diese Hülfsleistung möglich machen würden, denn Gustav Adolph wollte und mußte sich den Rücken decken, bevor er nach Magdeburg ging.

Er durfte als umsichtiger Feldherr sein Heer den Glücksfällen des Krieges nicht blindlings anvertrauen und im Fall einer Niederlage wollte er sich nicht auf den Kurfürsten von Brandenburg, dessen Unentschiedenheit er kannte, verlassen. Er begehrte also von diesem die Einräumung der Festungen Spandau und Küstrin und sandte den Grafen Ortenberg nach Berlin, um den Kurfürsten zur Uebergabe der Festungen zu bewegen. Nach Magdeburgs Entsetzung versprach er, sofort die Festungen wieder zu räumen.

Leider ging der Kurfürst auf diesen Vorschlag nicht ein, und der König sandte nun den Feldmarschall Horn, dem gegenüber Georg Wilhelm aber ebenfalls bei seiner Weigerung verharrte. Er ließ dem Könige sagen, er wolle ihm alle anderen Päße einräumen, nur Küstrin und Spandau behalte er sich vor; doch sei er erbötig, sich schriftlich, ja durch einen körperlichen Eid anheischig zu machen, dem Könige diese Festungen, wenn er deren benöthigt sein würde, sogleich zu öffnen.

So stand damals diese Sache. Herr von Kracht war über die Hartnäckigkeit seines Fürsten tief betrübt und bat ihn fußfällig, dem Könige das Begehrte, das er doch nur

in seinem und des protestantischen Deutschland Interesse verlangte, nicht länger vorzuenthalten.

Wegen dieser Hinneigung zu dem Könige von Schweden gerieth von Kracht mit einem Anhänger des Fürsten von Schwarzenberg, dem Herrn von Borgsdorf*), in eine Feindschaft, die um so größer wurde, als beide Männer früher eng befreundet gewesen, und zumal jetzt von Kracht seinem ehemaligen Freunde die Hand seiner Schwester verweigerte, die er ihm früher gern zugesichert hatte.

Louise war aber nicht so leicht zu bewegen, sich von ihrem Geliebten loszusagen, und es kam nicht selten zu heftigen Scenen zwischen den beiden Geschwistern. Auch heute waren sie hart aneinander gerathen, und, um seinen Unmuth verrauchen zu lassen, hatte sich von Kracht nach dem Thiergarten begeben, als er plötzlich von mehreren bewaffneten Strolchen überfallen, und, ehe er den Degen zu ziehen vermocht, vom Pferde gerissen wurde.

Aber von Kracht verlor die Geistesgegenwart nicht und hatte schnell einen verwegenen Plan zu seiner Rettung entworfen.

„Ihr wollt mich tödten," sagte er, „Ihr Schurken! Doch wartet einen Augenblick, vergönnt mir nur noch fünf Minuten, darauf wird es Euch nicht ankommen, und Ihr sollt dafür reichlichen Lohn empfangen. Ich habe hier in der Nähe einen Schatz vergraben und möchte den Ort, bevor ich die Augen schließe, meinen Erben anzeigen. Sorgt nur dafür, daß das Blatt in die Hände des Herrn von

*) Dieser von Borgsdorf ist nicht mit dessen Namensvetter zu verwechseln, welcher zu dieser Zeit Kommandant von Küstrin war, woselbst sich der damals erst zehn Jahr alte Kurprinz, der nachmalige „große Kurfürst" befand.

Gutersdorf kommt, ich werde ihn anweisen, Euch zu belohnen."

Die Soldaten sahen sich bedeutsam an, dann sprach derjenige, welcher der Führer dieser Bande zu sein schien:

„Gut, wir sind zufrieden, schreibe."

Von Kracht zog eine Schreibtafel aus der Busentasche seines Rockes und sagte, indem er zu schreiben begann:

„Ich möchte wohl wissen, warum Ihr mich durchaus tödten wollt."

„Das wissen wir selbst nicht," sagte der Führer wieder, welchen die Anderen „Peter" nannten.

„Also Ihr seid von einem Andern gedungen, Ihr Hallunken, Ihr seid bezahlt?"

„Unser Handgeld haben wir allerdings, das Andere folgt, sobald Ihr abgethan seid; außerdem macht uns das Todschlagen Spaß, denn es ist ja unser Metier; also sputet Euch, wir haben nicht Zeit."

„Ich meine," fuhr von Kracht fort und setzte seinen Schreibstift an, „daß ich Euch für mein Leben besser bezahlen würde als Jener, der Euch gedungen hat."

„Das ist wohl möglich," entgegnete Peter, „aber wir würden wenig dabei gewinnen, denn wenn wir Euch nicht tödten, werden wir gehenkt."

„Es kommt darauf an, ob jener, der Euch gedungen hat, nicht früher gehenkt werden könnte."

„Das ist eine kitzliche Sache, unser Eins steht immer unter dem Galgen, und wir wollen sicher gehen."

„Nun, es ist Euch ja unbenommen, zu gehen, wohin Ihr wollt. Die Schweden stehen in Köpenick, Ihr könnt leicht dorthin kommen und seid dann mit Eurem Schatze geborgen."

„Ehe wir ihn haben?"

„Ihr könnt ihn noch diese Nacht in meiner Gegenwart heben.“

„Ich werde mich mit meinen Kameraden einen Augenblick berathen,“ sagte Peter.

„Thue das, Du Schelm“, versetzte von Kracht mit der größten Ruhe, „nur beeilt Euch, damit wir noch vor dem ersten Hahnenschrei fertig werden.“

Die Soldaten entfernten sich einige Schritte von dem überwältigten Edelmann, und, als sie nach einer kurzen Berathung zurückkehrten, sagte ihr Wortführer:

„Wir gehen auf Euren Vorschlag ein, zeigt uns den Ort, wo der Schatz vergraben ist.“

„Sehr gut“, entgegnete von Kracht mit schlauer Bedächtigkeit, „Ihr müßt mir aber zuvor einen Eid schwören, daß Ihr Euch mit der Hälfte des Schatzes begnügen und die andere Hälfte mir überlassen wollt.“

„Auch damit sind wir einverstanden, wie sollen wir schwören?“ fragte Peter ungeduldig.

„Nun, so hebt Alle Eure Schwurfinger in die Höhe und sprecht mir also nach:“

„Wir versprechen und geloben dem Herrn von Kracht, ihm die Hälfte seines Schatzes zurückzugeben, sobald wir denselben gefunden haben. Wenn wir das nicht thun, dann geben wir dem Teufel das Recht, uns noch diese Nacht in die Hölle hinabzustoßen, dann wollen wir verflucht und von der Seligkeit auf ewig ausgestoßen sein. Amen!“

Nachdem die Strolche diesen Eid nachgesprochen hatten, hingen sie voll Spannung an dem Munde des Edelmanns, der sich etwas zu überlegen schien.

„Es fällt mir eben ein,“ begann er dann, „daß ich nicht mehr genau weiß, unter welchem Baum ich das Geld vergraben habe; auch bin ich nicht im Stande, danach zu

suchen; ich habe mir beim Fall vom Pferde den Fuß verstaucht und vermag mich nicht von der Erde zu erheben. Also hört. In dem Umkreise von hundert Schritten von hier werdet Ihr einen dickstämmigen Baum finden, der sich durch eine merkwürdige Höhlung bei seiner Wurzel auszeichnet; sobald Ihr diesen Baum gefunden habt, kommt zu mir zurück und tragt mich hin; dann werde ich im Stande sein, Euch ganz genau die Stelle, wo der Schatz liegt, anzugeben."

„Es ist gut", sagte Peter und sah von Kracht nicht ohne Mißtrauen an, „wir werden diesen Baum finden, wenn er da ist, und der lange Hans mag so lange bei Euch Wache stehen."

„Darum wollt' ich Euch eben bitten", entgegnete von Kracht mit der größten Unbefangenheit, „denn ich möchte, daß er mir helfe, meinen Fuß wieder einzurenken."

Diese Antwort schien Peters Mißtrauen völlig zu besiegen, und er entfernte sich nun, um mit den andern Strauchdieben den bezeichneten Baum aufzusuchen.

Von Kracht sah ihnen nach, ob sie auch die rechte Richtung einschlugen, und sobald sie Alle weit genug von ihm entfernt waren, sagte er zu seinem Wächter:

„Der Fuß thut mir gewaltig weh; komm', Freund, hilf mir den Stiefel ausziehen."

Der lange Hans bückte sich, um dem Edelmann den gewünschten Beistand zu leisten.

Im selben Augenblick aber stieß von Kracht dem Schelm seinen Degen in den Leib, erhob sich mit Blitzesschnelle und lief nach dem Försterhause, das er im selben Moment erreichte, als der Gardebruder den Einlaß erzwingen wollte. Da nun von Kracht nicht wissen konnte, ob dieser Polterer für ihn oder für die Soldaten Partei nehmen würde, und

da ihm das Letztere wahrscheinlicher schien, so suchte er sich einen Versteck, um dort das Kommende abzuwarten.

Inzwischen hatten nicht nur die andern Strolche, sondern auch Jacob das Geschrei und das Wimmern des von Kracht niedergestoßenen langen Hans vernommen, und dieser Umstand war es, welcher ihn draußen festgebannt hielt, und während er so dastand und horchte, stürzte plötzlich einer der Soldaten auf ihn zu, ergriff ihn bei der Gurgel und schrie:

„Hierher, Kameraden, ich habe den Wicht!"

Heulend wie hungrige Wölfe stürzten die Andern auf diesen Ruf herbei; sie hielten den unglücklichen Verrückten für den entwichenen Edelmann; es war zu dunkel, als daß sie ihren Irrthum erkennen konnten, und Jacob war ein verlorener Mann.

Er wurde in die Nähe eines Sumpfes geschleppt, und hier beriethen sich die Strolche, auf welche Weise mit Jacob verfahren werden sollte.

„Wir müssen diejenige Todesart wählen," meinte Peter, „welche für ihn die schrecklichste und für uns die ergötzlichste sein wird."

Vergebens war der Unglückliche bemüht, sich von den brutalen Fäusten loszumachen, die ihm fast die Kehle zuschnürten; er begriff nicht, was diese Leute, denen er doch nicht das geringste Böse zugefügt hatte, von ihm wollten; es war daher kein Wunder, daß er sich diesen plötzlichen Ueberfall nach seiner Art deutete:

„Es ist der Teufel und seine Kobolde", ächzte er, „sie wollen mich tödten, aber es wird ihnen nicht gelingen."

In ihrer Aufregung und so ganz mit ihrem entsetzlichen Vorhaben beschäftigt, wurden diese rohen Menschen auch jetzt noch nicht gewahr, daß sie statt eines muthigen und

entschlossenen Edelmannes einen wehrlosen Verrückten in ihrer Gewalt hatten.

„Am besten wäre es wohl, wenn wir den Hund in Stücke hackten", machte einer der Kerle den Vorschlag, „denn wir haben nicht Zeit, uns mit ihm lange zu befassen."

„Wer Sünde thut, der ist vom Teufel", stöhnte Jacob; selbst in dieser fürchterlichen Lage die seinem Gedächtnisse so fest eingeprägten Bibelsprüche nicht vergessend, „denn der Teufel sündigt von Anfang. Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre."

„Knurre nur immer zu, Du Wicht!" heulte Peter, „das Moralisiren soll Dir schon gleich vergehen." „Haut zu, Kameraden, zermalmt und zerfetzt ihn in tausend Stücke, aber verschont den Kopf und das Gesicht."

Was Grauenhaftes jetzt geschah, sah nur der bleiche Mond, dessen fahles Licht in dem trüben Wasser des Sumpfes sich wiederspiegelte; unter den tödtlichen Hieben der Unmenschen verstummten Jacobs Gebete und Flüche, und statt deren hörte man nur sein markerschütterndes Geschrei und Gewimmer; endlich verstummte auch dieses und der arme Verrückte war nichts mehr als ein gestaltloser Klumpen von Blut und Koth.

* * *

Die Gestalt, welche in das Haus schlüpfte, nachdem es der Gardebruder verlassen hatte, um zu sehen, was draußen vorging, war kein Anderer als von Kracht. Da er keine Ahnung davon haben konnte, daß ein Anderer soeben für ihn erschlagen worden war, so mußte er darauf gefaßt sein, daß man ihn hier suchen würde, und er war entschlossen, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

In die Stube tretend, holte er sein Taschenzündzeug und eine kleine Büchse, die einen langen dünnen Wachsstock enthielt, hervor, und der erste Gegenstand, den er bei dem Lichte seiner Kerze gewahrte, war das arme Mädchen, welches noch immer in einem Winkel des Zimmers niederkauerte.

„Bist Du die Tochter der Alten, die dieses Haus bewohnt?“ fragte er überrascht.

„Nein,“ versetzte sie, „ich bin Marja, die Tochter des Rathsdieners Grote.“

„Grote?“ fragte von Kracht, „den kenne ich ja, das ist ein braver Mann; wie kommst Du aber hierher?“

„Gnädiger Herr,“ begann Marja zu erzählen, „mich hat der Todtengräber mit meinen armen Eltern und meinem Bruder, die alle der Pest erlegen sind, auf den Pesthof gebracht, denn ich war wie todt über die Meinigen hingesunken; Anstrengung, Kummer und Entbehrung hatten mich ohnmächtig gemacht. Als mich jedoch der Todtengräber in die Grube werfen wollte, erwachte ich aus meiner Erstarrung, und der verrückte Jacob, der sich auf dem Pesthofe befand, schleppte mich im Glauben, ich sei eine böse Hexe, hierher, um mich zu tödten.“

„Ach, die ganze Welt ist toll geworden!“ rief von Kracht; „ich selbst, Aermste, bin nicht besser daran als Du, auch mich wollten sie morden, und ich bin noch jetzt in Lebensgefahr, wenn uns Gott nicht hilft; doch fasse Muth, er hat uns Beide nicht so wunderbar aus großen Gefahren gerettet, um uns hier elendiglich umkommen zu lassen. Ach — wie Du zitterst, armes Kind! Kein Wunder, magst lange genug gefastet haben. Nun es wird doch hier im Hause irgend etwas Genießbares vorhanden sein, und ich hoffe, auch ein erfrischender Trunk. Holla — dort sehe ich einen Wandschrank.“ —

„Nur einen Trunk Wasser!“ sagte Marja.

„Hier ist sogar Milch," rief von Kracht erfreut aus, der den Schrank geöffnet hatte, „und Wurst und Speck; nun haben wir Proviant genug, denke ich, um ein paar Stunden die Belagerung auszuhalten, und ich hoffe mit Zuversicht, daß uns der Tag unter allen Umständen Erlösung bringen wird."

Marja griff ohne Zögern nach dem, was sich ihr darbot. Hierdurch und durch die Nähe des entschlossenen Edelmanns fühlte sie sich neu belebt und gestärkt, und ihr kräftiger Körper that das Uebrige.

Unterdessen hatte von Kracht Anstalten getroffen, sich gegen einen Ueberfall, so gut es ging, zu sichern, wobei ihm auch Marja gute Dienste leistete, und bald verkündete das laute Gebrüll der andringenden Soldaten, denen sich der Gardebruder zugesellt hatte, daß seine Vorsicht nicht überflüssig war.

„Jetzt gilts, mein Kind," sagte von Kracht, „unser Leben wird von unserm Muthe abhängen. Nimm die Axt, welche dort steht, sie ist die beste Waffe für Dich. So leicht wird es ihnen nicht gelingen, zu uns einzudringen, sollten wir aber unterliegen — —"

Von Kracht konnte nicht weiterreden, denn das Haus erschütterte unter den wuchtigen Schlägen, welche gegen Thür und Fenster donnerten, dazwischen hallten gräßliche Flüche und Drohungen und die kreischende Stimme der Alten.

„Jacob! Jacob!" zeterte sie, „was machst Du denn? Bringe Deine arme Tante nicht in's Unglück, mach' auf. Es sind ja keine Kobolde, die hinein wollen, es sind ganz gute, o ja, sehr gute Leute, die Wächter unserer Stadt, die unser gnädiger Herr Kurfürst zu unserem Schutze bestellt hat. Mache nur geschwind auf, mein lieber, guter, frommer Jacob, sonst tödten mich die guten Leute."

„Ich habe mich nicht getäuscht," sagte von Kracht, der eine Weile lauschend am Fenster gestanden, „der Gardebru-

der hat mit den Schelmen Kameradschaft geschlossen, und die Alte hat ihre Freundschaft wahrscheinlich durch Preisgebung ihrer Lebensmittel und ihres Geldes erkauft; vielleicht bist auch Du, mein armes Kind, in diesen Freundschaftsbund mit eingeschlossen worden, und diese Banditen wollen meinen Hals, Deine Unschuld und das Vermögen der Alten zugleich gewinnen."

„Mich," sagte Marja entschlossen, „bekommen sie nicht lebendig in ihre Hände, ich habe noch ein recht spitzes Messer zu mir gesteckt."

„Brav, mein Töchterchen," rief von Kracht, „denselben Entschluß habe auch ich gefaßt. Die Schurken sollen ihren Zweck im schlimmsten Falle nur halb erreichen."

Es war ein Glück, daß die Soldaten ihr Opfer bereits getödtet zu haben glaubten, denn hätten sie muthmaßen können, daß sich von Kracht noch am Leben befand, und daß er es war, der ihnen den Eingang streitig machte, die Wuth hätte sie gewißlich schneller alle Hindernisse besiegen lassen. Da sie aber glaubten, daß der verrückte Jacob ihnen diesen Possen spielte und zwar, wie ihnen die Alte betheuerte, gewiß nur in der Meinung, daß sie Kobolde seien, so machte ihnen dieser Widerstand eines Verrückten im Anfange Spaß; doch nach und nach wuchs ihr Aerger und ihre Ungeduld, denn es waren doch noch immer zwei Dinge, welche ihnen den ungehinderten Eintritt in's Moderloch als wünschenswerth erscheinen ließen, nämlich die Vorräthe der Alten und — Marja.

Von Kracht hatte in dieser Beziehung ganz recht vermuthet; diese beiden Dinge waren der Preis, welchen die Alte angeboten, um sich von ihren Peinigern zu befreien, und die Elenden brannten vor Begierde, sich dieser Beute zu bemächtigen.

„Versucht's noch einmal mit der Thür," sagte der

Gardebruder, „ich werde indessen auf das Dach klettern und sehen, ob ich es abdecken und auf diese Weise in das Mordnest hineinkommen kann.“

Hätte von Kracht diesen Plan gehört, dann würde er seine Maßregeln getroffen haben, aber das Geschrei der Alten, das sich jetzt wieder vernehmen ließ, übertönte die Worte des Gardebruders.

„Jacob! Jacob!“ erscholl es abermals, „mein lieber Jacob, hast Du gar kein Erbarmen mit Deiner alten Tante, welche dazu noch eine arme Wittwe ist? Ach, so laß doch nun ab von der Dirne. Wenn in ihr den Teufel steckt, lieber Jacob, so kannst Du ihn ja immer noch tödten; öffne doch nur erst, die guten Leute wollen dir ja helfen, den Teufel aus der Dirne auszutreiben!“

Die Art und Weise, in welcher die Alte diese Worte ausstieß, machte auf die Soldaten einen so komischen Eindruck, daß diese trotz ihres Zornes in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Die unglückliche Marja überlief es eiskalt bei diesem rohen Ausbruche teuflischer Freude.

In diesem Moment krachte die Thür und splitterte auseinander, doch fehlte noch viel, daß die Soldaten eindringen konnten, da der Eingang durch altes Gerümpel verbarrikadirt war; der Wachsstock, welchen von Kracht angezündet hatte, war inzwischen gänzlich abgebrannt und erlosch; draußen begann es bereits zu dämmern. Dieser Umstand war der Vertheidigung sehr günstig; von Kracht erspähete eine Lücke zwischen dem Gerümpel und stach durch dieselbe in die Anstürmenden hinein; ein lauter Aufschrei ließ ihn erkennen, daß einer der Elenden verwundet war.

„Wieder ein Schuft weniger,“ triumphirte er, „und ich hoffe, mir noch die Andern zu holen; Du aber, liebe

Marja, begieb Dich der größern Sicherheit wegen auf den Boden hinauf; hier kannst Du mir doch nichts nützen, und ich werde Dir wohl bald folgen müssen."

In der That wurde der Ansturm jetzt so heftig, daß von Kracht auf seinen Rückzug bedacht sein mußte; die Wuth der Soldaten und ihr furchtbares Geheul machte Marja, welche jetzt zögernd auf der Leiter stand und voll ängstlicher Spannung auf den unerschrockenen Edelmann blickte, erbeben.

Sie hörte nicht, daß jetzt auf dem Boden ein Geräusch entstand, sah nicht, wie der Kopf des Gardebruders, der inzwischen das Dach erklommen und durch eine Oeffnung desselben, die er so eben zu Stande gebracht hatte, in's Haus gedrungen war, sich zu ihr hinabbeugte, und wie sich zwei Arme polypenartig nach ihr ausstreckten, um sie völlig auf den Boden hinaufzuziehen. Plötzlich machte ein durchdringender Schrei den jungen Edelmann erbleichen, er stürmte die Leiter hinan, er sah oben eine dunkle Masse hin- und herschwanken, dann folgte ein dumpfes Geräusch, wie von dem Fall eines menschlichen Körpers — Marja stand vor dem zuckenden Leichnam des am Boden liegenden Gardebruders.

Es war nur ein Moment; laut aufjauchzend umarmte von Kracht das heldenmüthige Mädchen, aber es war keine Zeit, sich über den Hergang dieses furchtbaren Zwischenfalls auszusprechen, denn Peter und sein einzig noch lebender Kamerad waren bereits in's Haus gedrungen und standen schon auf der Leiter.

„Kommt nur herauf, Ihr Schurken," rief von Kracht, „komm, Du dummer Peter, der Du nicht einmal eines Edelmanns Stimme erkennst. Komm, komm, ich bin nicht Jacob, ich bin von Kracht, der Dir gern das Genick umdrehen möchte für den Liebesdienst, den Du ihm erweisen wolltest!"

Mit diesen Worten drang von Kracht mit der Spitze seines Degens auf Peter ein; dieser aber hatte kaum die Stimme des Edelmanns vernommen, als er entsetzt die Leiter hinabsprang, während sein Genosse tödtlich verwundet zu seinen Füßen niedersank.

Jetzt hatte es von Kracht nur noch mit einem Gegner zu thun, aber dieser hatte bereits seinen Degen weggeworfen, sank zitternd wie Espenlaub vor dem auf ihn eindringenden von Kracht auf die Kniee und flehte, die Hände emporstreckend, mit kläglicher Stimme um Gnade.

Von Kracht, der es nicht wissen konnte, daß Peter nur seinen Geist vor sich zu erblicken glaubte, war über die schnelle Unterwerfung des verwegenen Menschen nicht wenig erstaunt, doch war er weit entfernt, den günstigen Moment unbenutzt zu lassen. Er setzte dem Elenden seinen Degen auf die Brust und rief mit gebieterischer Stimme:

„Wer hat Dich zum Morde gedungen?“

„Gnade! Gnade!“ flehte Peter.

„Sprich, Bube, wer hat Dich für meine Ermordung geworben und bezahlt? War es von Borgsdorf?“

„Ja, der und noch ein Anderer. Gnade!“

„Wer war dieser Andere?“

„Der Pfarrer Thomasius, der die Pesttropfen und Talismane verkauft. Gnade!“

„Steh' auf,“ befahl nun von Kracht, „ich schenke Dir das Leben nicht, ich borge Dir's nur. Jetzt höre, was ich Dir auftrage, und wehe Dir, wenn Du es nicht genau ausrichtest. Zunächst schaffe mir mein Pferd hier zur Stelle und dann eile nach der Stadt und melde den Beiden, die Dich, um mich zu ermorden, gedungen haben, daß Du ihren Auftrag vollführt hast, und daß ich nicht mehr unter den

Lebenden sei. Laß Dir Deinen Lohn von ihnen auszahlen, und dieses hier nimm von mir auf Abschlag.“

Mit diesen Worten versetzte von Kracht dem Elenden, der sich jetzt erhob, einen tüchtigen Fußtritt. Peter entfernte sich und kehrte bald mit dem Pferde am Zügel zurück. Mit der Demuth eines Sklaven wartete er vor der Thür auf das Erscheinen des jungen Edelmannes.

„Meine Tochter,“ sagte dieser jetzt zu Marja, „ich muß Dich nun bald verlassen, denn ich habe im schwedischen Lager zu thun. Schon in einigen Tagen hoffe ich mich Deiner annehmen zu können, aber augenblicklich vermag ich nicht für Dich zu sorgen. Hast Du Verwandte in der Stadt, bei denen Du Aufnahme finden könntest?“

„Sorgt nicht um mich,“ entgegnete Marja resignirt, „ich werde schon ein Unterkommen finden.“

„Nein, Marja,“ wandte von Kracht ein, „ich weiß, daß Du ein muthiges Herz hast, aber hier würde ich Dich um keinen Preis zurücklassen; ich bringe Dich bis an das Stadtthor, und dann sieh' weiter, wo Du bei guten Freunden vorläufig Aufnahme findest. Ich selbst besitze leider keine Freunde, denen ich Dich empfehlen könnte, denn mit den Leuten, die in des Kurfürsten Gunst stehen, habe ich mich nie zu stellen gewußt. Der Kurfürst selbst meint es noch am besten mit mir und ist mir nicht abhold, da er weiß, daß mein Freimuth ehrlich und ohne Ehrgeiz ist; aber er wird leider niemals sehen, was hinter den Bergen vorgeht, und es ist ein häßlicher, dummer Berg, der zwischen ihm und seinen besten Unterthanen steht — ich meine den Schwarzenberg, der mir ebenfalls Feind ist. Du siehst also, mein Kind, daß ich eben nichts Besonderes in diesem Augenblicke für Dich thun kann. Wenn Du aber irgend einen Verwandten hast, dann gehe zu ihm hin, namentlich wenn es

einer ist, der nicht schwarzenbergisch, ich meine, nicht kaiserlich gesinnt ist. Du verstehst mich doch, Marja?"

„O ja," versetzte diese, „mein Vater hat immer gesagt, daß der König Gustav der Deutschen und der Evangelischen Retter ist, und daß er das Land sicher von den kaiserlichen Mordbrennern befreien würde."

„Dein Vater war ein braver Mann, das weiß ich, aber er ist ja leider todt; wohin willst Du Dich also wenden?"

„Sorgt nur nicht um mich, ich finde ganz gewiß ein Unterkommen;" versetzte Marja.

„Nun, Gott sei mit Dir, liebes Kind!" rief von Kracht aus, indem er das Mädchen auf's Pferd hob, dann schwang er sich selbst hinauf und sprengte der Stadt zu. —

„Leb' wohl, theure Marja," verabschiedete er sich, als er das Thor erreicht hatte; „ich werde an Dich denken, so lange ich lebe, Du wirst bald mehr von mir hören."

Er küßte zärtlich das Mädchen und ließ sie sanft vom Pferde hinabgleiten, und dann ging's weiter in sausendem Galopp. Mit thränenden Augen und tiefen, schmerzlichen Seufzern blickte ihm Marja lange nach.

* * *

Im schwedischen Lager herrschte große Bewegung. Fünf Compagnieen Reiter und tausend Mann Fußvolk mit vier Kanonen sollten dem Könige Gustav Adolph nach Berlin folgen, denn dieser war entschlossen, seine Forderung endlich mit allem Nachdruck durchzusetzen.

Von Kracht, der bereits vor einer Stunde im Schlosse zu Köpenick, wo Gustav Adolph Quartier genommen hatte, angelangt war, ließ den König durch General Horn, mit dem er aus früherer Zeit persönlich bekannt war, um eine Audienz bitten, die ihm bereitwilligst gewährt wurde.

Sobald der König mit Durchlesung der neuesten Depeschen fertig war, ließ er sich den preußischen Edelmann vorstellen.

„Ihr wollt also in meine Dienste treten, Herr von Kracht?“ redete der König diesen an.

„Es ist dies mein innigster Wunsch, Majestät.“

„Ihr kommt soeben von Berlin?“

„Von dort, jedoch nicht vom Hofe, Majestät,“ entgegnete von Kracht mit Bedeutung.

„Ihr könnt mir also nicht sagen, ob man sich dort eines Besseren besonnen hat?“

„Majestät, ich fürchte das Gegentheil.“

„Was in aller Welt macht aber Euren Kurfürsten so hartnäckig blind gegen seinen Vortheil?“

„Sein Minister und die kaiserliche Partei.“

„Wer gehört denn zu dieser kaiserlichen Partei?“

„Alle diejenigen, welche von Schwarzenberg's Gunst abhängen, diejenigen, welche Ew. Majestät hassen, und diejenigen endlich, welche aus einem mißverstandenen Patriotismus sich lieber vom Wiener Hofe auf die Schlachtbank legen lassen, als durch Ew. Majestät Beistand gerettet sein wollen.“

„Patriotismus? Sind sie denn bei Euch zu Brandenburg nicht protestantisch?“

„Sie sind Protestanten, aber sie wollen auch Deutsche sein.“

„Wollen wir sie denn zu Schweden machen?“

„Ich weiß, daß Ew. Majestät nichts ferner liegt als Eroberung, aber die protestantischen Fürsten mißtrauen Euren guten Absichten.“

„Habe ich ihnen wohl Veranlassung zum Mißtrauen gegeben?“

„Gewiß nicht, aber das Unglück richtet dadurch noch mehr Unheil an, daß es jeder Zeit mißtrauisch macht.“

„Bin ich an diesem Unglück Schuld? Warum wendet sich das Mißtrauen nicht gegen Wien, von woher alles Unheil kommt?“

„Es sollte allerdings so sein, und ich habe nach Kräften diese Meinung verfochten, mir aber leider dadurch so bittere Feindschaft zugezogen, daß ich in dieser Nacht mit genauer Noth einem Mordanfall entgangen bin. Mein gnädiger Herr, der Kurfürst, sollte nach meiner Meinung anders handeln und Euch mit offenen Armen entgegen kommen, aber die Beweggründe, welche meinen gnädigen Herrn davon abhalten, werden Ew. Majestät dennoch ehren.“

„Ei, was redet Ihr da, mein Herr von Kracht! Ist es nur Mißtrauen gegen meine Rechtschaffenheit, welches Euren Herrn abhält, mir die Festungen zu übergeben, so will ich das noch einigermaßen entschuldigen, denn es ist wahr, daß der Kurfürst sich dadurch fast gebunden in meine Hände giebt, und wenn ich unredlich sein will, kriegt er mich nimmermehr wieder heraus. Aber man muß doch zwischen zwei Uebeln die Wahl zu treffen wissen, und es fragt sich, ob seinem Lande mehr mit den Kaiserlichen oder den Schweden gedient ist. Das arme Volk segnet uns ja, wo wir erscheinen und es von diesen wilden Räuberhorden befreien. Ist denn nicht das Interesse seines Volkes sein eigenes Interesse? Will Euer Kurfürst sein Land denn gänzlich von diesen Marodeurs aufzehren lassen?“

„Mein gnädiger Herr“, versetzte von Kracht, „hofft noch immer, daß der Kaiser glimpflich gegen die deutschen Länder verfahren werde, wenn sich die protestantischen Fürsten nicht — —“

„Nun? Nun? fahret fort.“

„Einem Ausländer anschließen, welcher de erklärte und furchtbare Feind des Wiener Hofes ist.“

„Pah — da sieht Er, mein lieber Horn, was das für eine Verblendung ist. Als kennte man den Wiener Hof nicht. Verlaßt Euch darauf, Ihr deutschen Herren, die Jesuiten und die Wiener, das ist eins. So lange ich in Deutschland bin, geht man säuberlich mit den protestantischen Fürsten um, sucht sie hineinzuziehen und von mir abwendig zu machen, aber ich sage Euch, wo man sicher steht, da wehe dem armen Lande. Ihr werdet es an Magdeburg erleben, wenn sich Euer Kurfürst noch lange besinnt.“

In diesem Augenblicke schmetterten die Trompeten durch das schwedische Lager. Generäle traten in das Zimmer des Königs ein und holten Befehle, und dieser erhob sich und sagte stehend zu Kracht:

„Wir machen jetzt den sauren Gang nach Berlin, um noch einmal mit dem Kurfürsten freundlich zu verhandeln. Ich bin aber der Sache müde, und laße mich nicht länger hinziehen. Was ich nicht gutwillig bekommen kann, nehme ich. Ich habe den armen Magdeburgern meine Hülfe zugesagt, und will die bedrängte Stadt befreien. Euer Herr sollte nicht so hartnäckig sein, da es gilt, eine protestantische Stadt von solcher Wichtigkeit zu retten. Ihr könnt uns begleiten. Ich werde persönlich um Euren Abschied beim Kurfürsten anhalten. Seid Ihr zufrieden?“

„Mit vielem Dank, Ew. Majestät.“

„Nun, so wollen wir in Gottes Namen aufbrechen.“

Der König trat aus dem Schlosse. Sobald er inmitten seines Heeres erschien, wurden die Trommeln gerührt. Das Heer war in Parade aufgestellt, und der König trat, das Haupt entblößend, vor die Front. Die Soldaten folgten

dem Beispiel des Königs und standen sämmtlich mit entblößtem Haupte da.

Nun trat der Feldprediger hervor und stimmte ein Lied an, welches der König selbst gedichtet hatte, und das ganze Heer sang mit:

Verzage nicht, o Häuflein klein,
Obschon die Feinde Willens sein,
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen Deinen Untergang,
Davor Dir wird recht angst und bang;
Es wird nicht lange währen.

Getröste Dich, daß Deine Sach'
Ist Gottes, dem befiehl' die Rach'
Und laß nur ihn schlicht walten. —
Er wird durch seinen Gideon,
Den Er wohl weiß, Dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort,
Und was dem thut anhangen,
Zuletzt doch werden Hohn und Spott,
Gott ist mit uns und wir mit Gott;
Den Sieg woll'n wir erlangen*).

Nachdem der Gesang beendet, wurden die Trommeln wieder gerührt. König Gustav Adolph schwang sich auf sein Pferd und ritt, in Begleitung seiner Generalität, welcher sich von Kracht anschloß, auf der Landstraße nach Berlin zu.

*) Dieses Gebet, welches auch vor der Schlacht bei Lützen gesungen worden ist, soll noch im Originale in der Bibliothek des Grafen de la Gardie zu Liberi in der Provinz Schonen vorhanden sein.

Drittes Kapitel.

Das Goldmacherhaus auf dem Werder.

Die beiden Werder von Berlin, von denen letzterer, der Friedrichswerder, einen besonderen Stadttheil bildete, waren bis zur Zeit des großen Kurfürsten noch sehr unwohnlich. Der Friedrichswerder lag außerhalb der Stadtmauer und wurde der Gänsewerder genannt, weil hier die zahlreichen Gänseheerden weideten, welche die Berliner hielten, und die andere Insel hatte nur diesseits der Schleusenbrücke einige verfallene Hofwohnungen und ein einzig ansehnliches Haus, welches 1585 für die Goldmacher erbaut worden war. In den letzten Jahren des ersten Viertels des siebenzehnten Jahrhunderts war dieses Haus gar nicht bewohnt, bis sich plötzlich zu der Zeit, da unsere Geschichte beginnt, ein Mann darin niederließ, der sich für einen von den Kaiserlichen vertriebenen protestantischen Pfarrer ausgab und sich Thomasius nannte. Dieser Mann war sehr schnell am kurfürstlichen Hofe bekannt geworden, namentlich schien ihn der Minister Schwarzenberg sehr zu begünstigen; und vielleicht deshalb, weil sich Thomasius im Besitze vieler geheimnißvollen und wunderbaren Wissenschaften zu sein rühmte, vielleicht auch, weil gerade keine andere passende Wohnung vorhanden war, räumte man ihm das Alchymistenhaus zur Wohnung ein. Sobald Thomasius das Haus bezogen hatte, las man an der Thür desselben eine große wunderbar geschnörkelte Schrift, welche eben, weil sie die meisten Berliner nicht zu entziffern vermochten, bald genug Jedem bekannt wurde, und die nichts Geringeres anzeigte, als:

„Hier werden allerlei unfehlbare Mittel gegen die Pest verkauft.“

Dieser Anschlag war einige Tage zuvor, ehe Marja's Eltern begraben waren, zum ersten Male sichtbar geworden, und sicher würde ganz Berlin zu dem Wundermanne hineingestürmt sein, hätten die guten Leute nicht eine heilige Scheu gehabt, das verrufene Haus zu betreten. Dennoch aber hatte Thomasius keinen spärlichen Zuspruch, und die ihn Besuchenden verließen den Wundermann in vielen Beziehungen mehr als befriedigt. Was aber die Mixtur anbetraf, so wollte es den Leuten nicht recht gefallen, daß ihre Wirksamkeit von so vielen Bedingungen abhängig gemacht wurde, daß kaum ein sicherer Erfolg zu erwarten war.

Da genügten aber vierundzwanzig Stunden, um Thomasius bei Jung und Alt in den Geruch eines richtigen Zaubermannes zu bringen, denn es gingen die unheimlichsten Sagen über die Art und Weise, wie er seine Besuche empfing, und so Viele auch schon zu ihm gekommen sein mochten, Niemand konnte sich rühmen, den Wundermann von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, obgleich Thomasius durchaus keine Bedienung hatte.

Wir werden gleich sehen, was an dieser Behauptung Wahres war. — —

Als Marja unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, an dem kurfürstlichen Schlosse vorüberging, öffnete sich daselbst ein Fenster in dem sogenannten „Hause der Herzogin“, und eine junge Person mit einer ungeheuren Haube rief das Mädchen heran.

„Höre,“ sagte sie zu Marja, „wenn Du etwas für mich ausrichten willst, dann sollst Du eine gute Belohnung haben, ich schenke Dir ein schönes Kleid, welches Du Dir aus meiner alten Garderobe selbst auswählen kannst.“

„Auch ohne dies, Gnädige;“ sagte Marja, „was soll ich thun?“

„Gehe in das Haus der Alchymisten hinüber, klopfe dreimal an die Thür und dann sage, wenn Du drinnen bist und nach Deinem Begehr befragt wirst, Du wünschest den Pesttrank zu haben. Hier hast Du Geld, ich hoffe, es wird mehr sein, als Du gebrauchst.“

Mit diesen Worten warf die Redende ein Säckchen mit Münze auf die Straße, indem sie hinzusetzte:

„Ich werde Dich hier am Fenster erwarten.“

Weniger in Erwartung der versprochenen Belohnung, als in der Hoffnung, daß die Gefälligkeit, welche sie der unbekannten Dame erweisen sollte, ihr vielleicht zu ihrem Fortkommen behülflich sein würde, erklärte sich Marja bereit, den ihr gewordenen Auftrag auszurichten. Nachdem sie, wie ihr geheißen, dreimal an die Thür des ihr bezeichneten Hauses gepocht hatte, öffnete sich dasselbe, und kaum war sie über die Schwelle getreten, als es auch schon wie von einer unsichtbaren Hand wieder geschlossen wurde. Der hohe Flur des Hauses war nur schwach erleuchtet, und im Zwielichte einer unheimlichen Dämmerung blieb Marja wie festgebannt an der Schwelle der Hausthür stehen. Gern wäre sie wieder zurückgegangen, als eine tiefe Stimme, die von der Höhe der Diele her ertönte, sie nach ihrem Anliegen fragte.

„Ach,“ sagte Marja mit leiser, bebender Stimme, „ich wünsche die Pestmixtur.“

„Wer bist Du?“ fragte die Stimme wieder.

„Marja, die Tochter des verstorbenen Rathsdieners.“

„Wie alt bist Du?“

„Siebenzehn Jahre.“

„Bist Du eine gute Christin?“

„Ich glaube.“

„Wann hast Du zuletzt das Abendmahl genommen?“

„In der Ostervigilie.“

„Seit dieser Zeit hast Du nicht gebeichtet?“

„Nein.“

„Nun, ich will Dir hier die Beichte abnehmen und die Absolution ertheilen, sonst nützt der Pesttrank nichts.“

„Ach — ich habe nichts zu beichten.“ —

„Freches Mädchen!“ rief die Stimme erzürnt, „der Mensch sündigt mit jedem Athemzuge und mit jedem Gedanken, und Du wolltest keine Sünden zu bekennen haben?“

„Nicht, daß ich wüßte!“

„Hast Du Dich nicht im Zorne vergangen?“

„Nein!“

„Nicht im Hasse?“

„Nein!“

„Nicht in der Liebe?“

Diese Frage machte Marja betroffen, ohne daß sie sich Rechenschaft über diese ihr bisher unbekannte Empfindung zu geben vermochte.

„Ich muß bemerken,“ sagte sie nach einer Weile, „daß ich den Pesttrank gar nicht für mich haben will.“

„Für wen denn?“

„Für ein mir unbekanntes Fräulein im Schlosse drüben.“

„So gehe, Marja, und sage dem Fräulein, daß sie sich den Trank selbst holen soll.“

Marja athmete auf und beeilte sich, aus dem unheimlichen Hause wieder heraus zu kommen, aber noch hatte sie die Thür nicht erreicht, als sie Schritte hinter sich hörte und sich plötzlich in einer keineswegs zarten Weise festgehalten fühlte.

Kein Anderer als Thomasius stand neben ihr. Er war ein großer, hagerer Mann; unter seiner hohen und spitzen Stirn blitzten graue, unheimlich rollende Augen; obwohl der schwarze Talar, der seine Gestalt verhüllte, und sie zumal bei dem hier herrschenden Zwielichte noch größer erscheinen ließ, als sie wirklich war, seinen geistlichen Stand verrieth, so war seine Erscheinung doch nicht geeignet, einem jungen Mädchen Vertrauen einzuflößen, und Marja war im ersten Augenblick so überrascht und erschreckt, daß sie laut aufschrie.

„Fürchtest Du Dich vor mir?“ fragte Thomasius im Tone des Vorwurfs.

„Ach nein,“ versetzte Marja, sich fassend, „ich glaube hierzu keine Ursache zu haben, Sie sind ja ein Geistlicher.“

„Und dennoch zitterst und bebst Du? Du scheinst demnach kein reines Gewissen zu haben! Ich wollte Dich nur fragen, ob Du für Dich selbst keine Pesttropfen wünschst?“

„Nein,“ entgegnete Marja, „an meinem Leben ist mir nichts gelegen.“

„Das ist ganz sündhaft gesprochen; warum verachtest Du also Dein junges Leben?“

„Weil ich ganz unglücklich bin.“

„Was macht Dich so unglücklich? Ist es nicht allein die Sünde?“

„Nein, es ist die Verlassenheit;“ versetzte Marja, „die Pest hat mir meine theuren, guten Eltern und meinen lieben Bruder geraubt.“

„Und Gott, der die Seinen nicht verläßt, hat Dir bereits einen anderen Vater, eine andere Mutter und einen anderen Bruder gegeben,“ sagte Thomasius mit Salbung. „Du wirst mich nicht wieder verlassen, Marja. Ich nehme Dich unter meinen Schutz und in meine Dienste.“

„Dazu kann ich mich nicht so rasch bereit erklären," entgegnete Marja, „obwohl ich Euch sehr dankbar für Eure Theilnahme bin; ich werde mir Euer Anerbieten überlegen, und wenn ich meinen Entschluß gefaßt habe, komme ich wieder hierher."

„Es kommt jetzt nicht auf Deinen Entschluß, sondern auf den meinigen an," sagte Thomasius in rauhem, befehlendem Tone; „ich will mich Deiner zu einem Gott gefälligen Werke bedienen. Wenn Du Dich fügst und gehorsam bist, dann wird es Dir bei mir wohl ergehen, bist Du jedoch trotzig, so besitze ich die Mittel, Dich zu beugen und fügsam zu machen. Gegen meinen Willen wirst Du dieses Haus nicht lebend verlassen; willst Du mir also freiwillig gehorchen?"

Marja kämpfte eine Weile zwischen dem Entschluß des äußersten Widerstandes und der Ergebung; dann endlich sagte sie:

„Gott hat mir bisher geholfen, er wird mir auch ferner helfen; ich will also bleiben und Euch dienen, so lange Ihr nur das, was gut und recht ist, von mir verlangt."

„Folge mir!" befahl Thomasius, indem er ihre Hand ergriff.

Er führte sie über den Flur, stieg mit ihr eine kleine Treppe hinauf, durchschritt einen schmalen Corridor und öffnete die Thür eines sehr großen Gemaches, welches durch eine Ampel, die vor einem riesigen Kruzifix hing, nur spärlich erleuchtet war. Die Gestalt des gekreuzigten Heilandes zwischen den beiden Schächern, sein leidendes Gesicht, die Blutmale, die Farbe des Fleisches, der schmerzdurchzitterte Körper, die verzerrten Züge der Verbrecher, dies alles war mit so realistischer Meisterschaft dargestellt, daß

der Eindruck, zumal auf ein unglückliches, verlassenes Mädchenherz, ein überwältigender sein mußte.

Thomasius führte Marja bis vor das Kreuz und sagte mit salbungsvollem Tone:

„Bete, mein Kind, damit Gott Dich erleuchte. Du bist eine Waise, Du stehst verlassen da, Du bedarfst sehr seines Schutzes und seines Erbarmens."

Diese Worte waren allerdings geeignet, dem Mädchen seine Furcht vor Thomasius wieder zu benehmen, sie knieete vor dem Kreuze nieder und betete recht inbrünstig.

Die Arme konnte, während sie ihr Herz zu Gott emportrug, nicht bemerken, daß Thomasius sie mit seinen Blicken verschlang und leise zwischen den Zähnen murmelte:

„Sie sieht blaß und angegriffen aus, aber sie ist schön wie Esther und Judith."

Als Marja sich dann erhob, nahm sie Thomasius wieder bei der Hand und sagte mit einschmeichelnder Stimme:

„Du hast schlimme Tage durchgemacht; Krankheit, Kummer und Elend haben Deinen Wangen ihre Frische, Deiner Gestalt ihre jugendliche Elastizität, Deinem Geiste seine Klarheit geraubt; Du bedarfst der geistigen und körperlichen Erneuerung, der Ruhe und Erholung. Dies Alles soll Dir bei mir werden, so Du Dich mir ganz ergiebst wie ein Lamm seinem Hirten und treu und wahr gegen mich bist. Zunächst aber sage mir offen und ehrlich, hier in unseres Heilandes Gegenwart, bist Du noch unberührt?"

„Ja!" sagte Marja und schlug die Augen erröthend nieder.

„Du trägst auch in Deinem Herzen noch nicht das Bild eines geliebten Mannes?"

„Nein, es ist nur das Bild eines Freundes."

„Wo ist dieser Freund?“

„Im schwedischen Lager.“

„Bei Gustav Adolph?“ fragte Thomasius mit sichtlicher Ueberraschung.

„Ja.“

„Wie heißt er?“

Marja erinnerte sich des Befehles, den von Kracht an Peter ertheilt hatte, Niemandem mitzutheilen, daß er noch am Leben sei, und zögerte daher seinen Namen zu nennen.

„Du antwortest nicht?“ fragte Thomasius, die Stirne runzelnd.

Marja überlegte, daß sie jetzt gänzlich in der Gewalt dieses Mannes war und daß sie noch keine Ursache hatte, ihm zu mißtrauen; er hatte ihr Schutz und Beistand verheißen, er hatte sie veranlaßt zu beten; er war ein Geistlicher, ein frommer Mann; warum sollte sie ihn belügen? War es nicht Gottes Wille und Schickung, daß sie diesem Manne zugeführt wurde? Warum sollte sie sich weigern, ihm Alles offen und getreulich zu erzählen?

„Nun? den Namen Deines Freundes, Marja, verlangt mich zu hören?“ erinnerte Thomasius.

„Er heißt von Kracht.“

Thomasius wurde betroffen, aber er verbarg seine Bewegung und sagte in gleichgültigem Tone:

„Ich kenne diesen Menschen nicht, aber erzähle mir von ihm.“

In diesem Moment ließ sich ein lautes Pochen an die Hausthür vernehmen.

„Du wirst mich später während meiner Abwesenheit vertreten müssen,“ sagte Thomasius, „merke Dir also genau, in welcher Art ich mit den Leuten verkehre, die Pestränke, Amulette und dergleichen von mir kaufen wollen. Komm!“

Er verließ mit Marja das Zimmer und begab sich nach dem Flurstübchen, in welchem er sich gewöhnlich aufhielt, wenn er mit Leuten, die ihn besuchten, verkehrte. Hier befand sich eine Platte mit einem Knopf, auf den er nur zu treten brauchte, wenn die Hausthür sich öffnen und wieder schließen sollte. Mit diesem Mechanismus war Marja sofort vertraut.

Der Flur selbst war nicht erleuchtet, sondern empfing sein Licht von einer Oellampe, welche in dem kleinen Flurzimmer brannte. Nachdem Thomasius die Fensterklappe herabgelassen und den Pocher eingelassen hatte, richtete er die gewöhnliche Frage an ihn, welche er der Vorsicht wegen an Jeden that, der ihn besuchte, selbst wenn derselbe schon öfter bei ihm gewesen war.

„Wer bist Du?“ fragte also Thomasius, denn bei der schwachen Erleuchtung des Flures war überhaupt ein genaues Erkennen der Eingetretenen nicht möglich.

„Ich bin Peter!“ lautete die Antwort, „und ich will Euch die Meldung bringen, daß Alles ausgerichtet ist. Herr von Kracht fault im Moderloch. Die Sache machte sich nicht so leicht. Jetzt habt die Güte und gebt mir den versprochenen Talisman, der mich hieb-, stich- und kugelfest machen soll*).“

„Auf welche Weise hast Du ihn getödtet?“ fragte Thomasius.

„Nun, ich bin ihm mit meinem Spieß durch den Bauch

*) Die Soldaten dieser Zeit ersetzten den ihnen fehlenden moralischen Muth durch Talismane, mit welchen damals ein einträglicher Handel getrieben wurde, der noch im achtzehnten Jahrhundert blühte. Der Talisman, auf welchem der Mars im Zeichen des Scorpions geprägt war, und von dem man glaubte, daß er beherzt und siegreich mache, war bei den Soldaten der beliebteste.

gefahren, wie der Dr. Faust, Gott stehe mir bei! durch die Fenster des verzauberten Kellers in Leipzig."

„Du lügst!" schrie ihn Thomasius an, „von Kracht lebt!" —

Ein Ruf der Ueberraschung wurde jetzt hörbar.

„Du siehst, daß ich Alles weiß," fuhr Thomasius nun fort; „versuche es nicht, mich zu belügen, das bringt Dir keinerlei Gewinn."

„Ich kann zehntausendmal bei allen Heiligen und Kreuzen beschwören, daß ich von Kracht getödtet und in's Moderloch geworfen habe; wenn er wiederauferstanden ist, kann ich nichts dafür."

„Die Ketzer stehen nicht anders auf, als um in die Hölle zu fahren."

„Ich habe ihn getödtet," betheuerte Peter abermals, „er ist aber wieder gekommen und hat unter dem Beistande eines Mädchens — ich glaube gar, es war die heilige Jungfrau selbst — drei meiner Kameraden erschlagen."

Thomasius warf einen strengen, fragenden Blick auf Marja.

„Du hast soeben vernommen, was der Mann da unten behauptet," sagte er zu ihr, „warst Du das Mädchen, von welchem er gesprochen?"

„Ich war es."

„So trete an die Klappe."

Marja gehorchte, denn sie hatte sich vorgenommen, in Allem, was sie nicht offenbar als Sünde erkennen mußte, Thomasius gehorsam zu sein.

„Tritt näher," befahl jetzt Thomasius dem abergläubischen Menschen, indem er Marja's Gesicht mit einer Lampe beleuchtete, „erkennst Du sie?"

„Bei der heiligen Jungfrau", rief Peter bestürzt, „das ist sie!"

„Du siehst, daß ich kann, was ich will," fuhr Thomasius fort. „Jetzt gehe, wenn ich Deiner bedarf und das wird vielleicht bald geschehen, werde ich Dich rufen lassen. Hier hast Du Deinen Talismann."

Thomasius warf dem Helden das Stück Metall in einen Lappen gehüllt vor die Füße, worauf dieser sich erfreut entfernte.

„Erzähle mir," wandte sich dann der unheimliche Mann wieder an Marja, „in welcher Weise Du bei den Vorgängen der vergangenen Nacht betheiligt warst."

„Der liebe Gott hat den Herrn von Kracht und mich aus den Händen böser Menschen gerettet", entgegnete Marja, „das kann ich Euch und aller Welt erzählen."

„Du hast es nur mit mir zu thun," fuhr Thomasius finster auf, „ich bin Deine Welt. Nun sprich."

Marja erzählte mit bewegter Stimme die Vorfälle der verflossenen Nacht; jeder andere Zuhörer würde von dieser Mittheilung gerührt worden sein, aber Thomasius blickte das Mädchen finster an, denn er erkannte deutlich genug, was in ihrem Herzen vorging, und fragte dann, wie ein Inquisitor in strengem Tone:

„Hat von Kracht irgend eine Vermuthung ausgesprochen, auf wessen Antrieb ihn die Soldaten angefallen haben?"

„Das weiß ich nicht."

„Hat er den Peter nicht darnach gefragt?"

„Ja, das that er."

„Und wen nannte er?"

„Einen Herrn von Borgsdorf und Thomasius."

„Gut," sagte Thomasius mit der größten Ruhe, „dieser Thomasius bin ich."

Marja schrie unwillkührlich auf und blickte voll Entsetzen auf Thomasius. Sie hatte sich bemüht, zu dem unheimlichen Manne Vertrauen zu fassen; gläubig, arm und verlassen, wie sie war, wollte sie sich gern dem Gedanken hingeben, daß Gott sie zu ihrem Besten in dieses Haus und zu diesem Manne geführt habe, und jetzt mußte sie aus seinem eigenen Munde erfahren, daß dieser Mann ein Mörder war, daß er nach dem Leben eines jungen Edelmannes trachtete, der ihr in der furchtbarsten Nacht ihres Lebens so werth und theuer geworden. Aber während sie jetzt sprachlos vor diesem räthselhaften Menschen stand, in dessen Gewalt sie sich begeben, stieg der frohe, beseligende Gedanke in ihr auf, daß sie vielleicht zur Rettung des jungen Offiziers von Gott ausersehen und in dieses geheimnißvolle Haus geführt worden sei. Thomasius aber war Menschen- und Seelenkenner genug, um zu ahnen, was jetzt in der Brust des Mädchens vorging, und ohne sich von ihrer Ueberraschung irre machen zu lassen, fuhr er fort:

„Danke Du Gott, mein Kind, daß er Dich unter meine Fittiche geführt, und daß Deine Seele, die bereits auf dem Wege zur ewigen Verdammniß war, gerettet wird. Vergiß jedoch nicht, daß ich unbedingte Hingebung in meinen Willen von Dir verlange. Mache Dir, ich wiederhole es, keine Hoffnung, daß Du ohne meine Erlaubniß jemals dieses Haus verlassen könntest. Jetzt begieb Dich zur Ruhe, der Du, wie ich wohl bemerke, sehr bedürftig bist, so lange, bis Du Dich wieder völlig gestärkt und gekräftigt fühlst. Wessen Du sonst bedarfst, sowohl zu Deiner leiblichen als geistigen Pflege, Alles das wirst Du hier finden. Du bist Herrin über Küche und Keller und kannst Dich frei in

diesem Hause bewegen, so lange ich selbst hier bin. Wenn ich aber ausgehe, so wirst Du hinter Schloß und Riegel bleiben, bis ich Deiner gewiß bin, und bis die Zeit der Prüfung für Dich zu Ende sein wird."

Mit diesen Worten führte er Marja in eine Kammer, zu welcher sie durch die große Stube gelangten, wo sich das riesige Kreuz befand. Sich genauer hier und in der Kammer umzusehen, dazu ließ ihr Thomasius keine Zeit. Er deutete kurz auf das für sie bereit stehende Lager, wünschte ihr, gut zu schlafen, und ließ sie dann im Finstern zurück.

„Ich hoffe, an diesem Mädchen, das, was ich so lange vergebens gesucht habe, gefunden zu haben," sagte er, indem er sich entfernte, in halblautem Selbstgespräch; „ich werde sie zur Heiligen, zur Wunderthäterin machen. Den schwankenden Gemüthern aber, die an der Allmacht unserer Kirche irre werden und von ihr abfallen, weil sie solche für altersschwach und kraftlos halten, werde ich zeigen, wie es noch heute stets derselben, alten, wohl bewährten und von Rom ganz richtig gewürdigten Mittel bedarf, um die Völker zu beherrschen. Das Volk wird stets an das glauben und an dem festhalten, was seiner Phantasie und seinem Unverstande schmeichelt, und Leichtgläubigkeit, Thorheit und Aberglaube sind in seiner Brust festgewurzelt für alle Ewigkeiten; aber Aufklärung gebärt den Unglauben, Wissenschaft die Zweifelsucht, und Beides wird den Völkern nur zum Fluche werden. Nur der ist Herr der Welt, der dies erkennt und darnach handelt!" — — —

Thomasius hatte während dieses Selbstgespräches sein Wohnzimmer erreicht, von welchem aus er nach dem kurfürstlichen Schlosse sehen konnte. Er bemerkte, daß die Hofequipage bereit stand, und daß Alles auf einen baldigen

Aufbruch des Kurfürsten deutete. Er kleidete sich eiligst an und verließ das Haus, nicht ohne die Thür von draußen zu schließen, so daß sie von innen nicht geöffnet werden konnte.

Viertes Kapitel.

Die Köpenicker Haide.

Wir müssen jetzt Thomasius und Marja auf einige Zeit verlassen und uns nach der Köpenicker Haide hin begeben.

Hier, in einem Wäldchen, vielleicht auf demselben Flecke, auf welchem der räuberische von Otterstedt nach seiner bekannten Drohung: „Jochimken! Jochimken! Hüde Dy, fangen wy Dy, hangen wy Dy!“ diesem jungen Fürsten aufgelauert, traf der Kurfürst von Brandenburg mit dem jungen Könige von Schweden zusammen.

Den Kurfürsten begleiteten seine Gemahlin und die Mutter des unglücklichen Königs von Böhmen, des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Außerdem hatte er noch einige Räthe bei sich und einige Soldaten. Der Minister von Schwarzenberg war wohlweislich in Berlin zurückgeblieben, denn er hatte seinem Herrn den Rath gegeben, auf des Königs Vorschläge auf keinen Fall einzugehen und sich mit der Ausrede zu helfen, daß er sich mit seinen Räthen erst besprechen müsse. Beim Grafen Schwarzenberg, wie

bei all' Denjenigen, welche unentschieden und zweideutig handeln, hieß es: Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Es war dieser Moment, da der König von Schweden den Kurfürsten von Brandenburg begrüßte, ein höchst bedeutsamer und wichtiger.

Von der Entschließung des Kurfürsten hing das Leben einer blühenden, volkreichen Stadt von 30,000 Menschen ab, welche ihren Blick hoffnungsreich, vertrauensvoll auf den schwedischen Helden und auf die protestantischen Fürsten gerichtet hatten.

Der König von Schweden fühlte die ganze Schwere dieses Augenblicks; sein klarer, heller Blick, sein entschiedenes politisches Bewußtsein sagten ihm, worum es sich jetzt handelte.

Der Kurfürst Georg Wilhelm aber war wie alle schwankenden Naturen um so niedergeschlagener, je weniger er die Kraft und den Scharfblick hatte, in dieser verhängnißvollen Zeit den Umständen und seinem wahren Interesse gemäß zu handeln.

„Was ich von Euch fordere," sagte der König, „erheischt die Klugheit und meine königliche Pflicht. Ich kann nicht vorwärts, ich darf nicht, ehe ich mir den Rücken gedeckt habe. Das ist das ABC in der Politik und im Kriege, ich kann davon nicht abgehen. Warum zögern Ew. Liebden? Verlange ich denn etwas für mich? Ist es um meinetwillen allein, daß ich das Schwert gezogen habe? Ist es nicht die Sache aller Evangelischen, ist es nicht vorzugsweise Eure Sache? Ihr zaudert? Hat man Euch nicht bestohlen um Eure Länder, bedroht das Restitutionsedikt nicht Euren Staat, Eure Religion? Seht, jetzt habe ich die Kaiserlichen gezwungen, den größten Theil Eurer Länder zu verlassen. Eure Unterthanen können uns nicht genügend

für diese Wohlthat danken, über meine Truppen aber kann sich Niemand beschweren. Darf ich für einen solchen Dienst nicht einige Erkenntlichkeit begehren? — Und was ist mein Begehr? Die Einräumung einer Festung, die ich mir nehmen könnte, wenn ich mein Schwert ausstrecke. Könnt Ihr unter solchen Umständen noch Mißtrauen in die Lauterkeit meiner Absichten setzen? Ich gelobe Euch mit meinem königlichen Wort, sobald ich Magdeburg entsetzt haben werde, räume ich Spandau wieder. O zaudert nicht. Bin ich nicht Euer Freund, habt Ihr nicht alle Ursache, mir entgegen zu kommen? Sehen Ew. Liebden denn nicht, vor welchem Abgrunde Ihr steht? Seht Ihr nicht, wie die Sache der Protestanten in ganz Deutschland schon verloren ist, wie der Wiener Hof ob seines unzweifelhaften Sieges triumphirt, und wie sie sich um die Beute, um das Erbe der protestantischen Fürsten und Völker streiten? Seht Ihr nicht, wie die Jesuiten die protestantischen Länder durchziehen und mit dem Gifte der Ueberredung das Volk wieder unter den Pantoffel des Papstes und der Wiener Jesuiten und Heiligen zu bringen bemüht sind? Seht Euch doch um in Deutschland, wohin es in den letzten Jahren gekommen ist, und ob bis zu meiner Ankunft die Sache der Evangelischen nicht schon verloren war. Sind denn Ew. Liebden ein Papist? Nun, dann sagt und gesteht es, und wir sind offene Feinde. Ich sollte meinen, Ihr handelt gerade so, als seid Ihr des Kaisers und der Jesuiten bester Freund und Beistand."

„Ich sehe wohl ein," versetzte der Kurfürst, „daß Ew. Majestät Recht haben, aber auch auf meiner Seite ist das Recht. Der Kaiser ist jetzt mächtiger denn je. Die Geschicke der Schlachten liegen in Gottes Hand, und gleich Euch, bin ich für meine Regierung verantwortlich. Denkt,

welch' Unglück und Mißgeschick ich meinem armen Volke zuziehen werde, wenn Ihr gegen die Kaiserlichen verliert? Dann wäre ich und mein Land unwiederbringlich verloren, des Kaisers Rache würde es unerbittlich treffen, wie sie den unglücklichen Friedrich von der Pfalz, dessen Frau Mutter Ihr hier sehet, getroffen hat."*)

„Unglückselige Verblendung!" rief der König, „glaubt Ihr denn, daß es Euch besser ergehen werde, so mich die Kaiserlichen schlagen, und, was Gott verhüten wolle, der Kaiser wieder völlig oben auf ist? Nichts wird Euch retten, nicht die völlige Unterwerfung. Wahrlich, wahrlich, Ew. Liebden, und wenn Ihr Euch auch wie ein Knecht vor dem Wiener Hofe und den Jesuiten demüthigen werdet, man wird mit diesem Opfer nicht zufrieden sein. Sie werden sich nicht eher wieder beruhigen, bis die alte Ordnung des Bannes und des Holzstoßes wieder eingeführt, bis die Kutten wieder das Land besäen, bis Luthers und Calvins Andenken und ihre Lehren verflucht und ihre Anerkennung in ganz Deutschland zum todeswürdigen Verbrechen gemacht worden."

Der Kurfürst schüttelte ungläubig mit dem Kopfe, aber der König fuhr um so eifriger fort:

„Also wird geschehen, wenn sich die evangelischen Fürsten, statt mir hülfreich mit allen Händen entgegen zu kommen, gleich meinen erbittertsten Feinden, mir alle mög-

*) Die Böhmen, welche Kaiser Ferdinand II. fürchteten, und für ihre Religionsfreiheit, welche ihnen Kaiser Rudolph II. in dem sogenannten Majestätsbrief verbürgt hatte, besorgt waren, wählten Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige. Aber dieser war unglücklich, verlor die böhmische Krone, seine Erbländer und Kurwürde und wurde flüchtig. Der Kurfürst Georg Wilhelm, welcher eine Schwester des unglücklichen Friedrich zur Gemahlin hatte, gab ihm eine Zuflucht in seinen Staaten, welche er ihm jedoch, da der Kaiser darüber sehr ungnädig wurde, wieder entzog. Der verfolgte Fürst erhielt darauf in England ein Asyl.

lichen Hinderniſſe in den Weg legen. Entſcheidet Euch. Meine Reiſe geht gen Magdeburg, um ſolches zu entſetzen, jedoch nicht mir, ſondern den Evangeliſchen zum Beſten. Will mir Niemand beiſtehen, ſo trete ich ſogleich wieder meinen Rückzug nach Stockholm an. Ich weiß, daß der Kaiſer mit mir einen Vergleich eingeht, wie ich ihn begehre; aber am jüngſten Tage werdet Ihr Evangeliſchen angeklagt werden, daß Ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird Euch auch ſchon hier vergolten werden. Denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, ſo ſeht eben zu, wie es Euch gehen wird.“*)

„Ihr ſeht wohl ein,“ verſetzte der Kurfürſt, „daß ich in einer ſo zweifelhaften Lage ohne genugſame Ueberlegung nicht handeln darf. Ich will mich jetzt auf einige Minuten mit meinen Räthen beſprechen, Ew. Majeſtät ſollen dann ſogleich die Antwort erhalten.“

„In Gottes Namen,“ entgegnete der König, „möge er Euer Herz zu Eurem Heile lenken!“

Während nun der Kurfürſt ſich mit ſeinen Räthen beſprach, unterhielt ſich der König mit der Kurfürſtin von Brandenburg und der Kurfürſt-Wittwe von der Pfalz. Die beiden Frauen waren ſehr niedergeſchlagen, denn ſie ſahen wohl ein, wie wahr Alles das war, was der König geſprochen hatte. Keiner aber war mehr bewegt, als von Kracht. Er hatte die Unterredung Wort für Wort mit angehört und dabei ſeines Feindes, der übrigens nicht bei dem Kurfürſten war, gänzlich vergeſſen. Als er dieſen nun ſo unentſchloſſen zurücktreten ſah, konnte er ſeine Bewegung nicht

*) Den Bericht über dieſe Unterredung giebt uns im Weſentlichen ein kaiſerlicher und katholiſcher Schriftſteller, Khevenhiller, in ſeinen zu Wien erſchienenen Annalen, Th. XI. S. 1786, der ſomit allen Glauben verdient.

länger verbergen. Er folgte seinem Herrn und sank, zum Erstaunen aller Umstehenden, vor ihm auf die Kniee.

„Gnädiger Herr," rief er, „ich beschwöre Euch, verschließt Euer Ohr den bösen, und wenn auch wohlgemeinten, doch heillosen Rathschlägen. Gnädiger Herr, nehmt das Schwert des eisernen Hohenzollern*) in die Faust, fordert Euer Volk auf, mit Euch für sein kurfürstliches Haus, seine Religion und seinen Heerd einzustehen, schließt Euch unbedenklich dem Könige an, und die späteste Nachwelt wird Euch für diesen heldenmüthigen Entschluß, welcher Magdeburg und uns Alle retten wird, danken und ehren! O thut es, thut es, Durchlaucht! denn Alle die da, welche Ihr hierher mitgebracht habt, und deren Rath Ihr jetzt hören wollt, verstehen nicht die Zeit und nicht die Begeisterung eines Mannes, der in sich den Beruf und den Willen fühlt, Gottes und des heiligen Geistes Wort siegreich durch die Welt zu tragen!"**)

Der Kurfürst war zuerst einige Schritte betroffen zurückgetreten, als er aber von Kracht erkannte, rief er:

„Ach, Er ist hier, mein lieber von Kracht, und hat den König sicher auf meine Willfährigkeit vorbereitet? Das konnte Er bleiben lassen. Wenn ich so jungen Brauseköpfen folgen wollte, stürzte ich mich sammt allen meinen Ländern sogleich mitten in die Flammen. Wir sind Kurfürst, wissen sehr genau, was wir dem Kaiser schuldig sind, und werden als Fürst nicht mit bösem Beispiel vorangehen, indem wir des Herrn Wort vergessen: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist."

---

*) Der Eiserne wurde bekanntlich Kurfürst Friedrich II. genannt.

**) Dieser Moment ist in der Initiale auf der ersten Seite des ersten Bandes dieses Werkes dargestellt.

Mit diesen Worten wandte er dem Flehenden den Rücken.

„Wende es Gott!“ rief von Kracht, sich erhebend, „die Kaiserlichen, die Schwachköpfe, die Jesuiten und der große Judas haben ihn gänzlich umgarnt.“

„Wen meint Ihr mit dem großen Judas?“ fragte plötzlich eine Stimme.

Von Kracht wandte sich um, der General Horn stand vor ihm.

„Den Schwarzenberg meine ich,“ versetzte von Kracht, „ich wollte, ich hätte etwas mehr von einem Spanier oder Italiener in meinem Blute, ich würde ihm das Schwert in die Brust stoßen“.

„Sorgt nicht,“ entgegnete Horn, „das wird er schon selbst thun.“

„Das ist kein Trost,“ rief von Kracht zornig, „denn zuvor würde er dem armen Lande das Messer an die Kehle setzen, ist's doch schon fast geschehen.“

„Erinnert nur den König, daß er Euretwegen mit dem Kurfürsten spricht,“ sagte Horn.

„Ja, Ihr habt Recht, mich daran zu erinnern, denn ich habe jetzt leider alle Hoffnung für mein armes Vaterland verloren. Gott schütze es und seinen Herrn. Gott schütze die Evangelischen und vor Allem schütze und erhalte er Euren großen König, denn wahrhaftig, Deutschland vermag sich nimmer allein zu retten.“

In großer Bewegung schloß von Kracht sich dem Gefolge des Königs an. Horn näherte sich diesem, der König hörte ihn mit sichtbarer Wohlgefälligkeit an und warf mehrere Male einen freundlichen Blick auf von Kracht.

In diesem Augenblick kam der Kurfürst zurück.

Die Umgebung des Königs von Schweden nahm eine

sehr ernste Miene an, ihr feierliches Schweigen bekundete, wie sehr die Schweden die Wichtigkeit der Entscheidung des Kurfürsten erkannten.

Die Antwort lautete:

Er, der Kurfürst, könne in diesem Augenblicke unmöglich zu einem festen Entschlusse kommen, der König möge sich bis übermorgen gedulden, an diesem Tage nach Berlin kommen und werde daselbst die freundlichste Aufnahme und eine bestimmte Antwort finden.

„Ist das Euer letztes Wort?" fragte der König.

„Mein letztes für heute," sagte Georg Wilhelm.

Ein bitteres Lächeln zeigte sich auf den Gesichtern der königlichen Generäle. Der König war betrübt. Sein Abschied vom Kurfürsten war kurz und kalt. Wärmer empfahl er sich den Frauen.

Die Unterredung war beendet.

Als aber der Kurfürst sich nach der Stadt zu umwandte, schlich eine schwarze Gestalt, die bis jetzt hinter einem der dicksten Bäume des Waldes, ganz nahe dem Kurfürsten, gestanden und gelauscht hatte, leise davon.

Diese Gestalt war Thomasius.

* * *

Kaum war der geheimnißvolle Mann, der überall seine Fühlhörner auszustrecken schien, in seine Wohnung zurückgekehrt, als sich ein neuer Besuch einfand.

Diesmal war es Herr von Borgsdorf, von Krachts persönlicher Feind und politischer Gegner.

Thomasius lud ihn ein, in sein Zimmer zu kommen, wo er ihn sehr vertraulich mit der Frage empfing:

„Nun, was bringt Ihr Neues, mein lieber Sohn?"

„Eine Neuigkeit, die Euch sicher in große Aufregung

verſetzen wird," entgegnete von Borgsdorf; „übermorgen empfängt unſer Kurfürſt den König von Schweden im Schloſſe drüben nnd ſchließt mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Kaiſer ab."

„Meint Ihr," fragte Thomaſius, „daß es dazu kommen wird? Ich ſage Euch nein! — Aber ich will Euch ebenfalls etwas Neues mittheilen: mit dem Könige von Schweden wird ein junger Edelmann kommen, den Ihr nicht gern ſehen werdet, der Herr von Kracht."

„Von Kracht?" rief Borgsdorf mit ungläubigem Staunen; „was redet Ihr da, Thomaſius? Stehen die Todten wieder auf?" —

„Ganz gewiß, ſobald Gott will, daß ſie zweimal ſterben ſollen."

„Dann hat mich Peter belogen!" fuhr von Borgsdorf auf, „der Schurke!"

„Es war Gottes Wille nicht, daß er ſterben ſollte;" entgegnete Thomaſius, und erzählte nun den Hergang der Sache, ſoweit ihm ſolche bekannt war; „wer will ſich vermeſſen, Gottes unerforſchliche Abſichten zu wiſſen?"

„Aber, wie ſoll ich mich ſeiner nun erwehren? Wird er jetzt nicht mehr als je feindlich gegen mich auftreten und mir die Hand ſeiner Schweſter vorenthalten?"

„Sorget nicht," entgegnete Thomaſius, „ich will Euren Feind in Eure Hände liefern; Ihr ſollt an einem Orte mit ihm zuſammen treffen, wo er Euch nicht entrinnen wird."

„Und das wäre?" forſchte von Borgsdorf.

„Hier, bei mir; ich zähle jedoch darauf, daß Ihr Euer Gelöbniß, das Ihr in meine Hände gelegt, halten werdet."

„Gewiß; ich werde für unſeren Glauben Alles thun, was Ihr von mir verlangt."

„Ich habe es nicht anders von Euch erwartet. Nun hört, mein Sohn. Wenn der König von Schweden übermorgen nach Berlin kommt, und im Schlosse, wie es bereits feststeht, sein Quartier nehmen wird, dann müßt Ihr unter allen Umständen vor dem Zimmer, in welchem der König schläft, Wache halten."

„Das wird wohl nicht gut möglich sein," versetzte von Borgsdorf, „Gustav Adolph ist sehr mißtrauisch und läßt sich gewiß von seinen eigenen Offizieren bewachen."

„Das mag sein, und darauf bin ich auch gefaßt; dann aber wird es Eure Aufgabe sein, Euch mit diesen Offizieren vertraut zu machen, so daß ich und jeder Andere, den ich sende, bis zum Könige vorzudringen vermag."

„Bis zum Könige?" fragte von Borgsdorf bedenklich, „und weshalb?" —

Thomasius trat dem Edelmann einen Schritt näher und raunte, als befürchte er, die stummen Wände könnten ihn verrathen, ihm in's Ohr:

„Um die Welt vom Antichristen zu befreien."

Von Borgsdorf erbleichte.

„Den König morden?" rief er aus.

„St! St! Was entsetzt Ihr Euch?"

„Es ist ein gesalbtes Haupt!"

„Es ist der Rebell gegen Gott und gegen die heilige Kirche!"

Es trat eine Pause tiefen Schweigens ein, die jedoch durch einen neuen Besuch, welcher Einlaß begehrte, unterbrochen wurde.

Thomasius öffnete die Thür; ein junges Mädchen trat schüchtern und ängstlich in den Hausflur.

„Was führt Dich zu mir, mein Kind?" fragte Thomasius, nachdem er die Fensterklappe herabgelassen.

„Ach! ich wünsche eine Pestphiole," sagte sie; „ich fürchte mich so sehr vor der Pest, deshalb habe ich heute früh ein Mädchen hergeschickt, die mir die Tropfen holen sollte, aber sie ist nicht wieder zurück gekommen und hat mich um das Geld betrogen."

„Wer bist Du?"

„Louise von Kracht heiße ich und wohne drüben im Schloß, in dem Hause der Herzogin."

Von Borgsdorf, welcher sich der Klappe neugierig genähert hatte, vermochte kaum einen lauten Ausruf der Ueberraschung zu unterdrücken.

„Es ist Eure Braut," flüsterte ihm Thomasius zu, „es hängt jetzt von Euch ab, ob Ihr sie besitzen oder für immer verlieren wollt. Von Kracht lebt und kehrt mit dem Könige von Schweden nach Berlin zurück; wollt Ihr unter solchen Umständen noch zögern, als Mann und gehorsamer Sohn der Kirche zu handeln?"

„Ihr verlangt von mir, daß ich Euch blindlings gehorchen soll," sagte von Borgsdorf im schweren Kampfe mit sich selbst; „ich soll zu einem Königsmorde meine Hand bieten!"

„Nicht ich will Euer Herr sein," wandte Thomasius ein; „ich verlange von Euch nur Gottesdienst. Entschließt Euch schnell. Eure Braut ist hier, sie ist in Eurer Gewalt; wollt Ihr sie für immer besitzen oder für immer verlieren?"

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte von Borgsdorf.

„Ich wollte sagen," entgegnete Thomasius mit scharfer Betonung, „daß ich von Krachts Schwester in Eure Gewalt gebe, sobald Ihr Euch meinem Willen fügsam zeigt und das Gelöbniß unbedingten Gehorsams in meine Hände legt."

„Nein," sagte von Borgsdorf mit erhobener Stimme; „um diesen Preis will ich das Mädchen nicht gewinnen;

so ganz zum Schurken will ich denn doch nicht werden; heilig sei mir ihre Unschuld!"

Thomasius warf auf den Edelmann einen spöttischen Blick und wandte sich dann wieder dem jungen Mädchen zu.

„Du sollst die Pesttropfen haben," sagte er, „und noch mehr; ich gebe Dir auch ein Lebenselixir. Wenn Du Dich dessen im rechten Glauben und im Gehorsam gegen Gott und die heilige Kirche bedienst, dann ist Dir ein unvergängliches Leben gesichert. Bist Du als altes Mütterchen gestorben, wirst Du als Jungfrau wieder auferstehen."

Auf diese Worte stieß Louise von Kracht einen unwillkürlichen Freudenruf aus.*)

Thomasius begab sich jetzt auf den Flur und übergab dem Mädchen eine Phiole.

„Hier ist der Pesttrank," sagte er, „das Lebenselixir kannst Du erst dann erhalten, wenn Du auf seinen Gebrauch gehörig vorbereitet bist. Dazu bedarf es einiger sehr strengen, religiösen Uebungen, auch mußt Du einige Male täglich und zwar in der Dämmerungsstunde zu mir

*) Es wird heute schwerlich wohl noch irgend ein Mensch so abergläubisch sein, sich dergleichen unsinnige Vorspiegelungen einreden zu lassen, obwohl noch immer Aberglauben genug unter den Menschen verbreitet ist. Damals aber wurden diese Dinge in allem Ernste geglaubt, und im Jahre 1700 erschien zu Augsburg eine Schrift, welche vorher in England und in Italien gedruckt worden war, die folgenden Titel hatte: „Communication einer vortrefflichen chymischen Medizin, kraft welcher, nebst Gott und guter Diät, der berühmte Edelmann Frederikus Gualdus sein Leben auf 400 Jahre zu dieser unsere Zeiten konserviret und kürzlich noch Anno 1688 zu Venedig zu sehen gewesen." Ferner ist bekannt, daß man von dem berüchtigten Grafen St. Germain ebenfalls glaubte, daß er schon einige Jahrhunderte gelebt habe. Man erzählte in allem Ernste, daß er einer alten Dame von seinem Verjüngungsbalsam verkauft habe. Diese aber rieb sich zu stark mit demselben und sah sich in kurzer Zeit in den Zustand eines Embryo's versetzt.

kommen. Ferner mußt Du mir in Allem, was ich im Namen Gottes von Dir verlange, unbedingten Gehorsam leisten. Bist Du hierzu bereit?"

„Zu Allem, ehrwürdiger Vater," versetzte Louise, „Ihr werdet nicht Böses von mir verlangen; und Ihr versichert mir, daß ich weder an der Pest noch an einer anderen bösen Krankheit sterben werde?"

„Niemals, meine Tochter, mein Elixir ist der Trank der Unsterblichkeit."

Mit diesen Worten, die er sehr leise gesprochen hatte, so daß von Borgsdorf, so gespannt er auch lauschte, sie nicht verstehen konnte, entließ er das Mädchen, dann kehrte er zu Herrn von Borgsdorf zurück.

„Ein schwaches Mädchen, Eure Geliebte, wird vollführen," sagte er, „wozu Ihr keinen Muth besitzt."

„Louise von Kracht?" rief der Edelmann mit allen Zeichen des Entsetzens aus. „Nimmermehr!" Ich werde das Verbrechen verhindern!"

„Versucht es," versetzte Thomasius, indem er von Borgsdorf mit seinen unheimlich funkelnden Augen durchbohrend anblickte. „Ihr ändert nichts an dem, was in den Sternen geschrieben steht."

Von Borgsdorf legte die Hand an seinen Degen.

„Hört, Thomasius," sagte er in entschlossenem Tone, „ich bin ein brandenburgischer Edelmann und kein Meuchelmörder. Von Leidenschaft geblendet und in der Verzweiflung über von Krachts Widerstand, der mir seine Schwester nicht zum Weibe geben wollte, habe ich mich von Euch überreden lassen, statt im ehrlichen Zweikampfe, meinen Gegner meuchlings niederstoßen zu lassen. Aber Gott hat es anders gefügt, und an dem Haupte des Bruders meiner Louise ist kein Haar gekrümmt worden. Das ist mir ein

Fingerzeig Gottes. Ihr wollt mich von Verbrechen zu Verbrechen führen und ein williges Werkzeug aus mir machen; aber mir ist jetzt, als wären mir Schuppen von den Augen gefallen, und bin ich nunmehr entschlossen, von Kracht aufzusuchen und offen und männlich mit ihm zu sprechen."

Mit diesen Worten wandte sich von Borgsdorf von dem unheimlichen Manne ab, fest entschlossen, seine Behausung nie wieder zu betreten; aber Thomasius, der nun vollkommen überzeugt war, daß er statt eines brauchbaren Werkzeuges sich einen gefährlichen Widersacher geschaffen hatte, war nicht der Mann, vor einem Verbrechen zurückzuschrecken, wenn er seine Pläne gefährdet sah.

„Ihr besteht auf Eurem Entschlusse," sagte er zu dem sich Entfernenden, indem er mit dem Fuße auf den Knopf zu treten schien, mittelst dessen Mechanismus die Hausthür sich öffnete und schloß; „wohlan, so mögt Ihr die Folgen tragen!"

„Abscede Satanas!"*) rief von Borgsdorf aus, ohne sich umzuwenden, „öffnet mir die Hausthür, ich will mit Euch nichts mehr zu thun haben!"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da wankte der Fußboden, auf welchem er stand; mit einem lauten Schrei sank von Borgsdorf in eine Vertiefung, und im selben Moment schloß sich der gähnende Schlund wieder, wie der Rachen eines Ungethüms, nachdem es seine Beute verschlungen hat.

Zugleich aber mit dem Schrei, den von Borgsdorf ausstieß, hatte sich der Angstruf einer anderen unbemerkten Lauscherin vernehmen lassen, welcher zum Glück für sie von

*) Weiche von mir, Satan!

dem durch diese Scene selbst in Aufregung versetzten Thomasius unbeachtet blieb.

Diese Lauscherin, welche sich jetzt in banger Ahnung des ihr bevorstehenden Schicksals schleunig wieder zurückzog, war Marja.

Das unglückliche Mädchen hatte die Gefährlichkeit des Mannes, in dessen Gewalt sie sich befand, nun genügend erkannt. An ein Entrinnen war in diesem Augenblick nicht zu denken; von ihrer List und Klugheit hing ihre Rettung ab. Leise und unbemerkt, wie sie herangekommen war, schlich sie wieder davon, in dieselbe dunkele Kammer, in welche Thomasius sie gebracht hatte, und warf sich schnell auf's Bett, denn schon hörte sie die nahenden Schritte des Entsetzlichen,

Sie hatte so völlig das Aussehen einer Schlafenden, daß Thomasius, obwohl er sie einige Zeit mit seiner Laterne beleuchtete, nicht den geringsten Argwohn schöpfte, aber es schien, als stieg in diesem Augenblick eine böse Leidenschaft in seiner sinnlich erregten Seele auf. Sein sonst bleiches und hohles Gesicht schwoll an und röthete sich, seine Hände zitterten. Er beugte sich über sie hin, sie fühlte seinen heißen, wollüstigen Athem, aber sie rührte sich nicht. Er fuhr mit seiner flachen Hand über ihr Antlitz, er betastete sie. —

Marja war zu Muthe, als befände sie sich in der Gewalt eines Raubthieres, aber sie blieb unbeweglich wie ein Leichnam.

Wohl einige Minuten lang schien Thomasius einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen, dann aber richtete er sich empor und verließ eilig die Kammer.

Es war in der That ein seltsamer Anblick, diesen großen Verbrecher wenige Augenblicke später vor dem großen Kreuze in tiefe Andacht versunken zu sehen.

Mit großen Plänen beschäftigt, schien er weder zum Schlafen noch zur Nahrung irgend ein Bedürfniß zu empfinden, denn als er seine Andacht verrichtet hatte, erhob er sich, ordnete sein Gewand und verließ das Haus, um sich nach dem Schlosse zu begeben.

* * *

Als Thomasius vor seinem ersten Ausgange nach der Köpnicker Haide die unglückliche Marja nach ihrer Kammer geführt hatte, war sie, von Müdigkeit überwältigt, sofort eingeschlafen aber kurz nach der Rückkehr ihres Herrn wieder erwacht. Sogleich hatte sie sich erhoben, um die Oertlichkeit, wo sie sich befand, zu untersuchen, und war so unberufene Zeugin jener entsetzlichen Scene geworden, die für von Borgsdorf so verderblich endete. Jetzt brannte sie vor Begierde, sich über den Verbleib des Unglücklichen Aufklärung zu verschaffen und die Gelegenheit zu erspähen, wie sie aus dem unheimlichen Hause zu entkommen vermochte.

Als Thomasius sie verlassen hatte, und die im Hause herrschende Todesstille durch keinen Laut mehr unterbrochen wurde, erhob sie sich und trat leise in das Gemach, wo das Kruzifix stand. Die Ampel vor demselben brannte noch und Marja sah sich nun etwas genauer die Gegenstände an, die sich daselbst befanden.

Zunächst fiel ihr ein Buch auf, welches neben dem Kreuze lag und folgenden Titel hatte:

„Der heilige Krieg des Kaisers gegen die rebellischen Fürsten, welche von der alten, selig machenden Kirche abgefallen sind.“*)

*) Der kölnische Kanzler Franz Buriers hatte in einer, angeblich von ihm hinterlassenen Schrift (1619), einen Entwurf zu einer katholischen Gegenreformation gemacht, die Kaspar Scioppius (1619) dieser Schrift zu Grunde legte.

Marja, welche die für die damalige Zeit allerdings seltene Kunst des Lesens verstand, legte das Buch wieder an seine alte Stelle und schaute sich weiter um; da plötzlich stieß sie einen gellenden Schrei aus, blieb wie festgewurzelt stehen und starrte nach einem kleinen, mit einem schwarzen Tuche bedeckten Tische.

Hier nämlich lag auf einer zinnernen Schüssel ein menschliches Haupt; es sah aus, als wenn es soeben von dem Rumpfe eines Menschen abgeschlagen worden wäre. Ob dies wirklich der Fall, oder auf welche Weise es in diesem Zustande erhalten worden war, vermochte Marja natürlich nicht zu erkennen.

Neben dem Haupte lag ein kleines blechernes Schild, auf welchem folgende Bezeichnung stand:

„Kopf des evangelischen und ketzerischen Predigers Joh. Bissendorf, zur Warnung und Strafe aller Ketzer.“*)

„O, es ist ein abscheulicher Mörder!“ rief Marja zitternd aus, „und ich bin in seiner Gewalt!“

Aber sie war noch nicht am Ende aller Schrecken, denn ihr Blick fiel jetzt auf einen Sarg, in welchem eine Leiche lag. Und, war es Einbildung oder Wirklichkeit, es schien ihr jetzt, als bewege sich der Leichnam und hefte drohend sein Auge auf sie.

---

*) Nachdem König Christian I. von Dänemark im Jahre 1629 zu Lübeck einen Frieden mit dem deutschen Kaiser geschlossen hatte und sich nun nach der Friedensbestimmung nicht mehr zum Schutze der deutschen Protestanten herbeilassen durfte, stießen die Jesuiten fast nirgends mehr auf Widerstand. So wurde auch in Hildesheim die Reformation gänzlich unterdrückt und der Katholicismus wieder eingeführt, und als der Prediger Johann Bissendorf, welcher zu Göry im Hildesheim'schen wohnte, gegen die Jesuiten einige heftige Schriften herausgegeben hatte, wurde er auf ein von Köln eingeholtes Erkenntniß enthauptet.

Marja stürzte zum Kreuze hin, als suche sie dort Schutz und Rettung vor der furchtbaren Erscheinung. War es nun, daß sie hier Beruhigung fand oder daß sie sich überzeugte, daß der Leichnam sein enges Todtenbett nicht verließ — sie gewann nach und nach ihre Fassung wieder und Muth genug, um den Leichnam sich genauer anzusehen. Sie fühlte sich beruhigt, als sie an der mumienartig zusammengeschrumpften Haut erkannte, daß der Leichnam schon alt sein mußte, was in der That der Fall war; er war wahrscheinlich aus einer alten katholischen Kirche, in welcher nun protestantischer Gottesdienst gehalten wurde, fortgenommen worden, und sollte vielleicht nach Rom geschickt oder zu anderen Zwecken benutzt werden; denn der Reliquienhandel blühte seltsamerweise niemals stärker als gerade zu dieser Zeit der Zerklüftung der katholischen Welt.

Nun vermochte Marja das Grausen, welches ihr noch so mancher Gegenstand, der hier aufgestellt war, einflößte, zu überwinden; aber über den Saal hinaus, in welchem alle diese Dinge sich befanden, konnte sie ihre Untersuchung nicht ausdehnen. Die Thür war verschlossen; sie war in der That eine Gefangene; die Fenster des Saales lagen hoch und gingen nach der Spree hinaus; es war also schwer für sie, sich nach außen hin bemerkbar zu machen. Ihre Versuche waren erfolglos, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als ihrem Vorsatze, ihre Befreiung durch List zu erwirken, treu zu bleiben. Nach einem inbrünstigen Gebet um baldige Erlösung oder Tod zu Füßen des Erlösers trat sie wieder in ihre Kammer und legte sich abermals nieder, denn sie fühlte ihre Kräfte schwinden, ihre Gedanken sich verwirren; ihre Augen schlossen sich und ein mitleidiger Schlummer umfing sie.

Fünftes Kapitel.

Das Herzogin-Haus.

Vom alten ehrwürdigen St. Nikolaithurme hatte die Bierglocke*) bereits geſchlagen, die Rathsweinkeller in Berlin und Kölln, die Herbergen und Gaſtſtuben der Pfarrer**) waren geſchloſſen, beide Städte waren wie ausgeſtorben, man hörte nur noch das ſchaurige Geraſſel der Peſtkarren und das Grunzen der Schweine.

Ernſt und melancholiſch wie die ganze Stadt ſah auch das zur Zeit Joachims II. ſo belebt geweſene kurfürſtliche Reſidenzſchloß aus — verfallen und öde. Becherklang und Scherzwort, Frohſinn und Uebermuth waren hier längſt verſtummt. In den weitläufigen Gebäuden herrſchte unheimliche Stille, die Schloßbewohner und Hofbedienten hatten ſich zur Ruhe begeben — nur die landesväterliche Sorge und bräutliche Liebe wachten noch.

* * *

Im Hauſe der Herzogin***), in dieſem, nebſt dem grünen Hute, älteſten Theile des jetzigen königlichen Schloſſes,

*) Um 10 Uhr Abends trat die damals ſchon gültige Polizeiſtunde ein; ſobald die ſogenannte Bierglocke ſchlug, mußten alle Gäſte die Schänken verlaſſen. Es galten aber ſchon damals wie heute Ausnahmen, und das Polizeigeſetz wurde oft genug überſchritten.

**) Damals hatten die Prediger in Berlin die eigenthümliche, für ihren Stand allerdings ſonderbar ſcheinende Gerechtigkeit, Schankſtuben halten zu dürfen. Man darf jedoch auch nicht vergeſſen, daß nach der Reformation Handwerker, fahrende Schüler und wer ſonſt eben Luſt und Geſchicklichkeit zum Predigen zu haben vermeinte, leicht eine Pfarrerſtelle erhielt.

***) Um das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts entſtand das an den „grünen Hut“ angrenzende ſchmale, hohe Gebäude nach der Spree

harrte ein Mädchen ängstlich ihres Geliebten, der nicht kam und nicht kommen konnte — Louise von Kracht. Bald trat sie hinaus in den Corridor, um die etwa sich nähernden Tritte des so heiß Ersehnten zu erlauschen, bald öffnete sie das Fenster und blickte über den Quay der stille dahin fließenden Spree hinweg, obwohl sie ganz gut wußte, daß der Geliebte von dieser Seite nicht kommen würde. Aber ihre Ungeduld, die mit den dahinfließenden Sekunden und Minuten immer größer wurde, erhielt das sonst so muntere und ausgelassene Mädchen in einer beständigen, qualvollen Unruhe, und eine trübe Ahnung beängstigte sie.

Auch der Kurfürst selbst war noch wach. Er, auf dessen Schultern die schwere Bürde lag, in so schwerer Zeit die Angelegenheiten eines Landes zu leiten, das zu groß war, um übersehen zu werden, und zu klein, um seinem Beherrscher ein politisches Uebergewicht zu geben, saß mit sorgenschwerem, gesenktem Haupte in seinem Lehnstuhle, die Gründe erwägend, welche ihm Schwarzenberg gegen die Uebergabe der von dem Schwedenkönige verlangten beiden Festungen mit beredten Worten jetzt auseinandersetzte.

Obwohl der Kurfürst seinem Minister beipflichtete und das Gewicht seiner Gründe anerkannte, ließ er es doch an Einwendung und Bedenklichkeiten nicht fehlen.

„Mein lieber Graf," sagte er, „wenn aber nun die Kaiserlichen Magdeburg einnehmen, wird das protestantische Deutschland nicht ganz allein auf uns die Schuld

---

zu, welches mit seinen beiden Thürmen theilweise noch jetzt vorhanden ist. Seinen Namen erhielt es von der Herzogin-Wittwe von Braunschweig-Lüneburg, Hedwig, Schwester Johann Georgs. Nach ihrem Tode, 1604, wurde das Hauptschloß zur kurfürstlichen Wohnung hergerichtet, und der große Kurfürst ließ es bald nach dem dreißigjährigen Kriege für sich von Neuem in Stand setzen.

schieben und uns für den Fall der Stadt verantwortlich machen?"

„Wenn der Kaiser Magdeburg gewinnt," versetzte Schwarzenberg, „wird er glimpflich mit der Stadt verfahren, welche eine Perle im deutschen Reiche ist. Ob sie gerettet wird, wenn Ihr, gnädiger Herr, die Festungen dem Könige überliefert, ist aber noch sehr zweifelhaft. Denn, gesetzt, Ihr übergebt ihm wirklich Spandau und Küstrin, dann frägt es sich noch, ob der Kurfürst von Sachsen ihm, wie er begehrt, die Festung Wittenberg überliefert. Und endlich, was wird geschehen, wenn der König von Tilly, was doch wahrscheinlich zu den Möglichkeiten gehört, geschlagen wird? Wird es der König dann anders machen können, als der König von Dänemark, welcher ebenfalls, nachdem er von dem Kaiser geschlagen worden, diejenigen, welche er beschützt hatte, demselben auf Gnade und Ungnade übergeben und sich in seine Länder zurückziehen mußte? Wir müssen erst sehen, wie sich die Dinge gestalten, und ob der König wirklich ein bezaubertes Schwert führt.*) Hüten wir uns, den Zorn des Kaisers zu reizen, so lange wir noch nicht Macht genug haben, ihm zu trotzen."

„Aber was soll denn aus den Evangelischen werden, mein lieber Schwarzenberg?" fragte der Kurfürst, „glaubt Ihr, daß der Kaiser uns Concessionen machen wird? Wie wird mit den Evangelischen in den besiegten Ländern umgegangen? Wie ist es im Würtembergischen und im Durlachischen gegangen? Zanken sich nicht schon die ehemaligen,

*) Es herrschte allgemein der Glaube, daß sich Gustav Adolph eines bezauberten Schwertes bediene, mittels dessen er seine Schlachten gewann. Namentlich nach seinem Siege bei Leipzig zweifelte kein Mensch mehr daran.

aufgehobenen Mönchsorden mit den Jesuiten über die Güter der Evangelischen?"

„Wollte doch Gott," sagte Schwarzenberg, „es wäre nie von den Evangelischen in Deutschland die Rede gewesen, wir würden jetzt nicht an dem unseligen Zwiespalt leiden, welcher das Reich zerklüftet und an den Abgrund bringt. Aber was uns betrifft, gnädiger Herr, giebt es nur ein Heil, und ohne dieses Mittel, ich muß es immer wiederholen, kommen wir nicht vom Flecke."

„Welches meint Ihr?"

„Die Accise, die Accise, gnädiger Herr, die uns die Landstände nicht bewilligen wollen; aber sie thun Unrecht. Die Contribution, über welche das Volk auch genug schreit, gewährt uns eine zu unregelmäßige Einnahme. Du mein Gott, ist es so schwer einzusehen, daß man heute nicht mehr ohne Geld und ohne Soldaten regieren kann? So lange wir nicht auf besserem Vertheidigungsfuß stehen, sieht es schlimm mit unserem Einfluß in Deutschland aus, aber mit der Contribution kann man kein Heer erhalten. Ja, ohne die Accise wird nichts, und wir können unter den obwaltenden Umständen keine andere Politik befolgen als die der Schwachen, d. h. es mit dem Mächtigsten halten, und das ist noch immer der Kaiser."

„Ihr habt Recht," versetzte der Kurfürst, „wenn wir nicht stärker sind, mögen es die Stände verantworten. Warum haben sie einen solchen Widerwillen gegen die Accise?"

„Warum, gnädiger Herr," sagte Schwarzenberg, „das wissen wir wohl; von denen man Geld begehrt, von denen ist man immer abhängig. Die Landstände wollen Euch in Abhängigkeit von sich erhalten. Das aber geschieht auf Kosten

des Landes. Sie schwächen das Land, wenn sie den Landesherrn schwächen.“ *)

„Ja, ja,“ versetzte der Kurfürst, „aber wir setzen es bei alledem nicht durch, mein lieber Graf. Das Volk läßt sich lieber von Hans und Kunz auf's Schmerzlichste brandmarken, ehe es sich zu einer Steuer bequemt.“

„Das Volk will gut regiert sein,“ entgegnete der Minister; „aber womit, darum kümmert es sich nicht, womöglich mit nichts, als mit Komplimenten. Wenn es aber weniger schwelgen, mehr beten und williger Steuer zahlen möchte, die man ja nur zu seinem Besten verwendet, dann würde es besser stehen um das Land. Das ist meine Meinung.“

Der Kurfürst versank in tiefes Nachdenken, aber plötzlich horchte er auf, sein Gesicht erbleichte, und seine Züge nahmen etwas äußerst Spannendes an.

„Habt Ihr gehört, Schwarzenberg,“ sagte er dann aufspringend, „da passirt ein großes Unglück!“

„Gnädiger Herr,“ versetzte Schwarzenberg, „ich habe gar nichts vernommen, was beunruhigen könnte.“

„Seltsam!“ rief Georg Wilhelm aus, indem er die Thür öffnete und auf den Corridor hinaustrat. „Es war mir, als hörte ich Waffengetöse und das Aechzen und Wimmern von Verwundeten und Sterbenden.

---

*) Wenn etwas für den hart angegriffenen und der Verrätherei beschuldigten Schwarzenberg spricht, so ist es dieser Umstand, daß er dem Kurfürsten Maßregeln empfahl, die allerdings an der Hartnäckigkeit der Landstände scheiterten, aber von dem großen Kurfürsten für so nothwendig erachtet wurden, daß er Alles daran setzte, sie auszuführen. Und in der That hatte er damit die Hebel zu der sich so schnell und wunderbar entwickelnden Macht seines Staates gewonnen, welchen ohne ein ordentliches, stehendes Heer und ein verbessertes, auf regelmäßigen, sicheren Steuern beruhendes Finanzsystem wohl schwerlich selbst der große Kurfürst auf eine solche Weise hätte heben können.

„Es herrscht ringsum lautlose Stille," sagte Schwarzenberg, „nichts Verdächtiges ist zu bemerken."

Kopfschüttelnd trat der Kurfürst wieder in's Gemach. Vielleicht war an seinem von einer magischen Fernwirkung ergriffenen Geiste das entsetzliche Trauerspiel der Zerstörung Magdeburgs vorübergezogen.

Hätte Schwarzenberg übrigens sich etwas genauer umgesehen, er würde doch wohl etwas Verdächtiges bemerkt und hinter dem riesigen, ausgestopften Hirsche, welcher auf dem Corridor stand und an dessen natürlichen Geweihen messingne Leuchter angebracht waren, einen Mann entdeckt haben, welcher jetzt, nachdem der Kurfürst mit seinem Minister wieder in das Gemach getreten, leise und vorsichtig hervorkam.

Dieser Lauscher war kein Anderer, als Thomasius.

Wer diese schwarze, unheimliche Gestalt in diesem Augenblicke ungesehen hätte beobachten können, der würde unwillkürlich ausgerufen haben: „Kurfürst, sei auf Deiner Hut!"

Uebrigens schien Thomasius mit den Oertlichkeiten des Schlosses so gut vertraut zu sein, als gehörte er seit Jahren zu seinen Bewohnern.

Tiefe Stille herrschte in dem weitläufigen Gebäude; außer dem Kurfürsten, seinem Minister und den wenigen Wachen, die hier und dort aufgestellt waren, aber Thomasius ungehindert passiren ließen, da er erklärte, zu einer kranken Hofdame gerufen worden zu sein, schien sich keine wache Seele mehr im Schlosse zu befinden. So gelangte er ungehindert bis zu dem langen, schmalen Gange, der zum zweiten Stockwerk und in das Haus der Herzogin führte, und den man fast nicht ohne Lebensgefahr passiren konnte, denn es war dieser Theil des Schlosses so baufällig, daß man ihn mit Pfählen gestützt hatte. In diesem

Theil des Schlosses herrschte tiefes Dunkel, doch der nächtliche Wanderer bediente sich jetzt einer kleinen Blendlaterne, und kaum hatte er den Gang betreten, als eine weibliche Gestalt mit einem Ausruf freudiger Begrüßung auf ihn zu eilte.

Thomasius erkannte die Nahende sofort, diese jedoch nicht ihn.

„Louise von Kracht", redete er sie in vertraulichem Tone an, „ich bin nicht der, für den Du mich hältst."

Louise wich verlegen und betroffen zurück.

„Du erkennst mich nicht?" fuhr Thomasius fort, indem er ihre Hand ergriff, „ich bin der Pfarrer vom Werder."

„Ach, verzeiht," entgegnete Louise, „ich erkannte Euch in der That nicht, ich glaubte —"

Louise hielt erröthend inne.

„Du hieltest mich für Deinen Geliebten, mein Kind; ich weiß es wohl, aber dieser wird nimmermehr zu Dir kommen."

„Er wird nicht kommen?" rief Louise erschreckt aus. „Er versprach mir doch, sich pünktlich um 10 Uhr*) hier einzufinden, er ist ja im Schlosse."

„Die Todten können nicht halten, was die Leben-

*) Das kurmärkische Polizeigesetz von 1530 belehrt uns folgendermaßen über die damals übliche Zeiteintheilung. Um acht Uhr Morgens wurde eine Suppe gegessen, um zehn Uhr die Mittagsmahlzeit gehalten, um drei Uhr Nachmittags aß man Abendbrot, um sieben Uhr und spätestens um neun Uhr ging man zu Bette. Man stand um fünf Uhr auf. Nach einem Schulplan des grauen Klosters von 1581 dauerten die Schulstunden Morgens von sechs bis acht, Nachmittags von zwölf bis zwei, Mittwochs bis neun Uhr Morgens, und der Nachmittag war frei. Im Ganzen also richtete sich die Tageseintheilung noch immer nach den Horen oder Messen der katholischen Zeit. Heute richtet sie sich, wenigstens in den bedeutenden Städten, nach der — Börse.

den versprochen haben," entgegnete Thomasius geheimnißvoll.

Louise stieß einen gellenden Schrei aus.

„Murre nicht gegen Gott, meine Tochter," sagte Thomasius, indem er die Wankende mit seinen Armen auffing; „was der Tod hinfort genommen, gehört den Lebenden nicht mehr an, der Lebende wende sich dem Lebendigen zu."

Louise stand noch unter der Einwirkung der entsetzlichen Todeskunde wie vernichtet da.

„Glaub' nur, ich besitze jegliches Mittel, Dich zu trösten," fuhr Thomasius fort, „fasse Dich, mein Kind, führe mich in Dein Gemach. Dort wollen wir weiter sprechen. Dein Herz bedarf meiner."

Louise nahm die Hand des Tröfters und führte ihn in ein Erkerzimmer, das nur dürftig ausmöblirt war und nichts als ein Bett, einen Tisch, zwei Stühle und eine Kommode enthielt. Zwischen den Fenstern, die nach der Spree hinaus gingen, hingen einige Bilder des Meisters Lukas von Cranach, Adam und Eva, Venus und Cupido darstellend.

Louise, welche im Dienste der Kurfürstin von der Pfalz stand, schien mit der Copie des erstgenannten Bildes beschäftigt zu sein, denn auf einer Staffelei, die am Fenster stand, zeigten sich die Umrisse des Stammvaters des Menschengeschlechtes.

Louise war auf einen Stuhl hingesunken und weinte bitterlich.

„Mein Kind," tröstete Thomasius in einem salbungsvollen Tone, „was grämst Du Dich? Bist Du nicht jung und hübsch? Glaubst Du keinen Ersatz für Deinen Verlust finden zu können?"

„Ach, ich bin so unglücklich und so arm!“ rief Louise schluchzend aus.

„Es hängt nur von Dir ab, glücklich und reich zu werden!“ entgegnete Thomasius.

Das Mädchen schluchzte.

„Ist Johannes wirklich todt?“ fragte sie dann nach einem Weilchen, „und auf welche Weise ist er gestorben?“

„An der Pest.“

„Warum nahm er nicht die Tropfen?“ stieß Louise händeringend hervor; „jetzt hat auch für mich das Leben keinen Werth mehr. Ich will sterben!“

Thomasius holte zwei ganz kleine Phiolen aus der Brusttasche seines Gewandes hervor.

„Du willst sterben,“ sagte er; „wohlan, in einer dieser Phiolen ist der Tod, in der anderen langes Leben und Gesundheit. Nimm, welche Du willst, und trinke.“

Louise nahm zaudernd eine der Phiolen, setzte sie an die Lippen und fragte, indem sie Thomasius ängstlich anblickte:

„Habe ich den Tod?“

„Nein, Du hast das Leben.“

Der schlaue Jesuit gab lächelnd diese Antwort, denn er beurtheilte das junge Mädchen sehr richtig. Louise leerte in der That die Phiole, während Thomasius nach ihrer Hand griff, als wollte er sie daran hindern.

„Um Gottes Willen,“ rief er mit verstelltem Entsetzen, „Du hast den Tod getrunken! Es ist um Dich geschehen. Ehe eine Stunde vergeht, bist Du eine Leiche!“

Louise schrie auf und ergriff krampfhaft den Arm des entsetzlichen Mannes.

„Rettet mich! Rettet mich!“ flehte sie. „Um Gottes Barmherzigkeit Willen, rettet mich!“

„Du wollteſt ja ſterben, meine Tochter," entgegnete Thomaſius, „und nun fürchteſt Du den Gang zu Gott?"

„Ach, ich bin ja noch ſo jung!" ſtieß Louiſe verzweiflungsvoll hervor.

„Ich kann Dir nicht helfen," ſagte Thomaſius mit unerſchütterlicher Ruhe.

„Ihr ſeid mein Mörder!" ſchrie Louiſe wüthend auf, Ihr müßt mich retten!"

„Du wollteſt den Tod und Du nahmſt ihn," entgegnete Thomaſius. „Es war alſo nicht Dein Ernſt. Warum wollteſt Du Gott, mich und Dich ſelbſt betrügen? Allerdings kann ich Dich retten und ich will mich Deiner Angſt und Verzweiflung erbarmen, aber nur unter einer Bedingung". — —

„Ach, was ſoll ich thun?" rief Louiſe aus, als Thomaſius aufhorchend innehielt.

Statt aller Antwort öffnete Thomaſius die Thür und lauſchte.

„Was iſt das?" ſagte er dann betroffen, „man ſchießt!"

„Ehrwürdiger Vater, laßt mich nicht ſterben!" bat Louiſe, die Hände des Jeſuiten ergreifend.

„Nein, Du ſollſt nicht ſterben," verſetzte dieſer und reichte dem Mädchen die andere Phiole. „Hier, nimm, es wird vorläufig genügen, das ſchwindende Leben aufzuhalten; Dich ganz zu retten, bedarf es eines anderen Elixir's, das ich Dir erſt ſpäter geben kann. Jetzt aber gehe und erkundige Dich nach Dem, was vorgefallen iſt; kehre bald zurück, ich erwarte Dich hier."

Louiſe hatte die Phiole mit fieberhafter Haſt geleert. —

„Bin ich auch ganz ſicher?" fragte ſie jetzt zaudernd.

„Gewiß, aber nur für wenige Stunden, meine Tochter. Beeile Dich also.“

Louise gehorchte. Sie gelangte bis an die Gemächer des Kurfürsten und sah eine hohe imponirende Gestalt mit hoher Stirn und sanften blauen Augen, im einfachen Reiteranzuge, von vielen prächtig gekleideten Generälen umgeben, in das kurfürstliche Gemach schreiten.

„Unser Besuch, zumal in so später Nacht, wird dem Kurfürsten nicht sehr willkommen sein,“ sagte die hohe Gestalt.

„Mein Gott, der König Gustav!“ rief da plötzlich eine weibliche Stimme.

Es war die Kurfürstin, welche der Tumult von ihrem Lager aufgeschreckt hatte, während Georg Wilhelm selbst, der nicht längst zu Bett gegangen war, noch im tiefsten Schlafe lag.

Gustav Adolph war nämlich nach seiner Unterredung mit dem Kurfürsten nicht nach Köpenick zurückgekehrt, sondern um Mitternacht bis vor die Stadt gerückt, hatte dann das Thor gesprengt und war so, von einem kleinen Gefolge begleitet, in dem kurfürstlichen Schlosse erschienen.

Auf diese Weise hoffte er am schnellsten zum Ziele zu gelangen.

Die Verwirrung im Schlosse war unbeschreiblich groß. Der Kurfürst wurde geweckt, und dieser ließ sogleich seinen Minister Schwarzenberg, der ihm in allen Verhältnissen unentbehrlich war, herbeirufen.

Louise, deren Neugierde mit ihrer Angst gleichen Schritt hielt, sah sich plötzlich mitten in das Getümmel hineingerissen, plötzlich aber hörte sie eine wohlbekannte Stimme, welche rief:

„Ordnung, meine Herren, wir sind in der Wohnung eines Fürsten!“

Diese Stimme gehörte dem Herrn von Kracht.

Louise suchte so rasch als möglich sich zurückzuziehen; als sie sich aber auf dem schmalen Gange befand, hörte sie Schritte hinter sich. Sie eilte in den Saal und in ihr Kabinet und rief ganz außer sich:

„Ach, jetzt steht mir bei, mein Bruder kommt!“

Thomasius erbleichte.

„Dein Bruder darf nicht wissen, daß ich hier bin,“ sagte er barsch, „zeige mir also einen guten Versteck; aber merke Dir: von meiner Sicherheit und meiner baldigen Rückkehr nach meinem Hause hängt Dein Leben ab.“

„Das weiß ich ja, ehrwürdiger Vater,“ entgegnete Louise zitternd, indem sie Thomasius in ein kleines Nebenkabinet führte. „Hierher wird mein Bruder nicht kommen,“ fügte sie dann hinzu, „und sobald er mich verlassen haben wird, rufe ich Euch.“

Louise war kaum in ihr Zimmer wieder zurückgekehrt, als ihr Bruder zu ihr eintrat.

Er erfaßte ihre Hand und nöthigte sie zum Sitzen, dann nahm er selbst ihr gegenüber Platz.

„Louise,“ sagte er, „ich weiß nicht, ob ich länger als noch höchstens vierundzwanzig Stunden in Berlin sein werde, ich bin in die Dienste des Königs von Schweden getreten für so lange, als unser unglückliches Vaterland die Beute eines Verräthers*) sein wird, dessen Politik darin

*) Der Autor muß hier bemerken, daß er selbst, nach genauer Erwägung aller Dokumente, welche einiges Licht auf diese traurige Zeit werfen, den Minister Schwarzenberg für keinen Verräther hält. Es war leider ein Mißgriff des Kurfürsten, diesen Mann zu seinem Minister und Günstlinge zu machen. Daß aber Schwarzenberg, wie so

besteht, unsern Herrn zum demüthigen, gehorsamen Vasallen des Kaisers zu machen. Ich mag aber Berlin nicht verlassen, ohne mit Dir im Reinen zu sein. Wir haben keine Eltern, kein Vermögen, ich bin Dein Bruder, der Einzige auf der Welt, der die Pflicht hat, sich um Dein Schicksal zu bekümmern. Du glaubtest meines Rathes, meiner Theilnahme entbehren zu können und hast Dich einem Manne angeschlossen, den ich nie leiden konnte, und der niederträchtig genug war, durch gedungene Meuchelmörder den Bruder derjenigen, welche er zu lieben vorgab, ermorden zu lassen. Ohne Gottes wunderbaren Beistand wäre ich jetzt eine Leiche, läge begraben und vergessen im Moderloch. Sag', kannst Du den Mörder Deines Bruders noch lieben?"

Louise schluchzte und gab keine Antwort.

„Ich frage Dich, Louise, ob Du den Mörder Deines Bruders noch lieben kannst? Ist dies der Fall, wohlan, dann liebe ihn immerhin, ich will dem Mörder verzeihen — aber Louise — Louise — dann bin ich Dein Bruder nicht mehr! Niemals nenne mehr meinen Namen, den Du schändest, nicht den Namen Deiner Eltern, welche Du im Grabe beleidigst und kränkst, dann sind wir quitt. Ich gehe

---

lange Zeit, ja selbst noch heute in den gelesensten Geschichtsbüchern, so auch schon zu seiner Zeit bei Patrioten in ihrem Schmerze über den damaligen Zustand des Vaterlandes für einen Verräther galt, das ist eine sehr erklärliche Erscheinung. Möge das Unrecht, welches die Geschichte an dem Gestorbenen Jahrhunderte lang begangen, rücksichtslos wieder gut gemacht werden. Denn es mag allerdings einem Patrioten eine Herzenserleichterung sein, den elenden Zustand des Landes aus der Verschuldung eines Fremden herzuleiten, aber wer seinem eigenen Gefühl schmeichelt, indem er Geschichte schreibt, macht aus dem tiefen schönen Worte Schillers: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", eine Phrase.

und kehre nicht wieder. Sprich, kannst Du den Mörder Deines Bruders noch lieben?"

„Er ist todt!" stieß Louise mühsam hervor.

„Todt?" fragte von Kracht. „Desto besser!"

Dann ergriff er die Hand seiner Schwester und fuhr mit zärtlichem Tone fort:

„Louise, Gott hat sich unserer erbarmt, möchtest Du ferner niemals einem Unwürdigen Dein Herz schenken. Erzähle mir, auf welche Weise der Elende gestorben ist?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Louise.

„Du weißt es nicht?"

„Nein, der Pfarrer drüben im Goldmacherhause hat es mir mitgetheilt. Näheres weiß ich noch nicht."

„Thomasius?"

„Ja, Thomasius."

„Wann hast Du von Borgsdorf zum letzten Male gesehen?"

„Gestern. Für diesen Abend hatten wir eine Zusammenkunft verabredet, aber statt seiner kam Thomasius mit der Todesbotschaft."

„Thomasius war also bei Dir?"

Louise zauderte zuerst mit der Antwort, aber auf die dringende Aufforderung ihres Bruders erzählte sie ihm wahrheitsgetreu ihre Unterredung mit Thomasius; nur den Umstand, daß er sich im Nebenkabinet befand, verschwieg sie ihm.

„Dieser Mensch scheint mir entsetzliche Dinge auszubrüten," sagte von Kracht. „Ich weiß nicht, warum er meinen Tod wollte, ich weiß nicht, was dies Alles zu bedeuten hat; aber ich vermuthe — ich vermuthe, er ist — —"

Von Kracht hielt inne; die Thür, welche zum Kabinet führte, knarrte.

„Ich vermuthe," murmelte er dann leise, als fürchte er behorcht zu werden, „er ist ein Werkzeug des Judas."

Abermals knarrte die Thür.

„Wer ist denn da?" rief von Kracht, erhob sich und ergriff den Leuchter.

Aber das Licht war eben in diesem Augenblicke zu Ende gebrannt, und von dem Windzuge erlosch die Flamme, welche sich von dem geschmolzenen Wachse nur noch kümmerlich genährt hatte.

Diese plötzliche Finsterniß hatte etwas außerordentlich Unheimliches.

„Zünde doch ein anderes Licht an," sagte von Kracht.

Statt aller Antwort stieß Louise jetzt einen Schrei des Entsetzens aus — eine schwarze Gestalt richtete sich plötzlich neben ihrem Bruder auf, ein blanker Stahl blitzte durch die Nacht.

Louise, die große Gefahr, in welcher ihr Bruder schwebte, erkennend, deckte ihn mit ihrem Körper und in demselben Augenblick vernahm von Kracht die Tritte eines Fliehenden.

„Halt!" donnerte er, seinen Degen ziehend, „halt, Elender! Keinen Schritt vorwärts!"

Doch nicht sobald konnte von Kracht sich von den Armen seiner Schwester losringen, die ihn mit krampfhafter Anstrengung festhielt, und als er sich endlich frei gemacht hatte, war der gefährliche Mensch aus dem Bereiche seines Verfolgers glücklich entkommen.

Sechstes Kapitel.

Der grüne Hut.

Während in dem Hause der Herzogin unheimliche Stille herrschte, ging es im Joachim'schen Flügel sehr lebendig her.

Noch unterhielt sich der König mit dem Kurfürsten und seinem Minister, indem er ihnen kategorisch erklärte, er müsse die Festungen haben. Eile sei nöthig, die Stadt Magdeburg befinde sich in der größten Gefahr, und er hoffe, der Kürfürst würde nun endlich schon um des brandenburgischen Prinzen willen, welcher in Magdeburg gebiete*), keine Schwierigkeiten mehr machen.

Der Kurfürst erbat sich nochmals einige Stunden Bedenkzeit. Er lud den König ein, sich's bequem zu machen und sich einige Stunden Ruhe zu gönnen; mit dem anbrechenden Tage sollte die Angelegenheit ganz bestimmt erledigt werden.

Diesen Aufschub ließ sich der König denn auch gefallen. Von seinen Getreuen bewacht, übergab er sich der Ruhe. Er nahm jedoch das ihm angebotene Schlafkabinet nicht an, sondern blieb vielmehr in dem Saale, vor welchem die steinernen Kurfürsten standen, und legte sich völlig angekleidet auf ein Feldbett nieder, das in den Saal getragen wurde. Feldmarschall Horn und Obrist Teufel nahmen in einem anstoßenden Kabinet Quartier und hielten hier Wache.

*) Er wurde nach der Eroberung Magdeburgs nach Wien gebracht und mußte die lutherische Lehre abschwören.

Die Furcht vor meuchelmörderischen Anfällen war in damaliger Zeit nur zu gerechtfertigt, besonders aber seit dem Anfalle des Verräthers Quinti del Ponta und des Amberger Mönchs*). Auch dem Minister von Schwarzenberg wurde von Seiten der Schweden nicht allzuviel getraut, denn diese hielten ihn ebenfalls für einen heimlichen Jesuiten oder wenigstens für einen großen Verehrer derselben.

Von Kracht, welcher gewahrte, daß in dem Getümmel Jeder mit sich selbst beschäftigt war, und daß der König sich noch mit dem Kurfürsten unterhielt, kehrte in das Haus der Herzogin zurück. Hier untersuchte er auf's Genaueste alle Räume. So gründlich seine Untersuchung aber auch war, so wenig fand er nirgend etwas Verdächtiges.

Als er aber in die Nähe des alten Schloßgefängnisses kam, welches von dem Hause der Herzogin nur durch einen langen, schmalen Gang getrennt war, hörte er lautes Pochen und Hämmern. Jedoch fand er die eiserne Thür des „grünen Hutes" durch starke Riegel geschlossen, und der Pocher drinnen mußte ein Anderer als Thomasius sein. Dennoch schob von Kracht, welcher wohl wußte, daß das alte Gefängniß nur noch selten benutzt wurde, die schweren, rostigen Riegel zurück und zu seinem Erstaunen sah er drinnen einen Menschen, den er wohl erkannte und der verlegen an der Mauer stand, welche an die alte Kapelle grenzte.

„Ei, ei, mein lieber Pasquino," rief von Kracht. „wie kommst Du hierher?"

---

*) Dieser Mönch soll in der Verkleidung eines vertriebenen evangelischen Predigers dem Könige ein vergiftetes Buch haben überreichen wollen. Es ging damals das Gerücht, daß dieser Mönch von den Jesuiten zu diesem Verbrechen veranlaßt worden sei. Man war damals gar zu leicht geneigt, Alles auf die Jesuiten zu schieben.

„Ach, ach," rief der Angeredete, „nennt mich nicht Pasquino; dieser Name hat mir die Freiheit geraubt!"

„Der Name?"

„Nun ja, es giebt gewisse Leute hier, die sehr gewaltig sind, und die es nicht lieben, wenn man Pasquille macht, oder solche, die Andere gemacht haben, auswendig weiß."

„Ja, ja, da hast Du Recht, armer Kerl; an diesem protestantischen Hofe ist jetzt nichts gefährlicher, als Dinge zu reden, welche Rom, die Pfaffen und die Jesuiten lächerlich machen. Das weiß ich wohl. Aber sage mir doch, seit wann sitzest Du denn hier?"

„Seit gestern."

„Bist Du es, der hier hämmert und pocht?

„Ich?"

„Sprich ohne Scheu, Du kennst mich. Ich werde Dich nicht verrathen, vielmehr werde ich Dir zur Freiheit behilflich sein."

„Ach, ich danke Euch — ja — ich habe hier gepocht und allerlei Zeug angegeben, denn in diesem dunklen Neste hier ist es doch gar zu langweilig. Ich habe allerlei Versuche, mich zu befreien, angestellt. Aber es wäre mir wohl schwerlich geglückt."

„Nun, höre;" versetzte von Kracht, „der König von Schweden ist jetzt hier im Schlosse und der liebt die Pasquille just sehr, welche der Schwarzenberg nicht leiden kann. Bleibe ruhig hier, aber Deinen Käfig will ich auflassen. Ich werde mit dem schwedischen General Horn sprechen, der soll Dich erlösen und dem Könige vorführen. Wenn Du ihm gefällst, dann verlasse Dich darauf, daß er sich für Deine Loslassung verwenden und Dich vielleicht auch in seine Dienste nehmen wird. Ich werde das Alles schon im Voraus mit Horn besprechen. Also bleibe ruhig hier,

mein Junge, und harre auf meine Rückkehr. Hast Du Hunger?“

„Nein, ich bin ganz allein auf die Freiheit hungrig.“

„Nun, Du bist schon so gut, wie frei. Ich muß Dich jetzt verlassen, denn ich habe noch wichtige Geschäfte vor. Verlaß' Dich darauf, morgen bist Du frei.“

„O, ich danke Euch. Ich werde derweil ein wenig schlafen, mein guter Herr, damit ich vor Ungeduld nicht sterbe.“

Pasquino streckte sich auf den Fußboden hin und von Kracht kehrte zu seiner Schwester zurück.

„Es scheint mir, als wäre ich einem Phantom nachgelaufen,“ sagte er zu dieser; „erzähle mir vor allen Dingen, weshalb Du plötzlich so angstvoll aufgeschrieen hast?“

Was Louise, noch zitternd vor Aufregung und Entsetzen, ihrem Bruder jetzt mittheilte, ließ ihn die große Gefahr erkennen, in der er geschwebt und der er durch die Entschlossenheit seiner Schwester glücklich entgangen war.

„Du hast also die Ueberzeugung, daß es Thomasius war?“ rief er nun ebenfalls in höchster Erregung aus. „Was treibt denn dieser unheimliche Geselle hier? Wir müssen uns um jeden Preis seiner bemächtigen. Verhalte Dich ruhig, Louise, schließe Dich ein und öffne Niemandem, außer mir, Dein Zimmer.“

„Bruder!“ bat Louise, „um Gottes Willen tödte ihn nicht!“ —

„Und weshalb nicht?“

„Wenn Du ihn tödtest, dann bin ich ja verloren, dann tödtet mich das Gift, das er mir gegeben.“

„Sorge nicht,“ versetzte von Kracht, „ich werde Deiner Gefahr gedenken. Wahrscheinlich hat er Dich nicht vergiftet, sondern nur schrecken wollen, damit er Dich williger für seine Pläne finde. Ich muß dahinter kommen, was

dieſer geheimnißvolle Menſch im Finſtern treibt. Daß er kein evangeliſcher Pfarrer iſt, habe ich auf den erſten Blick erkannt, als ihn Schwarzenberg am Hofe vorſtellte. Ich aber werde den Teufel ſchon entlarven. Schließe zu, Louiſe."

„Ach, ich fürchte mich ſo ſehr," ſagte dieſe.

Von Kracht blieb eine Weile nachdenkend ſtehen.

„Du brauchſt Dich nicht zu fürchten," ſagte er dann, „ich werde einige Leute vor Deiner Stube Wache halten laſſen. Sollte Thomaſius wiederkommen, dann wird die Wache ſich ſeiner bemächtigen."

Von Kracht ging und Louiſe ſchloß ihre Thür zu.

Im Joachim'ſchen Flügel war jetzt Alles ruhiger geworden. Der Kurfürſt und der König hatten ſich zur Ruhe begeben. Man hörte nur die Schritte der Wache, welche im Corridor auf und ab trottirte. Die Generale des Königs hatten ſich in den weitläufigen Gebäuden Unterkommen und ein Nachtlager verſchafft, und man ſah hier und dort gar wunderliche Gruppen.

Horn wachte noch, und, nachdem er von Kracht's Mittheilung mit größter Spannung angehört, ſagte er:

„Ihr habt ſehr Recht, mein lieber von Kracht, ſo lange der König hier iſt, haben wir alle Urſache, ein ſcharfes Auge auf dergleichen Geſindel zu haben. Wendet Euch an den Hauptmann Wrangel, der im Schloßhofe das Commando führt; er ſoll Euch ſo viele Leute zur Verfügung ſtellen, als Ihr zu bedürfen glaubt, um das Schloß zu durchſuchen und des verdächtigen Menſchen habhaft zu werden."

Von Kracht eilte in den Schloßhof, und wenige Minuten ſpäter ſtand vor Louiſens Zimmer eine Wache, während ihr Bruder ſich an die Verfolgung des Jeſuiten machte.

* * *

Begünstigt von dem wirren Getümmel, welches im Schlosse herrschte, hatte Thomasius dasselbe unbehindert verlassen können, und war unangehalten bis in seine Wohnung gelangt. Dennoch war er um seine Sicherheit besorgt. War Louise verschwiegen, so blieb es zweifelhaft, ob von Kracht ihn weiter verfolgen würde, im anderen Falle mußte er auf seinen sofortigen Besuch gefaßt sein.

Sein schwarzer Plan, den Schwedenkönig zu ermorden, ohne sich selbst einer unmittelbaren Gefahr auszusetzen, war durch die unerwartete, zu frühe Ankunft Gustav Adolph's in Berlin und die Dazwischenkunft des ihm so verhaßten von Kracht durchkreuzt; für ihn gab es jetzt nur Heil und Rettung in der Flucht.

Thomasius aber war ein viel zu zäher und bedächtiger Verbrecher, um sich so schnell von seinen Plänen abbringen zu lassen. War es ihm auch augenblicklich nicht möglich, sich bis an den König heranzudrängen, so konnte ihm doch die Gelegenheit nicht fehlen, den verhaßten brandenburgischen Edelmann zu verderben, um sich wenigstens von diesem bösen Feinde zu befreien.

Hierauf war jetzt sein Sinnen und Trachten gerichtet, und sein Plan war bald entworfen.

Er begab sich in Marja's Kammer und fand sie in tiefem Schlafe. Diesmal war es keine Verstellung. Aber ein schwerer Traum hielt sie umfangen; sie ächzte und stöhnte, wie vom Alp gedrückt und, als ahnte ihr traumumfangener Geist die Gedanken des schwarzen Mannes, der jetzt wieder vor ihrem Bette stand, rief sie, indem sie die Arme, wie ihn abwehrend, ausstreckte, mit kläglicher, flehender Stimme:

„Erbarmen! Erbarmen, Herr! Tödtet ihn nicht!

Er ist ja so gut und brav! Nein, Ihr dürft ihm kein Haar krümmen! Erst tödtet mich!“

Thomasius bäumte sich auf; tödtlicher Haß blitzte aus seinen Augen.

„Sie liebt ihn,“ murmelte er, „sie liebt diesen verfluchten Ketzer, der dem Schwedenkönig mit Leib und Seele ergeben ist. Nun desto besser! Sie selbst soll ihn dem Verderben überliefern.“

Er fuhr mit seiner Hand über ihre Stirn, er faßte sie an ihrem üppigen Haar, das in langen Zöpfen von ihrem Haupte herabhing und rief sie laut beim Namen.

Marja erwachte mit einem lauten Schrei, als sie den entsetzlichen Mann vor sich erblickte.

„Du hast süß geschlafen und schwer geträumt,“ sagte Thomasius mit ruhiger Stimme. „Du wirst Dich jetzt durch Speise und Trank zu kräftigen suchen und mir zur Seite stehen, denn ich gebrauche Deiner. Erhebe Dich und komm' zu mir heraus.“

Mit diesen Worten entfernte er sich wieder, und sofort erhob sich Marja, schritt durch das große Zimmer, dessen Thüren offen standen, und gelangte nun auf den Corridor, woselbst Thomasius ihrer wartete und sie in ein Zimmer führte, wo auf einem kleinen gedeckten Tische verschiedene Speisen, Wein und Brod standen.

„Trink' und iß,“ sagte Thomasius, „Du bedarfst dessen; wir haben nicht viel Zeit, also greif' zu; höre mich an und merke Dir genau, was ich Dir befehle.“

Marja trank mit Begierde ein Glas Wein, welches sie wunderbar stärkte, und aß etwas Brod, ohne ein Wort von dem zu verlieren, was ihr Thomasius sagte.

„Höre,“ begann er, „ich werde Dich glücklich machen, Marja, wenn Du folgsam bist und mir unbedingten Gehor-

sam leistest, so schwer es Dir auch werden sollte. Du bist verloren, wenn Du meinen Befehlen entgegen handelst. Es giebt bei mir kein aber und oder. In sehr kurzer Zeit wird wahrscheinlich der Herr von Kracht hierher kommen."

Thomasius sah Marja bei diesen Worten scharf an; es fehlte nicht viel, sie hätte laut aufgeschrieen, aber sie unterdrückte ihre furchtbare Bewegung noch zur rechten Zeit, und nur ihr Erröthen ließ Thomasius erkennen, was in ihrer Brust vorging.

„Wenn also von Kracht kommt, wirst Du ihm die Thür öffnen, Du wirst ihn nach seinem Begehr fragen. Du wirst Dich ihm zu erkennen geben, und fragt er, wo ich bin, so wirst Du ihm sagen, „„komm' zu mir heran, dann sollst Du erfahren, wo er ist."" Hast Du verstanden?"

„Ich habe genau gehört," sagte Marja, „und werde genau so handeln, wie Ihr befehlet."

„Wenn Dir von Kracht nun nahe kommt, dann warte Du geduldig, bis er dicht neben Dir steht."

Jetzt ging eine Ahnung in Marja's Seele auf, ihr Herz begann laut zu pochen; es war ihr, als sähe sie schon den entsetzlichen Schlund sich öffnen, der von Borgsdorf verschlungen hatte.

„Und wo soll ich sagen, daß Ihr seid?" fragte sie, um ihre schreckliche Unruhe zu verbergen.

„Ich werde neben Dir stehen," fuhr Thomasius fort, „und was weiter geschehen soll, wirst Du später hören."

„Aber, ehrwürdiger Herr," fragte Marja mit einer bittenden Geberde, „werdet Ihr auch dem armen von Kracht nichts Böses thun?"

Diese so klug berechnete Frage des unglücklichen Mädchens verfehlte ihre Wirkung auf Thomasius nicht. Er hatte

nicht das leiſeſte Mißtrauen und hegte nicht den geringſten Zweifel, daß Marja nach ſeinem Befehle handeln würde.

„Ihm ſoll kein Haar gekrümmt werden," verſetzte er; ich werde ihn vielmehr überzeugen, wie gut ich's mit ihm meine; ich habe ihm niemals Böſes zufügen wollen; man hat ihn belogen; doch davon ſpäter. Du fühlſt Dich jetzt geſtärkt, nicht wahr?"

„O ja," verſetzte Marja, „ich fühle mich neu belebt; ich danke Euch, guter Herr!"

„Nun, ſo komm'!"

Thomaſius ſchritt voran, bis er den Verſchlag erreicht hatte, der in der Höhe des Flur's angebracht war, und wo er ſich bei den Beſuchen, die er empfing, gewöhnlich aufhielt.

Marja ſtarrte mit einer Empfindung des Schauderns auf den verhängnißvollen Fleck, wo von Borgsdorf verſchwunden war. Seitdem ſie mit voller Beſtimmtheit wußte, was von Kracht bevorſtand, war es ihr, als habe ſie den Blick einer Seherin erlangt; es lag Alles klar vor ihrem innern Auge. „Da unten fließt die Spree," ſprach es in ihrem Innern, „die Fallthür iſt über dem Wellengrab und führt in den naſſen Tod. Gott erbarme Dich meiner!"

„Hier, wo Du mich ſelbſt zum erſten Male geſehen haſt," hub Thomaſius wieder an, „nimm jetzt Deinen Platz ein. Sieh' hierher; was bemerkſt Du?"

„Einen Knopf," verſetzte Marja, indem ſie ſich, wie es Thomaſius gethan, zur Erde bückte.

„Nun, auf dieſen Knopf drückſt Du, wenn die Thür ſich öffnen ſoll, und ſo lange Du den Fuß darauf hältſt, bleibt die Thür geöffnet, ziehſt Du ihn zurück, fällt dieſelbe wieder in's Schloß. Haſt Du verſtanden?"

„O, gewiß," versetzte Marja.

„Nun, sobald von Kracht eingetreten sein wird, soll die Thür sofort sich wieder schließen."

„Ich ziehe also den Fuß zurück," sagte Marja.

„Ganz recht. Ich werde mich jetzt auf einige Augenblicke entfernen; aber ich bleibe in Deiner Nähe. Wenn von Kracht kommt, werde ich Dir's anzeigen."

Thomasius entfernte sich, und sobald er den Rücken gewandt, warf sich Marja auf die Erde; sie suchte nach einem zweiten Knopfe, doch vergebens. Nun tastete sie herum, um die Fuge zu finden, durch welche sich nach ihrer Idee die verhängnißvolle Fallthür vom Fußboden abzeichnen mußte, und sie war ganz glücklich, als sie diese endlich gefunden hatte.

Jetzt wußte sie ganz genau, wo die Gefahr war.

Als sie sich wieder erhob, stieß sie mit dem Kopfe an einen hervorragenden Gegenstand; jetzt bemerkte sie auch an der Wand, einige Fuß hoch über dem Fußboden, einen Knopf; sie wagte es nicht, daran zu drücken oder zu schieben, aber sie wußte genug.

Indessen hatte sich Thomasius nach dem Zimmer begeben, von welchem aus er nach dem Schlosse hinüber sehen konnte. Seinen spähenden Blicken bot sich ein Schauspiel dar, welches eigenthümlich genug war, um seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Auf die Kunde nämlich von der Ankunft des Schwedenkönigs waren die Bürger, zum Theil bewaffnet, auf die Straße geeilt; froh, daß es nicht die Kaiserlichen waren, machten sie dieser Freude auf ihre Weise Luft. Es ging daher in dieser Nacht wohl eben so geräuschvoll her, wie zur Zeit, da der englische Oberst Grey sein Regiment von

Spandau nach Tempelhof führte und nur eine Stunde von Berlin Halt machte.*)

Die Mannschaft der Bürger war in Kölln von ihrer Zween angeführt, die ihr Lebtage wohl keinen todten Menschen im Felde gesehen. Da war ein Trommelschlagen, Platzen und Schießen, auch Schreien in beiden Städten die ganze Nacht hindurch, daß ihrer wohl wenige von den Bürgern werden geschlafen haben, denn es war, wie der Chronist berichtet: „Alles besoffen".

„Da hätte man wohlbeschossene Musketiere sehen können; der Eine schoß die Lunte mit hinweg, dem Anderen entfiel der Ladestecken, dem Dritten die Forchen**), dem Vierten versagte die Muskete drei- bis viermal, der Fünfte steckte die Nase gar in den Aermel, wenn er schießen wollte, gleich den Mönchen, Pfaffen und Jesuiten, die vor etlichen Jahren zu Paris gassatim***) gingen. Und die so losgeschossen hatten, konnten zu keiner Ladung wieder kommen, so voll waren sie.

„Die Pikeniere trugen die Piken auch gar musterlich,

*) Die Berliner wollten damals nämlich den Truppen, welche König Jakob von England seinem Schwiegersohne, dem Könige Friedrich von Böhmen, zu Hülfe schickte, weder den Durchmarsch durch die Stadt, noch am allerwenigsten Quartier darin gestatten. Die Schilderung des Treibens in jener Nacht ist in dem Bericht enthalten, welchen der Kanzler Bruckmann an den Kurfürsten Georg Wilhelm, der damals in Königsberg war, machte. Er schloß mit den Worten: „Was aber das Aergste, es wurde unter den Fenstern von Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht Schloßwohnung ein so überaus großes Platzen und Schießen getrieben, daß dadurch Ew. Durchlaucht junges, ungetauftes Herrlein (der große Kurfürst war damals sechs Monate alt) zweimal in der Wiege ziemlich erschreckt worden, so daß leicht ein anderer Unrath daraus hätte entstehen können. Ich glaube, daß der Teufel dieses zuvörderst gesucht habe."

**) Die Gabel, worauf das Gewehr beim Schießen gelegt wurde.

***) In den Gassen singen und betteln.

zu geschweigen, daß sie solche Waffen zu gebrauchen gewußt haben. Summa, es war nur lauter Schimpf und Schande. So wie es Morgens drei Uhr schlug, liefen sie von den Wachen ganz ungeberdig, und die wiederum an die Wache treten sollten, waren nicht vorhanden. Da rannte der Trommelschläger über eine Stunde herum und machte ein Geraffel auf dem Kalbfell, ehe er Andere wieder zu Haufen bringen konnte. Eine andere Rotte, so gar nicht Bürger gewesen, hatte sich da hinten auf dem Werder zu Haufen rottirt und haben die ganze Nacht auf dem Dudelsack spielen lassen, auch eine Wagenburg von Leitern um sich geschlagen."

Es war also die Berliner Bürgerwehr damaliger Zeit sicher nicht einmal in der guten Verfassung des Jahres 1848, und Thomasius hatte sein Ergötzen an diesem komischen Wirrwarr, daß er fast dessen nicht mehr gedachte, auf den er am Fenster lauerte. Er lächelte recht behaglich zufrieden, denn er sagte sich:

„Das sind die Menschen, welche das Reich Rom erschüttern wollen? Diese da wollen den Stuhl Petri stürzen? Wenn sich Rom nicht selbst verdirbt — wahrhaftig diese nimmer!"

Thomasius bedachte nicht, daß der Stuhl Petri schon längst morsch geworden war, und daß wenige Stunden von Berlin entfernt ein Knabe weilte, dessen großer und energischer Geist aus diesem winzigen Völklein eine Armee von Helden schaffen würde.

Plötzlich aber verfärbte sich das Gesicht des Mannes, der soeben noch mit sardonischem Lächeln dem bunten Getümmel vor dem Schlosse zugeschaut hatte.

Er erblickte seinen Feind, aber dieser kam nicht allein, sondern in Begleitung von drei Schweden, deren schwere

Bewaffnung und verwegene Gesichter ihm nichts Gutes verhießen.

Schnell verließ er seinen Standpunkt und befand sich in Zeit von wenigen Sekunden neben Marja.

„Jetzt aufgepaßt," sagte er; „folge genau meinen Befehlen, wenn Du nicht ein Kind des Todes sein willst!"

* * *

In diesem Moment wurde ungestüm gepocht, die Thür ging auf, aber sie schloß sich nicht wieder, denn von Kracht ließ seine Leute vor derselben Posto fassen und drang dann allein in's Haus ein.

Marja erschien am Fenster und fragte mit bebender Stimme, denn ihre Aufregung war unnennbar groß: „Wer ist da?"

Von Kracht, der schon bis zur Treppe vorgestürmt war, stutzte zurück; die Stimme war ihm wohlbekannt, und zur Fensterklappe mit seiner Fackel emporleuchtend, rief er: „Marja! Marja! Wie kommst Du Unglückliche hierher! Was hat der elende Thomasius hier begangen? Was treibt der Schurke in diesem unheimlichen Hause?"

Ein lautes, höhnisches Gelächter, welches der gänzlich unsichtbare Thomasius ausstieß, gab ihm die Antwort.

Von Kracht stutzte abermals. Hatte er recht gehört und gesehen? Stand und sprach da oben Thomasius oder Marja? War es ein Spuk und trieb der Teufel mit ihm sein Spiel?

Im sechszehnten Jahrhundert gab es wohl keinen Menschen, der von den Banden des Aberglaubens frei gewesen wäre. Die Reformation hat für die Aufklärung gar wenig gethan, sie richtete die Waffe des Spottes und der

Satyre nur gegen die Entsittlichung der Geistlichkeit und gegen die gröbsten Mißbräuche der damals entarteten Kirche.

Luther, der Reformator selbst, doch gewiß einer der hellsten Köpfe der damaligen Zeit, glaubte an den Teufel, an Hexen und Zauberer, und noch viel später sah es in den Köpfen der größten Gelehrten in dieser Beziehung nicht minder finster aus*).

Doch braucht sich, trotz Aufklärung und Wissen, das Berlin des neunzehnten Jahrhunderts nicht allzusehr zu brüsten.

---

*) Diese Behauptung bedarf schwerlich bei irgend einem mit der Literatur des sechszehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nur einigermaßen Vertrauten eines Beweises. Für die Unkundigen wollen wir nur Folgendes anführen: Karl Friedrich Romanus, ein bekannter Rechtsgelehrter zu Leipzig, untersuchte in seiner im Jahre 1705 gehaltenen Doktor-Disputation die Frage — ob wegen Gespenster der Miethskontrakt aufgehoben werden kann — mit einem großen Aufwande von juristischer Spitzfindigkeit und Gelehrsamkeit. — In Philipp Nikolai's Katechismus wird die Frage: Ob die Calvinisten den Teufel anbeten, mit „Ja" beantwortet, und ihr Gott mit einem Brüllochsen verglichen. Wegen dieses erbärmlichen Machwerks wurde der Verfasser im Jahre 1608 zum Hauptpastor in Hamburg berufen. Der Katechismus wurde nicht nur vielmals aufgelegt, sondern auch in einige fremde Sprachen übersetzt. — Ferner schrieb Christian Richter, Arzt an dem Waisenhause zu Halle, welches bekanntlich im Jahre 1695 gegründet wurde, eine Dissertation über die Pest, worin folgende Fragen untersucht werden: 1) Ob Gott der Herr sich bei der Pest ebenso betrage, wie bei anderen Krankheiten? 2) Ob die Pest eine ansteckende Krankheit sei? 3) Ob die Pest eine Krankheit der armen Leute sei? 4) Ob Gott der Herr bei der ersten Schöpfung auch die Pest erschaffen habe? 5) Oder ob er allemal von Neuem eine Pestseuche erschaffe? 6) Ob der Lauf der Sterne etwas zur Pest beitrage? 7) Ob die Pest auch die Wiedergeborenen befalle? — Das sind mithin drei Beispiele aus der Jurisprudenz, der Theologie und Arzneikunde. Man sieht also, wie es mit den gesammten Wissenschaften stand. Wir könnten noch tausend andere, wo möglich schlimmere Dinge anführen; man lese das Orakel des achtzehnten Jahrhunderts in allen kriminalistischen Fragen, den Carpzow, und man wird nicht wissen, ob man lachen oder weinen soll.

Hat doch, um der neuesten Fälle, wobei z. B. eine Louise Braun in der Schifferstraße (1868) ihre Rolle spielte, nicht zu gedenken, noch im Jahre 1810 ein Professor der Universität in Berlin, Wolfert, die ganze Stadt mit seinem Baquet*) verrückt gemacht, und sind doch noch heute Kartenlegerinnen und wahrsagende Zigeunerinnen stets gesuchte und geschätzte Artikel in unserer deutschen Residenz!

Thomasius bemerkte wohl den Eindruck, unter dessem Banne der sonst so furchtlose und kühne Edelmann stand, und indem er die Hand an den verhängnißvollen Knopf legte, rief er dem jungen Manne noch einmal höhnisch zu:

„Du wolltest mich sprechen, so komm' doch näher."

Von Kracht stürmte die Stufen hinauf. Marja erbebte bis zum Innersten ihres Herzens; sie wußte, um was es sich jetzt handelte. Von Kracht brauchte nur den Fuß auf die Fallthür zu setzen — und das mußte er, wollte er Thomasius an den Leib kommen — und es war um ihn geschehen.

Doch nein, so weit sollte es nicht kommen. Sie wollte ihn retten um jeden Preis. Sie wußte, daß sie verloren

---

*) Das Baquet war ein Kasten, in dem sich ein Einsatz befand, der abwechselnd mit Schichten von Glasscherben und Eisenschlacken gefüllt war. In der Mitte befand sich ein starker, oben rechtwinklich gebogener Eisenstab, auf welchem ein halbes Dutzend mit Wasser und Eisenfeilspähnchen angefüllte Flaschen gerichtet waren, die sich ebenfalls in dem Einsatze des Kastens befanden. Das Ganze war mit Wasser übergossen und mit einem Deckel versehen, aus dem eine Anzahl von Drähten hervorstanden. Der Zauber des Herrn Professor, des Erfinders dieses seltsamen Kastens, bestand nun darin, daß er seine Kranken, nachdem er das Baquet mit seinen Händen bestrichen hatte, einen der Drähte erfassen ließ, worauf die Genesung von allen möglichen Gebrechen unfehlbar erfolgen mußte. Wolfert magnetisirte so lange lustig darauf los, bis es zu einem öffentlichen Skandale mit einem adeligen Fräulein kam, worauf die ganze wundersame Geschichte ein jähes Ende nahm.

sein würde, aber ihr von Liebe zu dem heroischen Manne ganz eingenommenes Herz kannte keine persönlichen Rücksichten. Schon war er oben — noch ein paar Schritte weiter, und er stürzte in die Tiefe, und wäre er der beste Schwimmer gewesen, er war rettungslos verloren.

„Hier bin ich!“ donnerte von Kracht, als er jetzt des unheimlichen Thomasius ansichtig wurde. „Jetzt sollst Du mir Rede stehen, Elender!“

Ein gellender Schrei erfolgte; mit einem jähen Sprung hatte sich Marja plötzlich, ehe es Thomasius verhindern konnte, zu dem jungen Manne hinübergeschnellt und hing an seinem Halse.

„Keinen Schritt weiter!“ flehte sie; „zwischen Euch und ihm ist das Grab. Seht, das hier ist eine Fallthür, dort der Knopf —“

Marja sprach nicht weiter. Das edle Mädchen hinter sich zurückschleudern und dem mit einem Dolche auf ihn eindringenden Thomasius in den Arm fallen, war Sache eines Augenblicks; dann konnte man das Wuthgeschrei zweier auf Tod und Leben Kämpfenden vernehmen; endlich einen dumpfen Schlag, durch das Niederstürzen eines schweren Körpers verursacht, und dann den ächzenden Ausruf:

„Jesus! ich sterbe!“

Die Welt war von einem Fanatiker befreit.

* * *

Louise hatte sich in ihrem Kabinet wohl verschlossen und harrte mit ängstlicher Ungeduld der Rückkehr ihres Bruders. Sie zitterte noch immer für ihr Leben, denn Thomasius hatte ja das Elixir in Händen, welches das tödtliche Gift in ihrem Innern unwirksam machen sollte. Jedoch hatte sich die Angst vor dem Vergiftungstode ein

wenig gelegt, da sie nach dem Tranke sich vielmehr auf eine angenehme Weise angeregt und erheitert, als traurig und schmerzhaft gequält sah. Alle die Folgen der Vergiftung, wie ihr solche vom Hörensagen bekannt waren, blieben gänzlich aus; sie hatte weder Schwindel, noch Beklemmung, weder einen Druck auf dem Herzen, noch Weh', noch Uebelkeit; sie merkte weiter nichts, als erhöhte Lebenslust, die ihr ihren schon an sich nicht ganz ernstlich gemeinten Wunsch zu sterben, völlig als Thorheit erscheinen ließ. Sie fand den Trost, welchen ihr Thomasius gegeben, für sehr treffend. Sie war jung und schön, das Leben gehörte ihr noch; in ihrem Leichtsinn hätte sich das Mädchen über den Tod ihres Geliebten wohl hinweggesetzt, sobald sie einen andern gefunden.

In dieser Stimmung verging ihr eine Viertelstunde nach der andern und ihr Bruder erschien noch immer nicht, und das war es, was sie ängstlich machte. Sie hörte draußen im Saale die Wachen hin und her marschiren, sie legte das Ohr horchend an die Thür; endlich glaubte sie seine Stimme zu vernehmen. Als sie aber die Thür öffnete, guckte statt ihres Bruders ein junger, schwedischer Offizier überrascht und erfreut zugleich ihr in's Antlitz, näherte sich ihr ohne Umstände und sagte in einem gutmüthigen Tone:

„Ei, hübsche Jungfrau, hätte ich eine solche Nachbarschaft ahnen können, so hätte ich Euch um ein freundliches Quartier gebeten, denn hier draußen gebricht's an aller Bequemlichkeit, und die thut uns ein wenig noth."

„Ja, wenn ich das nur gewußt hätte," versetzte Louise; „einige Bequemlichkeit kann ich Euch schon gewähren, wenn Ihr fürlieb nehmen wollt, so kommt immerhin herein."

Der Offizier ließ sich das nicht zweimal sagen und trat in Louisens Kabinet.

„Ihr wohnt ja hier so abgeschlossen, wie es scheint, von den übrigen Bewohnern des Schlosses," sagte nun der junge Offizier, um das Gespräch im Gange zu erhalten.

„Ach ja, so ziemlich," versetzte Louise, „aber die Kurfürstin von der Pfalz wohnt ja in diesem Hause, ein Stockwerk niedriger nämlich. Ich glaubte meinen Bruder sprechen zu hören," setzte Louise dann hinzu, „sonst würde ich es gar nicht gewagt haben, die Thür zu öffnen, denn es ist heute gar zu unheimlich hier."

„Euer Bruder? Erwartet Ihr den?"

„Ach ja, das ist eine sehr böse Geschichte, er ist wahrscheinlich bei dem Thomasius drüben, der mich vergiftet hat."

„Euch vergiftet?" fragte der Offizier und sah das Mädchen zweifelhaft an; „das Gift hat Euch aber wenig geschadet, wie es scheint."

„Wer weiß? Wer weiß?" versetzte Louise sehr ernsthaft, und erzählte nun ausführlich, was ihr begegnet war, auch den Tod ihres Geliebten verschwieg sie nicht.

Der Offizier schüttelte sehr bedenklich den Kopf und sagte dann:

„Das ist ja der vermaledeite Pfaffe, um dessentwillen wir hier Wache stehen. Nun, im Grunde bin ich ihm nicht böse deshalb, vorausgesetzt, daß sein Gift Euch keinen Schaden zufügt. Ihr seid also die Schwester des Herrn von Kracht, den wir Offiziere alle in so kurzer Zeit so lieb gewonnen haben? Alle Teufel! Das ist eine schöne Geschichte; da möchte ich gleich Allarm schlagen, wenn ich nur von meinem Posten weg dürfte."

„Glaubt Ihr, daß meinem Bruder ein Unglück widerfahren sei?“ fragte Louise.

„Nun, ich will nicht hoffen, denn er wird doch nicht allein in das Mordnest hineingegangen sein? Aber jedenfalls ist sein langes Ausbleiben sehr sonderbar. Ja, nun erinnere ich mich, daß er mir gesagt hatte, er würde mir bald Gesellschaft leisten, das ist ein schlimmes Bald.“

„Ach, Du mein Gott!“ rief Louise weinend, „wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen, dieser Thomasius ist ein entsetzlicher Mensch.“

„Wir wollen gleich dahinter kommen, ich werde schon Leute herbeirufen. He, Güldenfried!“

Einer der Soldaten trat an die Thür.

„Du kennst den Weg, den wir gekommen sind, an dem Saal vorüber, wo sich der König befindet.“

„Ja — da wo die steinernen Männer stehen.“

„Er meint die Kurfürsten,“ sagte Louise.

„Also dort,“ fuhr der Offizier fort, „befindet sich der General Horn. Sage, ich ließe den Herrn General bitten, mich hier durch einen andern Offizier ablösen zu lassen, da ich ihm etwas von Wichtigkeit mitzutheilen hätte.“

Der Soldat entfernte sich.

In diesem Augenblicke erscholl in dem schmalen Gange, in welchem zwei Mann Wache hielten, ein donnerndes:

„Halt!“

Louise erzitterte, der Offizier trat hinaus, die Soldaten hatten einen Menschen gepackt, welcher äußerst verdutzt sich ohne Widerstand halten ließ.

„He, Kerl, wer bist Du?“ fragte der Offizier; „bist Du der schändliche Thomasius?“

Louise war dem Offizier neugierig gefolgt.

„Ach nein,“ rief sie, „das ist er nicht, das ist ja der

arme Pasquino, den sie in den grünen Hut eingesperrt haben."

„Eingesperrt? und weshalb?" fragte der Offizier.

„Ach, mein liebes Fräulein," rief Pasquino, „habt doch die Güte, dem Herrn Offizier zu sagen, daß Euer Bruder mir die Freiheit versprochen, und daß er meinen Kerker geöffnet hat, mit dem Versprechen, daß der General Horn schon für meine Begnadigung sorgen würde. Ich sollte mich ruhig im Kerker verhalten, bis der gute Herr von Kracht wiederkommen würde. Aber die Zeit wurde mir gar zu lang und deshalb wollte ich mich einmal umsehen, ob er kommt. Das ist die ganze Geschichte, kein Tippelchen erlogen, und wenn der Herr Offizier will, so kann ich sie ihm im Reim erzählen. Amen."

Louise lächelte trotz der Sorge um den Bruder.

„Ja," sagte sie zu dem Offizier, „der Pasquino lügt nicht."

„Nein, nein, gewiß nicht," versetzte dieser, „denn es ist ja gerade der Wahrheit wegen, daß ich eingesperrt worden bin."

Jetzt kam ein anderer Offizier, welcher aber kein Schwede, sondern ein Pommer war.

„Der General Horn erwartet Euch," sagte er zum Schweden; „was giebt es denn hier, mein lieber Banner?"

„So mancherlei, was sich so rasch nicht erzählen läßt. Habt nur die Güte, dem Fräulein hier Gesellschaft zu leisten, und die schöne Jungfrau wird Euch gern die Geschichte noch einmal erzählen. Seid nur ohne Angst, Ihr sollt bald wissen, wie es mit Eurem Bruder steht, ich werde hoffentlich gleich mit ihm selbst zu Euch zurückkehren."

„Güldenfried," wandte er sich dann an diesen, „folge mir mit dem Pasquino."

Der Offizier ging ab und Louise sah ihm sehnsüchtig nach, nicht sehr zufrieden mit dem Tausche. Der Schwede gefiel ihr besser, als der Pommer. Als ihm aber Louise ihre Geschichte erzählte, da schüttelte er wohl zwanzigmal den Kopf und sagte in seinem pommerschen Platt:

„Dat is der Düvel west, ganz gewiß, dat is der Düvel!"

Indessen hatte Banner dem General Rapport abgestattet. Horn beauftragte ihn sofort, sich zehn Leute auszuwählen und mit diesen das Haus des Thomasius zu durchsuchen. Pasquino behielt er bei sich, ließ sich von diesem die Ursache seiner Verhaftung nochmals erzählen, hielt sich dabei den Bauch vor Lachen und versprach ihm, daß er sich für ihn beim Könige verwenden und daß er ihn so lange bei sich behalten wolle, bis er mit diesem gesprochen haben würde.

Pasquino war über diese Versicherung so erfreut, daß er den General mit allerlei lustigen Versen ergötzte, bis der König Gustav Adolph erwachte, dem er Rapport abzustatten sich nun beeilte.

* * *

Ehe wir den schwedischen Offizier Banner in das Alchymistenhaus begleiten, wollen wir den Leser über den Charakter des Pasquino, der in unsere, an so tragischen Momenten reiche Erzählung ein, wenn auch nur kurzes, komisches Intermezzo bringen wird, einige Worte mittheilen.

Pasquino war, wie sich der Leser leicht denken kann, gewissermaßen der Hofnarr des Kurfürsten. Einen erklärten Hofnarren hatte dieser nicht, da aber der Küchenmeister Hans Struwitz ein großer Schalk war, der namentlich alle

welschen und deutschen Spottlieder kannte, welche seit der Reformation und Kaiser Karls V. Zeit in so großer Menge in's Volk gebracht wurden, so wurde er stillschweigend als der Hofnarr betrachtet und behandelt und ihm der Name Pasquino*) zuertheilt. Struwitz wollte, da er nun einmal so hieß, auch ein richtiger Pasquino sein, und ersah sich zwei der steinernen Kurfürstenbilder, nämlich den Erzbischof von Kölln und den von Sachsen, um sich ihrer, als der beiden weltberühmten römischen Spötter, nämlich als Pasquino und Marforio zu bedienen. Da nun sehr oft Spöttereien auf Schwarzenberg dem neuen Pasquino in

*) Der Name Pasquino, von dem das Wort Pasquill entstand, hat folgenden Ursprung: In Rom lebte um's Jahr 1500 ein Schuhflicker Pasquino, der sich durch seine witzigen Einfälle und seine beißenden Spöttereien allgemein bekannt machte, und Jeder, der sich an des Schusters beißenden Satyren über die römischen Großen und Geistlichen ergötzen wollte, fand sich in der Werkstatt des Schusters ein. Nach dem Tode Pasquino's wurde unfern von seiner Wohnung eine zwar herrlich gearbeitete, aber verstümmelte und unkenntliche Bildsäule von Marmor ausgegraben und auf dem Campoflor in einem Winkel des Orsinischen Palastes aufgestellt. Die Römer geriethen nun auf den Einfall, dieser Bildsäule den Namen Pasquino beizulegen, und so oft ein witziger Römer einen glücklichen und witzigen Einfall über irgend ein Ereigniß in Rom hatte, wurde er dem Schuster Pasquino in den Mund gelegt, auf einem Zettel der Bildsäule angeheftet und den Römern zum Besten gegeben. Nun stand jener Statue eine andere, eben so verstümmelte, gegenüber, die ehemals auf dem Martisforum ihren Stand hatte und daher den Namen Marforio erhalten hatte. Dieser gab man nun die Bestimmung, den Pasquino zum Witze oder Spotte aufzufordern, denn häufig wurden an diese zur Nachtzeit Fragen geheftet, auf welche dann gewöhnlich Pasquino am andern Tage in witziger, sarkastischer Weise antwortete. — Man erzählt aber den Ursprung der Pasquille noch auf eine andere, weniger bekannte Weise, welche in der „Histoire des Papes", Thl. IV, S. 295, Haag 1733, enthalten ist. Im sechszehnten Jahrhundert wurden die Pasquille, wie schon erwähnt, auch in Deutschland sehr allgemein und eine der mächtigsten Waffen im Interesse der Reformation.

den Mund gelegt wurden, so setzte dieser Alles daran, den Verfasser kennen zu lernen, und da wurde denn bald der arme Küchenmeister herausgefunden, der nun im grünen Thurme die Verwegenheit büßen sollte, den allgewaltigen Minister, welcher das unbedingte Vertrauen des Kurfürsten besaß, mit Pasquillen angegriffen zu haben.

Außer den Pasquillen auf sich selbst, hatten aber den Minister einige scharfe Ausfälle auf Rom und den Kaiser in den äußersten Zorn gebracht, und es war merkwürdig genug, daß von Dingen, welche unter der Regierung des vorigen Kurfürsten fast in Jedermanns Munde waren, über die man sich selbst am Hofe ergötzte,*) zur Zeit Georg Wilhelms nicht ohne die größte Gefahr die Rede sein durfte, obgleich das Land noch immer evangelisch war, blos deshalb, weil der Minister Schwarzenberg als Katholik und Anhänger des Wiener Hofes solches für ein Verbrechen hielt.

Daß dem Könige von Schweden ein solcher Mann wie der poetische Küchenmeister, welcher als das lebendige Pasquillenbuch der damaligen Zeit galt, sehr willkommen war, lag in der Natur der Sache. Nach der Vorstellung Horns versprach er ihm sofort seinen Schutz und gab ihm

*) Kaiser Karl V. hatte zu öfteren Malen die strengsten und schärfsten Reichsgesetze gegen die Spottschriften und fliegenden Blätter erlassen, die zum großen Theil auch gegen seine Person gerichtet waren. Selbst in dem Todesurtheile gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen konnte Karl die Schand- und Schmähschriften, worin die kaiserliche Person zum Beschwerlichsten angegriffen, nicht vergessen. Alle seine strengen Gesetze aber halfen nichts, denn wenn auch die Drucker, ängstlich gemacht, diese Schriften nicht mehr druckten, so zirkulirten sie doch in unzähligen Abschriften, und selbst die deutschen Fürsten sandten sie sich einander heimlich zu. Sie hatten natürlich des Kaisers Zorn und Rache nicht weniger dabei zu fürchten, als die Drucker und andere Verbreiter dergleichen Schriften aus dem Volke.

den Befehl, sich in seiner Nähe aufzuhalten. Bei der Tafel wollte er Einiges von ihm hören. Auf diese Weise war also Pasquino seinem traurigen Schicksale glücklich entrissen.

Jetzt wollen wir dem schwedischen Offizier in das Haus des Alchymisten folgen.

* * *

Banner fand die drei Soldaten, welche von Kracht mitgenommen hatte, vor der Thür ruhig Wache stehen; von dem, was drinnen vorging und vorgegangen war, hatten sie keine Ahnung, da von Kracht ihnen befohlen hatte, nicht eher in's Haus einzutreten, bis er sie rufen würde. Nun drang Banner mit seinen Leuten in's Haus, in welchem das Schweigen des Todes herrschte; als er sich aber der Stelle näherte, wo der Kampf der beiden Männer stattgefunden hatte, erblickte er beim Fackelschein einen menschlichen Körper, der in einer Blutlache lag.

„Näher heran mit dem Licht!" rief Banner, „das ist gewiß der arme von Kracht. Gott sei Dank, nein," fügte er dann freudig hinzu, als er das geistliche Gewand erkannte.

„Nein, ich bin es nicht!" rief plötzlich eine Stimme, und von Kracht, der sich auf Marja stützte, und dessen Arm in einer Binde ruhte, stand vor dem schwedischen Offizier.

„Freund, Ihr lebt?" rief Banner. „Ihr lebt? Und wer ist dieser Leichnam?"

„Laßt ihn liegen," versetzte von Kracht mit feierlicher Stimme, „es ist ein großer, nichtswürdiger Verbrecher, wie ihn die Welt kaum größer je gehabt hat und haben wird — es ist Thomasius. Gelobt und gepriesen sei Gott, der

mich zum Werkzeuge ausersehen hat, die Menschheit von diesem Ungeheuer zu befreien!"

„Aber warum habt Ihr uns so lange in Ungewißheit gelassen? Konnten wir anders glauben, als daß Euch ein Unglück begegnet sein müsse?"

„Ihr seht aus den Wunden dieses Elenden, welch' einen Kampf ich zu bestehen hatte. Ich habe auch mehrere Wunden erhalten, ehe es mir gelang, den Entsetzlichen zu bändigen. Ich wäre allerdings rascher mit ihm fertig geworden, hätte ich ihn gleich tödten wollen. Da ich aber verschiedene Dinge von ihm wissen wollte, schonte ich so viel wie möglich sein Leben, bis ich erkannte, daß ich selbst in Gefahr wäre, wenn ich ihm nicht den Garaus machte. Denn das Ungeheuer kämpfte gegen mich bis zum letzten Athemzuge."

„Der Schuft!" stieß Banner entrüstet hervor.

„Als ich endlich mit ihm fertig war," fuhr von Kracht fort, „sank ich in Ohnmacht, und diesem wackern Mädchen hier, meinem guten Engel, habe ich meine Rettung zu verdanken, denn ohne dessen zeitige Warnung wäre ich in die Schlinge des arglistigen Pfaffen gegangen und wäre ein verlorener Mann gewesen. Sie hat mich verbunden und den meinen Wunden entweichenden Blutstrom gehemmt. Aber noch viel Größeres that sie, denn ohne sie wäre vielleicht der König selbst das Opfer des fanatischen Menschen geworden, den ich nun, Gott sei Dank, für immer unschädlich gemacht habe."

„Der König in Gefahr durch diesen Hund!" rief Banner entrüstet, „dann fahre in die Hölle!"

Und als könnte der Leichnam zum zweiten Male sterben, stieß er ihm seinen Degen tief in die Brust.

Dann machte er sich an die Durchsuchung des Hauses, während von Kracht nach dem Schlosse eilte, um Marja bei seiner Schwester unterzubringen und dem General Horn Rapport zu erstatten.

* * *

Früh am Morgen hatte der Kurfürst mit seinem Minister Schwarzenberg abermals eine Besprechung. Natürlich konnte jetzt von einem Widerstande gegen das Begehren des Königs nicht mehr die Rede sein, da Gustav Adolph kategorisch forderte und Macht genug besaß, seine Forderung mit Gewalt durchzusetzen. Schwarzenberg mußte also den Kurfürsten gewähren lassen, und der König von Schweden erhielt die Festungen. Der nun glücklich zu Stande gekommenen Convention folgte ein Mahl, an welchem außer den anwesenden fürstlichen Personen sämmtliche Offiziere Theil nahmen. Schwarzenberg aber blieb, eine plötzliche Unpäßlichkeit vorgebend, fort.

Durch seine Abwesenheit ersparte er sich übrigens vielen Verdruß, denn der König hatte den Kurfürsten ersucht, ihm seinen witzigen Küchenmeister abzutreten, und Georg Wilhelm konnte diesen Wunsch nicht gut abschlagen.

Plötzlich, als die Herrschaften in bester Laune bei Tafel saßen, hörte man eine singende Stimme und Meister Pasquino, in einen Schuster-Anzug gekleidet, sprang in's Zimmer und summte das bekannte Kriegslied gegen Karl:

Es geht ein Butzemann im Reiche herum,
Didum, didum,
Bibi, bibi, bum!
Der Kaiser schlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Sabeln und mit Spießen!
Didum, didum, didum!

„Ah, Meister Pasquino," rief Gustav Adolph vergnügt, „nun laß Dich 'mal recht vernehmlich hören. Scheue Dich nicht, denn wir Alle hier sind keine Freunde des Papstes und des Kaisers. Rom und Wien sind uns gleich sehr verhaßt. Nur heraus mit Deinen Sottisen!"

„Werde nicht damit hinter dem Berge halten, Herr König," versetzte der Küchenmeister, „habt nur die Gewogenheit, Etwas über die Römische Trinität zu hören. Dabei erkennt man vortrefflich, wie es heut zu Tage und alle Tage in Rom zugeht."

„Ei, das wissen wir schon lange ganz genau!" rief der König. „Das thut aber nichts, an Rom's Sünden kann man nicht oft genug erinnert werden. Fange nur an."

Hans Struwitz räusperte sich und begann:

„Drei Dinge halten Rom in Würde: Heiligthümer, Papst und Ablaß.

„Drei Dinge bringt man gewöhnlich von Rom: Böse Gewissen, böse Magen, leere Säckel.

„Drei Dinge findet man zu Rom in allen Gassen: Heilige Stätten, gebrochene Säulen und lüderliche Dirnen."

„Drei Dinge sind zu Rom im Brauche: Fleischliche Lust, köstliche Kleider und Verachtung.

„Drei Dinge sind wohl gekleidet zu Rom: Pfaffen, Maulesel und Dirnen.

„Drei Dinge hat Rom vor aller Welt voraus: Alte Gebäude, den Papst und Geiz.

„Drei Dinge sieht man selten zu Rom: Altes Geld, den Papst und Demuth.

„Drei Dinge sind groß zu Rom: Herren, Schalke und Steine.

„Drei Dinge zieren Rom: Krumme Gassen, alte Fenster, keine Ordnung.

„Drei Dinge glaubt man zu Rom nicht: Unsterblichkeit der Seele, Auferstehung der Todten und die Hölle mit dem Teufel.

„Drei Dinge haßt man zu Rom: Patronatsrecht, freie Wahl und, daß die Deutschen noch einen Pfennig haben.

„Drei Dinge sind Rom leid: Der Fürsten Einigkeit, des Volkes rechter Verstand und Erkenntniß ihrer Büberei.

„Drei Räuber über alle Räuber sind zu Rom: Pergament, Wachs und Blei.

„Drei Dinge hält man für wahr zu Rom: Der Römer Heiligkeit, der Welschen Weisheit und der Deutschen Dummheit.

„Drei Waaren giebt es, womit man zu Rom handelt: Christus, geistliche Lehre und alte Weiber.

„Drei Dinge will Jedermann zu Rom haben: Kurze Messen, gute Münzen und bone tempo.

„Drei haben Dieses geschrieben: Ernst, Noth und Wahrheit."

„Ei, das ist ganz vortrefflich!" rief Gustav Adolph. „Hast Du das gemacht, Pasquino?"

„Nein, Majestät, Deutschland hat's gemacht; für mich allein wäre der Witz zu groß, aber Deutschland hat mehr Witz, als Denen in Rom angenehm ist."*)

Diese Worte wurden von dem Könige und namentlich von den deutschen und brandenburgischen Offizieren, welchen die Politik Schwarzenbergs ein Unglück für dieses Land und das protestantische Deutschland schien, ungemein beklatscht. Aber mitten in diesem Applaus gelangte eine

*) Wer dieses Pasquill, welches lange Zeit in Deutschland unter dem Namen „Trias Romana" oder „römische Trinität" sehr bekannt war, ausführlich lesen will, der schlage Pasquillorum Tomi duo p. 271 nach.

Depesche an den König an, der sie sofort neugierig erbrach und las:

„Da habt Ihr es, meine Herren," sagte er dann entrüstet, „bin ich nun Gottlob! mit dem Kurfürsten von Brandenburg fertig, geht die Unterhandlung mit dem Kurfürsten von Sachsen denselben Weg. Auch dieser Fürst verweigert mir jeglichen Beistand und die Festung Wittenberge, welche ich ebenfalls nur so lange behalten will, als bis ich Magdeburg entsetzt habe. Aber die Herren werden's noch inne werden — bei Gott — sie werden's noch inne werden, was sie gethan!"

In diesem Moment drang ein entsetzlicher Tumult in den Saal. Er kam von der Straße her. Die Berliner hatten sich in gewaltigen Massen vor dem Schlosse versammelt, und ein fürchterliches Gebrüll, ein Wehe- und Wuthgeschrei drang in den Saal herauf.

Von Kracht stürzte hinunter, um sich nach der Ursache dieses Lärmens zu erkundigen, und kehrte bald mit einem protestantischen Geistlichen zurück, dessen Gewand ganz zerfetzt und zerrissen war.

Feierlich, mit einem Ernst, der inmitten der noch eben so lustigen Gesellschaft einen höchst peinlichen Eindruck machte, trat von Kracht mit dem Priester vor den König hin; dann sagte er mit bewegter Stimme:

„Ew. Majestät — es ist geschehen! — —"

Mehr vermochte von Kracht nicht hervorzubringen, die allzu große, innere Bewegung überwältigte ihn.

„Was ist geschehen?" fragte Gustav Adolph.

„Magdeburg ist von Tilly erobert. Dreißig Tausend Einwohner, Greise, Männer, Weiber, Kinder — die ganze Bevölkerung der Stadt ist durch's Schwert gefallen, die

Stadt ist niedergebrannt. Gott erbarme sich der Evangelischen!"

Das waren die Worte, welche von Kracht mit gepreßter Stimme hervorbrachte.

„Magdeburg ist gefallen?" rief der König aufspringend, dann, die Hände gefaltet zum Himmel emporstreckend, sagte er:

„Herr, mein Gott! Dich rufe ich zum Zeugen an, wie schuldlos ich an diesem großen Unglück bin!"*)

* * *

Am andern Tage rückte Gustav Adolph mit seinem Heere nach Spandau. Der Kurfürst wollte zwar nun, da Magdeburg einmal in den Händen der Kaiserlichen war, die Festung nicht einräumen; jedoch der König drohte, ihn als Feind zu behandeln, und nun verblieb es bei der Uebergabe.

Von Kracht aber, der schnell ein Liebling des Königs von Schweden geworden war, trat in dessen Dienste, nachdem er sich wegen der im Zustande der Nothwehr getödteten Gardebrüder vor dem Kurfürsten verantwortet hatte. Er heirathete die heldenmüthige Marja, mit der er in glück-

*) Ganz Berlin hat dies mit ihm, dem großen Könige gefühlt; und allgemein war die Trauer, als die Berliner die Nachricht von seinem Tode vernahmen. Als der Leichenconduct am 15. Dezember 1632 in Berlin ankam, hielt der Probst Elert an der Nicolaikirche eine Leichenpredigt, in welcher folgende bemerkenswerthe Sätze vorkamen: „Womit haben wir diesem Helden geholfen, ist's nicht wahr, mehr mit Gesundheit-Trinken, beim Schwarm, Soff- und Freßvöllerei, als mit Fasten, Beten und Gottesfurcht. Diese Sünden, diese verfluchte, schändliche Sicherheit ist die Pistole, damit dieser Held von uns selbst ist erschossen. O, deutsche Blindheit, o Thorheit, o Sicherheit u. s. w.!"

licher Ehe lebte. Später focht er unter dem großen Kurfürsten, mit welchem für die Geschichte der Mark eine neue Aera begann, und erwarb sich Ruhm und Auszeichnung.

Louise, von Kracht's Schwester, wurde die Gattin des schwedischen Offiziers Banner, auf welchen sie in jener Nacht einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte.

Von Borgsdorf's Leiche wurde in einem Kanale der Spree gefunden, und das Alchymistenhaus auf dem Werder bewohnte später einer der Leibjäger des Kurfürsten.

Das Schicksal Schwarzenbergs, welchen der große Kurfürst, als er an die Regierung kam, des Hochverraths bezichtigte und festnehmen ließ, ist in der Geschichte bekannt. Unparteiische Forschung hat ihn von dem Vorwurfe vorbedachter Verrätherei frei gesprochen. Wenn wir aber an das Schicksal Magdeburgs und Brandenburgs während der Zeit seiner Macht gedenken, so können wir dennoch nicht umhin, tief zu trauern, daß dieser Mann das Ruder eines Landes in Händen hatte, dem er der Natur der Sache nach nicht mit Leib und Seele ergeben sein konnte!

II.

Das Ghetto.

(Kleiner Jüdenhof.)

Vom „Kleinen Jüdenhof" bis zu Hertzog's oder Gerſon's Induſtrie-Paläſten, welch' ein mächtiges Stück Kulturgeſchichte geht auf dieſer kurzen Strecke von wenigen Straßen an unſerem Geiſte vorüber!

Dort in der Kloſterſtraße, ein häßliches, elendes Sackgäßchen, düſter, unheimlich und ſchmutzig, das ehemalige Ghetto der Juden, in welchem ſie wie Ausſätzige, abgeſondert und abgeſperrt von den übrigen Bewohnern der Stadt, ihr bedrängtes und ſchmachvolles Daſein friſteten; hier, in der Breiten- und der Werderſtraße, die prächtigſten Bazars im Beſitze jüdiſcher Kaufleute!

So hat die Aufklärung über den finſtern Fanatismus geſiegt!

Die Toleranz hat die Unduldſamkeit, die Humanität hat die religiöſe Einfalt überwunden!

Ja, es iſt eine Geſchichte voll Leiden und Entſetzen, voll Schrecken und Elend, voll Grauſamkeit, Bosheit und voll Engherzigkeit, aber auch voll unerhörten Duldermuths, welche uns auf dieſer kurzen, gekrümmten und gewundenen

Strecke, an der Börse, am Museum, am Schlosse und an mehreren Kirchen vorüber, entgegentritt, vom „Kleinen Jüdenhof“ bis zur ehemaligen Münze.

Die Christen betrachteten die Juden mit Unrecht als „Fremde“, als „Eindringlinge“.

Noch ehe Albrecht der Bär die wendische Mark eroberte und germanisirte, waren die Juden schon ansässig unter den Wenden und ihrer Kenntnisse und kaufmännischen Begabung wegen wohlgelitten bei den ruhigen, verträglichen Anbetern des dreiköpfigen Götzen Triglaff.

Behäbiger und glücklicher hatten die Juden seit Vernichtung ihrer politischen Selbstständigkeit unter den Heiden und Muhamedanern, als unter den Christen gelebt, und wahrlich, ohne ihre fast wundersame Zähigkeit hätten sie längst dem Fluche und der Verdammniß erliegen müssen, welche die zum Dogma des Hasses ausgeprägte, geschichtliche Lüge über sie gebracht, daß sie, das jüdische Volk, „den Heiland der Christen gekreuzigt!“

Hat doch erst ein Dichter, der große Lessing, das so lange von den Pfaffen irregeleitete Volk belehren müssen, daß der „Gekreuzigte“ selbst ein Jude war und für die Juden lebte und starb!

Doch die zusammenbrechende römische Welt bedurfte eines neuen Gottes; der neue Gott neuer Priester und diese wiederum einer gläubigen Masse. Die Gläubigkeit wurde an den Leiden der Märtyrer und an den Flammen der Scheiterhaufen groß gezogen. Ohne Fanatismus ist noch nie ein Gott auf Erden mächtig geworden!

Die Juden in der Mark Brandenburg, hier von den Zeiten der Wenden her seßhaft, verloren alsobald ihre freiere politische und bürgerliche Stellung, als das Schwert der Christen die Wenden zur Taufe zwang und dem Kreuze

unterwarf. Natürlich folgten die Juden dem Beispiele der Wenden nicht, und so finden wir sie denn schon im Anfange und in der Mitte des dreizehnten Jahrhunders in ihrem ersten Berliner Ghetto, dem heutigen sogenannten „Großen Jüdenhof" in der Jüdenstraße.

Hier hatten sie ihre engen Wohnsitze, jedoch auch ihre Synagoge; hier waren sie des Nachts Gefangenen gleich eingeschlossen und von den Schaarwächtern bewacht; von hier aus vertrieb sie um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Ludwig der Römer, welcher den „Jüdenhof" seinem Probste schenkte.

Die Details der Tragödie dieser ersten Vertreibung der Juden aus Berlin hat uns die Geschichte nicht aufbewahrt; aber ein Jahrhundert später rief man die Juden, nicht um Gottes und der Barmherzigkeit willen, sondern wohl erkennend, welche Vortheile dieses intelligente und betriebsame Volk dem Lande bringen würde, wieder in die Mark. Und sie kamen. Denn vergessen hatten sie das furchtbare Geschick, welches sie ein Jahrhundert früher in der Mark erduldet, und im Vertrauen, daß sie bei gewissenhafter Achtung der Gesetze, welche ihnen eine, wenn auch kümmerliche und demüthige Existenz gewährte, ruhig und ungefährdet leben könnten, nahmen sie die ihnen bestimmten Wohnsitze wieder ein, in dem Ghetto der Klosterstraße, in dem sogenannten „Kleinen Jüdenhof", im Geckhol,*)

*) Da wo jetzt die Klosterstraße in die neue Friedrichstraße mündet, stand ehemals, wie bei der Einmündung der Spandauer in die neue Friedrichstraße, ebenfalls ein großer Thurm, an welchen sich die Stadtmauer lehnte, und die Klosterstraße war also daselbst nicht geöffnet. Dieser Platz nun bis zur Papenstraße ist das ehemalige „Geckhol"! oder „Geck halt"! gleichbedeutend mit „Kehrwieder" oder „Burstah" (Bauer steh!), welche Namen viele alte sogenannte Sackgassen in verschiedenen Städten, z. B. auch in Hamburg, noch gegenwärtig führen.

diesem uralten Theile der Stadt, neben den „Zinsbuden der Höker" und dem „Hause der Elenden".

Ja, aller Schmutz, alles Elend, aller Druck und alle Dürftigkeit war auf diesem engen Raume des Geckhols zusammengedrängt, die Juden und die Elenden!*)

Und dennoch sollte sie auch hier in diesem düsteren, traurigen Asyle der Neid, der Fanatismus, der Schrecken und das Entsetzen finden!

Wir stehen vor dem zweiten Acte der Berliner Verfolgungstragödie unter Joachim I.

* * *

Joachim I. war ein so aufgeklärter Fürst, wie es damals überhaupt ein Fürst sein konnte. Er war der Stifter einer Hochschule, der Universität zu Frankfurt an der Oder, und dennoch ist seine Regierung befleckt mit einer Judenschlächterei, bei welcher der ganze Kanibalismus einer stupiden Rechtspflege und eines einfältigen Hasses sein blutiges Spiel trieb.

Der Kleine Jüdenhof hat heute zwar gänzlich seine ursprüngliche Bestimmung verloren. Die Berliner Juden wohnen, wie gesagt, gleich ihren christlichen Mitbürgern in Hütten und Palästen, wo und wie es ihnen beliebt, und somit hat der Kleine Jüdenhof jetzt eine ganz andere Physiognomie. Es sind auch in diesem „Elendswinkel", wie dieser topographische Fleck Berlins noch heute genannt werden muß, wo noch heute Schmutz und Armuth sich vorzugsweise eingenistet, manche bauliche Veränderungen entstanden, und der Jüdenhof hat allerdings nicht mehr ganz

*) Dicht neben dem „Kleinen Jüdenhof" lag der Kalandshof und befindet sich noch heute die „Kalandsgasse".

sein ehemaliges Ansehen. Aber noch heute giebt uns diese schmutzige Sackgasse ein sehr treues Bild von dem, was sie einst gewesen.*)

Die Häuser gleichen verkrüppelten, elenden Zwergen, sie haben blöde, stiere Augen und gedrückte, einfältige Stirnen; Thüren, wie Vogelkäfige, und Treppen, die, wiewohl nur wenige Stufen zählend, sich winden und krümmen, wie das zertretene Volk, das einst auf ihnen hinauf und hinab stieg. Drinnen ist es triste und finster, wie es das Leben der Bewohner war, gedrückt und beengt. So waren auch ehemals die Häuser, so war der ganze Judenhof, so war die Welt ihnen drinnen und draußen. So ist der kleine Judenhof noch heute.

Es war die Nacht vom 15. auf den 16. September des Jahres 1510.

Dumpfe Grabesstille herrschte ringsumher im Geckhol, die Häuser waren finster, kein Laut in ihnen verrieth das verkümmerte Leben, das in diesem Stadttheile seinen Sitz hatte; nur die schweren Tritte der vor dem Judenhof auf- und abschreitenden Stadtwappner**) hallten weithin in die Nacht.

---

*) Da der kleine Judenhof durch den Abriß mehrerer Häuser in der Klosterstraße und an der Königsmauer, um der neuen hier durchzuführenden Straße Platz zu schaffen, von der einen Seite jetzt völlig frei gelegt ist, kann man diese historische Stätte des alten Berlin mit Muße und ohne Scheu vor den zudringlichen Freundlichkeiten der hier und in der unmittelbaren Nähe hausenden prostituirten Dirnen betrachten.

**) Der Judenhof war des Nachts verschlossen und kein Bewohner desselben durfte ihn verlassen; auch während der hohen christlichen Feiertage war das Thor verschlossen; nicht sowohl, um die Juden gefangen zu halten, als ihrer eigenen Sicherheit wegen, damit der Pöbel bei etwaigen Aufläufen nicht sobald die Judenhäuser stürmen konnte.

Die Uhr der in der Nähe befindlichen Marienkirche schlug Zwölf.

Mit dem letzten Schlage trat aus dem dunklen Grunde des Gäßchens, das dem Kalandshofe gegenüber liegt, und zum Marienthurme führt, eine verhüllte Gestalt, von der man nichts als ein paar stechende, graue Augen und eine Habichtsnase gewahrte, und schritt quer über den Geckhof dem Jüdenhofe zu.

„Alles ruhig und in Ordnung?“ fragte er die Wächter.

Diese ließen respektvoll das Langrohr sinken und bejahten die Frage.

„Habt Ihr nichts Verdächtiges wahrgenommen?“ fragte der Verhüllte weiter, und aus diesen Fragen schien hervorzugehen, daß er irgend etwas Besonderes vermuthete.

„Es ist drinnen Alles ruhig, Herr Hofschreiber,“ versetzten die Wächter.

„So? Alles ruhig? Ihr habt nicht geschlafen? He?“

„Kein Auge geschlossen!“ betheuerte der Eine und der Andere fügte hinzu:

„Ja, es schien mir doch zuweilen, als wäre es nicht ganz geheuer drinnen bei den Juden, zuweilen vernahmen wir ein leises Gewimmer.“

„So? seht Ihr! Wenn man nur recht aufmerksam ist, da hört man schon. Die Juden schlafen nicht des Nachts, sag' ich Euch, sie schlafen nicht.“

„Das ist wahr, Herr Hofschreiber,“ bestätigten die Wächter mit einem so ernsten Gesicht, als glaubten sie in der That an ihre eigene Lüge.“

„Ihr habt's also gehört,“ fuhr der Hofschreiber sehr zufrieden fort, „Gewimmer, sagtet Ihr. Etwa das Geschrei eines gemarterten Kindes? Redet nur die Wahrheit, Burschen, immer die Wahrheit. Sie werden's schon

bekennen auf der Folter, seid ohne Sorge. Und was ein Christ gegen die Juden aussagt — hat immer seine Gültigkeit."

„Ja, ja," sagten die Wächter, „es scheint uns wirklich so, als gingen da drinnen bei den Juden schlimme Dinge vor!" —

„Da habt Ihr's! Ich sagte es Euch ja. Man muß nur Eurem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Oeffnet mir das Thor!"

Die Riegel rasselten, der Hofschreiber trat von den Wächtern gefolgt in den Jüdenhof. Prüfend blickte er nach den Häusern hinauf und in die Fenster der untern Etagen, hier und dort blieb er lauschend stehen, aber die Nacht, Ruhe spendend den Bedrückten wie den Bedrückern, hatte auch hier überall über den Kummer des Lebens den Sieg errungen.

„Jetzt ist es still," sagte nach einer Weile der Hofschreiber.

„Ja, jetzt ist es still," bestätigten die Wächter.

„Von wo ungefähr war das Gewimmer vernehmbar?" fragte der Erstere weiter, „erinnert Euch wohl."

„Hm — ich glaube von der Ecke da."

„Oder von dort," sagte der Andere.

„Glaubt Ihr nicht, daß es von dem Hause da rechts, zunächst der Mauer, sich hörbar gemacht? Ich wette, so ist es!"

„Ja, so ist es recht," bestätigten die Wächter — „von dorther muß es gekommen sein."

„Nun, so weiß ich genug," versetzte der Hofschreiber; „vergeßt nicht, was Ihr gehört, und was Ihr zu mir geredet. Die Sache ist erwiesen, und die verdiente Strafe wird dieses verdammliche Volk bald ereilen."

Mit diesen Worten verließ er den Jüdenhof.

Die Wächter blieben noch eine Weile innerhalb des Hofes und sahen starr auf das bezeichnete Haus, das neben der Mauer stand und über dieselbe hinwegragte. Es kam ihnen dieses Haus jetzt sehr merkwürdig, unheimlich und mystisch vor. Sie hatten nichts vernommen, was einem Gewimmer im Entferntesten gleichkam, aber der Hofschreiber hatte es gesagt, und es waren ja Juden, die darinnen wohnten, und von denen war Alles zu glauben, was auf Bosheit und Sünde deutete.

Man glaubt leicht, was man glauben will. Während sich die beiden Wächter das Häuschen betrachteten, vermeinten sie wirklich ein klägliches Gewimmer zu vernehmen, und der Eine sprach zum Andern:

„Hörst Du, Joachim, hörst Du?"

„Ja, wahrhaftig, das ist das Gewimmer eines Kindes; Sie schlachten jetzt ein Christenkind. Der Hofschreiber sagte es selbst, es wird Ihnen schlimm ergehen."

„Man wird sie auf die Folter spannen!"

„Ja, und wir werden gegen sie zeugen!"

„Sie werden gewiß verbrannt, die Spitzbuben!"

„Und mit glühenden Zangen gezwickt!"

„Huhu! — da wimmert's schon wieder! Komm' vor's Thor, Joachim!"

„Ja, komm', hier ist es nicht geheuer!"

Sie verließen den Jüdenhof, und eben wollten sie das Thor wieder schließen, als plötzlich eine Gestalt an sie heran trat.

Viel fehlte nicht, sie hätten das Langrohr weggeworfen und die Flucht ergriffen; aber sie wurden bald inne, daß sie es mit keinem Spuk, sondern mit einem wirklich lebenden Menschen und noch dazu mit einem Juden zu thun hatten.

„Verzeiht," sagte er mit einschmeichelnder Stimme, „war hier ein Dritter?"

„Ja, Jude!" versetzten die Wächter grob und kurz.

„Es war der Herr Hofschreiber — nicht?"

„Ja, nicht?" äffte ihm der Wächter nach. „Da wird's Euch schlimm zu Muthe, Ihr Heidenvolk! Haben Alles gehört!"

„Was habt Ihr gehört?" fragte der Jude erbleichend.

„Kindesgewimmer haben wir gehört von dem armen Christenwurm, das Ihr geschlachtet, um aus seinem Blute Eure höllischen Zaubertränke zu bereiten. — Pack' Dich, Jude, es wäre sonst Schade, wenn wir Dir im Voraus die Glieder zerschlügen und die Folter halbe Arbeit bekäme."

Mit diesen Worten schlugen die Wächter das Thor zu und summten draußen ein Liedchen nach einer damals beliebten Weise.

* * *

In dem Hause Nr. 6 des Jüdenhofes, das mehr als alle anderen dort stehenden Häuser noch heute den oben bezeichneten Charakter an sich trägt, wohnte der weise Moses Ben Hillel. Aber nicht nur sein Volk nannte ihn so, Ben Hillel war in Berlin und Kölln und weit über die Marken dieser beiden Städte hinaus bekannt und geachtet, so viel es ein Jude in damaliger Zeit nur sein konnte. Er trieb kein Gewerbe, sondern war ein Schriftgelehrter, voll tiefer, gediegener Wissenschaft; weite Reisen hatte er gemacht, verweilt bei der Wiege seiner Urahnen, in Arabien und Palästina, und jetzt trieb er die Arzneiwissenschaft mit vielem Erfolge und war besonders ein tüchtiger Augenarzt. Aber sein Wissen war nicht der einzige Schatz, um den man

Ben Hillel beneiden konnte, und um den er wirklich beneidet wurde.

Moſes Ben Hillel hatte eine Tochter, die eben zur Jungfrau gereift und ſich ſogar bei den Chriſten den Namen der ſchönen Judith erworben hatte.

Und dieſen Schatz hütete Ben Hillel wie ſeinen Augapfel, und er liebte ihn mehr denn ſein Leben. Denn Judith war nicht allein ſchön und liebreizend, ſie war mit allen Kenntniſſen ausgeſtattet, die Ben Hillel dem begabten Mädchen beizubringen vermocht hatte, und von ſämmtlichen Juden ward ſie wie ihre gemeinſame Tochter verehrt und geliebt.

Das war Ben Hillel's Schatz, und andere Schätze außer ſeiner Wiſſenſchaft hatte er zu ſammeln unterlaſſen, denn er achtete die Güter der Erde geringe, und oftmals hatte er die Juden, wenn ſie in der Synagoge ſeinem beredten Munde lauſchten, gewarnt:

„Häufet nicht die Schätze dieſer Welt, denn Ihr werdet verfolgt um derenwillen. Trachtet nach Weisheit und Wiſſen, und Eure Herren werden Euch dienen.“

Aber die Juden liebten das Gold und das Geld.

Ben Hillel jedoch fuhr fort, ſich in die Lehren der großen Weiſen des Morgenlandes zu vertiefen, und auch dieſe Nacht ſaß er bei ſeinen Büchern, und Judith ſaß zu ſeinen Füßen, das ſchwarzgelockte Haar auf ſeinem Schoße, und horchte den Worten ihres Vaters, welcher mit lauter, wohltönender Stimme in den Pſalmen las:

„Sei mir gnädig, Herr! denn mir iſt angſt,
Mir verfällt vor Harm Geſtalt und Geiſt und Leib,
Unter Jammer geht mein Leben hin,
Unter Seufzen meine Jahre.

Meine Kräfte schwinden fort in Leiden,
Und meine Gebeine verfallen.
Vor vieler Drangsal bin ich in Schmach,
Selbst meiner Nachbarn Schmach,
Meiner Verwandten Scheusal;
Wer mich draußen siehet, fliehet mich.
Mein ist vergessen,
Wie eines Todten vergessen;
Wie verdorbenen Geräthes."

Als Ben Hillel diese Worte gelesen hatte, blickte er voll Wehmuth auf das aufhorchende Antlitz seiner Tochter. So jung sie auch noch war, so hatte die Unglückliche doch längst begriffen, daß ihr Volk unter dem Hasse einer im Wahn befangenen Welt schmachtete, daß es draußen anders war als im Tempel ihrer Seele. Hatte sie doch den Henker und Würger „Fanatismus" bereits genugsam kennen gelernt!

Während Ben Hillel so dachte und seiner Tochter die glänzenden Locken von der hohen, marmornen Stirn strich und seine Lippen auf ihre Wangen preßte und Alles um sich her vergaß, pochte leise eine Hand an die Fenster seines Zimmers, die kaum über den Erdboden emporragten, und pochte wieder und abermals.

Da schrak der Weise zusammen, legte das Haupt seiner Tochter sanft auf das Kissen seines Stuhles und erhob sich, leise zum Fenster tretend.

Er öffnete die Lade und erkannte das angstbleiche Gesicht des Synagogendieners Jehuda, der mit dumpfer Stimme flüsterte:

„Ben Hillel! Ben Hillel! Schlafe nicht! Die Gojim*) sind über uns!"

---

*) Gojim, d. h. Fremde, Nicht-Juden. So nannten die Römer und Griechen Nicht-Römer und Nicht-Griechen „Barbaren", was an

„Was hast Du Entsetzliches gesprochen?“ fragte Ben Hillel.

„Leider das Wahre, Ben Hillel. Der Hofschreiber war hier in unserm Hof und will das Gewimmer eines gemordeten Kindes vernommen haben und hat sich gegen die Wächter darüber geäußert. Du weißt, was das zu bedeuten hat — und zumal jetzt.“

„Wohl weiß ich es,“ sagte Ben Hillel, und seine Stirn ummölkte, sein dunkles leuchtendes Auge umflorte sich. „Hast Du selbst den Hofschreiber gesehen, Jehuda?“

Jehuda berichtete hierauf, was er in seinem Zimmer, das ganz in der Nähe des Thores an der flachen Erde gelegen, ungesehen gehört, und nachdem Ben Hillel seinen Bericht aufmerksam vernommen, schüttelte er ernst das Haupt, öffnete leise die Thür seines Zimmers und trat auf den Hof.

„Wecke sie allesammt die Häupter unserer Familien,“ sagte er zu Jehuda; „sie sollen sich versammeln in der Synagoge, dort wollen wir Rath pflegen, was zu thun, und wie das drohende Ungewitter abzuwenden, das über unsern Häuptern schwebt.“

Also sprach Ben Hillel, und Jehuda ging seinen Befehl auszurichten. Jener aber trat wieder in seine Behausung, betete und segnete sein Kind.

„Unter Jammer geht mein Leben hin,
Unter Seufzen meine Jahre!“

* * *

---

sich eigentlich keine beschimpfende Bezeichnung war. Später verband sich aber allerdings mit diesem Begriffe etwas Verächtliches, und bei den Juden hatte das Wort Gojim dieselbe gehässige Bedeutung, wie bei den Christen das Wort Jude.

Wer es weiß, wie oft die fürchterliche Beschuldigung des Kindermordes im Mittelalter die Juden betroffen, wie sie bei den Christen zu einer fixen Idee geworden, die wie ein intermittirender Wahnsinn periodisch wieder kam und in allen Theilen der deutschen Lande einen nur zu fruchtbaren Boden gewann, wieviel Blut dieser unselige Wahn gekostet, und wie er stets das Signal zu einer allgemeinen Judenverfolgung war, der wird die Angst, die sich der Juden in dieser verhängnißvollen Nacht bemächtigte, begreifen.

Alsobald, nachdem Jehuda Ben Hillel verlassen, ward es in den todten Häusern lebendig, und hier und dort nach allen Richtungen hin flimmerte Licht, Irrwischen gleich, ein treues Bild des unsicheren, gefahrvollen Zustandes des verachteten Volkes.

Es vergingen fünf Minuten.

Dann öffneten sich die Thüren der Häuser, und über den Hof schwankten die dunklen, bärtigen Gestalten, noch schlaftrunken, aber dennoch mit ganzer Seele die Gefahr erfassend, die wie ein Damoklesschwert über ihren Häuptern schwebte.

So traten sie in die Synagoge ein, als wäre der Zorn des Ahasverus über sie gekommen.

Wer sollte in dieser entsetzlichen Lage Rath spenden?

Nur Einer vermochte es, Ben Hillel.

Aber umsonst blickte man fragend zu ihm empor, umsonst hing jedes Auge an seinem beredten Mund — er blieb verschlossen.

Die hohe Gestalt Ben Hillels hatte sich in einen Talar gehüllt, sein gedankenvolles Haupt war über das Gebetbuch gebeugt, es verging eine Zeit peinlichen, düstern Schweigens.

Da endlich ertönte Ben Hillels tiefe, männliche Stimme.

„Wenn es wahr ist," sagte er, „was ich nur allzu sehr befürchte, daß der Besuch des Hofschreibers, dem wir ein Dorn im Auge sind, und der uns grimmiger haßt als Haman und Titus, auf den alten gräßlichen Verdacht hindeutet, so ist nur Rettung von Einem zu hoffen. Ich werde mich in der Frühe des anbrechenden Tages aufmachen und Erkundigungen einziehen und dann nicht säumen, mich an den Kurfürsten zu wenden, der uns nicht feindselig gesinnt ist. Viele angesehene Männer, die ihn umgeben und bei ihm in Gunst stehen, kennen mich, und ich will es versuchen, uns von dem entsetzlichen Verdachte zu reinigen, und die gegen uns in's Werk gerichteten Gewaltschritte zu hemmen streben. Ihr indeß bleibet hier versammelt, und Keiner verlasse diesen Ort, und betet zum Jehovah, daß er meine Schritte segne und uns decke mit seiner schützenden Hand!"

Nachdem Ben Hillel so gesprochen, sank er nieder auf die Erde, berührte den Staub mit seiner Stirne — und die ganze Gemeinde that wie er und begann mit ihm zu beten:

„In Deine Hand befehl' ich meinen Geist.
Du rettest mich, Herr! Gott der Treue!
Ich hasse, die auf Aberglauben halten:
Aber mein Vertrauen ist Gott!
Ich jauchze, freue Deiner Güte mich,
Daß Du meinen Kummer schaust,
Erkennest meiner Seele Noth;
Uebergiebst mich nicht der Hand des Feindes
Und gönnest mir zum Leben Raum.

Daß sie verstummen, die Lügenmäuler,
Die wider die Unschuld harte Reden
Stolz und verächtlich ausstoßen!
Wie groß ist jene Seligkeit,

Die Du verwahrst für Deine Verehrer!
Die Du erzeigst vor Menschenaugen
Allen, die auf Dich vertrauen!
Du verbirgst sie heimlich bei Dir
Vor Jedermanns Trotz;
Schützest unter Deinem Obdach
Sie vor Zungen der Verleumdung.

Und als nun das Gebet mit den Strophen des Psalms geendet:

Seid muthig und getrosten Sinn's,
Alle, die ihr Gott vertrauet!

da erhob sich Ben Hillel, sein Antlitz strahlte ruhig und hell, er sprach den Segen über die Gemeinde aus und begab sich dann wieder in seine Behausung.

* * *

Der Morgen brach heran, Ben Hillel machte sich, seinem Versprechen gemäß, auf, den Judenhof zu verlassen, aber das Thor war noch verriegelt. Das war über die gewöhnliche Zeit, und Ben Hillel ahnte nichts Gutes. Jedoch pochte er derb, bis das Thor geöffnet wurde, aber die Wächter hielten ihm die Wehr vor und riefen ihm mit finstern, unheimlichen Blicken ein gebieterisches „Zurück" zu.

„Habt Ihr den Befehl, mich und jeden meiner Glaubensgenossen zurück zu halten?" fragte Ben Hillel.

„Ja, Jude, das haben wir!" riefen die Wächter, „es ist uns strenge anbefohlen, keinen von Euch Spitzbuben entwischen zu lassen."

Ben Hillel warf dem also Redenden einen verächtlichen Blick zu, dann fragte er weiter:

„Von wem kommt dieser Befehl?"

„Vom Schloßvogt, Jude."

Kaum war diese Antwort gegeben, da hallten die

schweren Tritte einer Schaar Bewaffneter über das Geckhol hin und näherten sich dem Jüdenhof. Ein Theil faßte vor dem Thore Posto, der andere drang in den Hof.

Unter ihnen war der Hofrichter und der Hofschreiber.

Doch bevor wir in unserer Geschichte fortfahren, müssen wir berichten, was sich inzwischen in dieser Nacht oder am vergangenen Abend begeben.

In dem Dorfe Knobloch war mittelst Einbruch eine kupferne, übergüldete Monstranz, in welcher sich zwei geweihte Hostien befanden, aus der Kirche gestohlen worden. Ein Theil der Monstranz wurde bald darauf im Stadtgraben zu Bernau wieder aufgefunden; und es fiel der Umstand auf, daß zur selben Zeit ein bernauer Kesselflicker, Namens Paul Frohm, wahrscheinlich ein in üblem Rufe stehendes Individuum, sich heimlich aus der Stadt entfernt hatte. Es wurde nach ihm geforscht, aber er kehrte freiwillig nach einigen Monaten nach Bernau zurück.

Er wurde sofort ergriffen und auf die Folter gestreckt!

Wie es bei dieser Prozedur niemals anders sein konnte, der Untersuchungsrichter hörte nicht eher auf zu torquiren, bis dem Unglücklichen irgend eine Geschichte erpreßt war, die sich so zu sagen hören ließ und den Richtern ganz besonders gefiel.

Daß der Kesselflicker das Metall verbrauchen wollte, das war klar, aber was hatte er mit den beiden geweihten Hostien unternommen?

Die hatte der Kirchenräuber natürlich fortgeworfen oder höchstens, wenn noch ein Funken Respekt vor religiösen Dingen in ihm war, aufgegessen.

Eine solche Geschichte aber zu hören, da hätte sich das Foltern nicht gelohnt.

Man schraubte und reckte und riß und kniff den Kessel-

flicker also so lange, bis der Wahnsinn des Schmerzes in gleicher Höhe stand mit dem Wahnsinn der Richter, und folgendes, den Ohren der Peiniger wohlklingende Histörchen über die lechzenden Lippen des zu Tode Gemarterten kam.

Er habe, erzählte er, die Hostien an einen Juden in Spandau, Namens Salomon, für neun märkische Groschen verkauft!

Alsobald wurde Salomon in Ketten nach Berlin gebracht, auf die Marterbank geworfen, und wie die Kanibalen der Justiz mit dem armen Juden umgingen, das läßt sich denken.

Man quetschte und zwackte so lange an seinen Gliedern, bis eine neue, recht hübsche Geschichte wieder fertig war.

Salomon gestand, daß er die Hostie in drei Theile getheilt. Das eine Stück sagte er, habe er seinem Glaubensgenossen Jacob in Brandenburg, das andere einem Juden in Stendal geschickt, das dritte aber habe er für sich selbst behalten.

„Und was damit gemacht?“ fragte grinsend der Richter. Ja, da hatte der arme Jude nicht gleich wieder ein plausibles Märchen bei der Hand, aber die Folter verhalf ihm dazu.

Der Unglückliche gerieth im Wahnsinn der Pein auf eine ganz seltsame Combination, welche aber für die damalige Zeit höchst wahrscheinlich klang.

Das dritte Stück der Hostie, so sagte Salomon, habe er in einen Teig von Weizenmehl mit hineingerührt, doch sei der Teig sofort blutigroth geworden, und nachdem er denselben dessenungeachtet in eine Form geschüttet und in einen Backofen geschoben habe, sei plötzlich in dem Ofen ein wunderbarer Glanz entstanden, in dessen Strahlen ihm ein Christuskind sichtbar geworden sei; da wäre er endlich

auf den Gedanken gekommen, diesen Wunderkuchen in der Synagoge zu Spandau aufzuhängen, wo man denselben zum Wahrheitsbeweis seiner Aussage finden werde.

Und er wurde gefunden! — — —

Freilich war dieser vermeinte Wunderkuchen gewiß nichts Anderes, als eine Mazze, ein Osterkuchen, welchen die Juden von einem Ostern bis zum andern aufzubewahren pflegen. Aber die Vorfindung dieses Wunderkuchens genügte, um den Kurfürsten Joachim zu einem Edikt zu vermögen, dem zu Folge sämmtliche Juden in der Mark verhaftet, in Ketten geschmiedet und auf die Marterbank hingestreckt wurden, auch die Juden des Berliner Ghetto waren von dem grausigen Geschicke ihrer Glaubensgenossen selbstverständlich nicht ausgeschlossen und ihre Einziehung und Folterung vom Hofrichter angeordnet worden.

Ben Hillel selbst, der so ruhige, besonnene Mann erstarrte, als er die Bewaffneten in den Hof eintreten sah. Er wußte zu gut, daß es sowohl ihm, als allen Gemeindemitgliedern galt, daß sie Alle verloren waren. Doch trat er mit Fassung zum Hofschreiber und fragte ihn nach der Ursache dieser Erscheinung, und wen er wolle.

„Euch Alle — Jude!“ versetzte Jener, ohne die erste Frage zu beantworten und wandte sich an seine Leute. „Hier,“ sagte er, „nehmt den zuvörderst, legt ihm die Handschellen an und macht Eure Sache geschwind, denn es ist dieses Packes viel.“

„Wollt Ihr mir nicht Zeit lassen, mit meiner Tochter ein Wort zu reden?“ fragte Ben Hillel, während die Schergen an ihn herantraten und seine Arme ergriffen.

Aber kaum hatte er dieses ausgesprochen, so stürzte Judith mit entsetzenbleichem Gesichte zu ihm heran. Sie ergriff die Hände ihres Vaters und den Blick voll unsäg-

licher Liebe zu ihm erhebend und ihn inniger und inniger umklammernd, rief sie den Schergen zu:

„Ihr sollt mich nicht von meinem Vater trennen, sein Leben ist mein Leben, und sein Tod soll auch der meinige sein.“

An Ben Hillel's Auge hing eine Thräne, ein gräßlicher Schmerz durchzuckte sein Antlitz, und er machte eine gewaltsame Anstrengung, seiner inneren Bewegung Herr zu werden.

„Kehre um, Judith,“ sagte er mit fester und befehlender Stimme und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen, „bleibe bei den unglücklichen Frauen hier, denn sie Alle werden ihrer Männer beraubt werden. Du bist zwar noch jung, aber ich kenne den Muth Deiner großen Seele, Dein Platz ist hier, zu trösten und zu ermuthigen die verlassenen Frauen. Geh' — Judith — geh' — sei ruhig, mein Kind, bist Du nicht Ben Hillels Tochter?“

Während Judith an dem Halse ihres Vaters hing, hatten die Schergen auf einen Wink des Hofschreibers dessen Arme sinken lassen. Er selbst trat jetzt dem Mädchen näher und bemüht, seinen stechenden, unheimlichen Augen einen freundlichen Blick zu geben, faßte er ihre Hand und sagte:

„Ja, gehe, mein Kind, thue, wie Dir der Vater sagt, Dir soll kein Haar gekrümmt werden. Mitnehmen können wir Dich nicht.“ Und sich dann an Ben Hillel wendend sagte er etwas leiser: „soll ich Dein Kind in meinen Schutz nehmen, Jude?“

Aber Ben Hillel warf ihm einen strengen und stolzen Blick zu und sagte kurz: „Was gilt dem Bedrängten der Schutz eines schwachen Mannes? Der Gott, zu dem wir beten, der unsere Unschuld kennt, und der Richter ist über

uns Alle — der wird sie schützen, dessen Erbarmen will ich sie anheim stellen."

Der Hofschreiber sah Ben Hillel mit seinen grauen häßlichen Augen böse an, ein hämischer Zug zuckte um seine zusammengekniffenen Lippen, und Judith erfassend und sie gewaltsam einige Schritte zurückschleudernd, befahl er den Leuten:

„Macht weiter keine Umstände mit der Judenbrut!"

Da rief Ben Hillel noch einmal seiner Tochter in hebräischer Sprache zu:

„Ergieb Dich in Gott, mein Kind, und lies in dem Buche, das ich von Deinem Großvater ererbt, daraus wirst Du meinen jetzigen Rath und meinen Willen vernehmen. Aber fliehe diesen Menschen mit den stechenden Augen und verhülle Dein Antlitz vor ihm, daß ich beruhigt von hinnen scheide."

Als Judith diese Worte ihres Vaters hörte, umarmte und küßte sie ihn noch einmal mit todesmuthiger Liebe und stürzte dann mit verhülltem Angesicht in ihre öde Wohnstätte.

* * *

Wir haben schon in der Einleitung unserer Darstellung erwähnt, daß das Geckhol derjenige Stadttheil war, wo die Höker und die armen Leute ihren Wohnsitz hatten, das Vogtland des fünfzehnten Jahrhunderts. Wir dürfen aber nicht glauben, daß die Lage der Juden, inmitten dieser rohen und pöbelhaften Masse um so schlimmer war, denn damals machte die Bildung noch keinen bedeutenden Unterschied, unwissend war Reich und Arm, Hoch und Niedrig, und Alle waren gleich sehr in den Vorur-

theilen und in dem Aberglauben dieser ungelichteten Zeit befangen.

Es waren demnach nicht nur die Bewohner des Geckhols, die jetzt zu Haufen vor dem Jüdenhofe standen und einzudringen versuchten, und voll Freude und Jubel nicht die Zeit erwarten konnten, da man die unglücklichen Opfer brachte, es war ganz Berlin und Kölln schon auf den Beinen und Leute jeden Standes waren unter dem Haufen. Achtbare Bürgermädchen, Frauen, die „an der Unehre saßen", mit ihren kurzen Mäntelchen, oder die langen über den Kopf geschlagen, wie ein damaliges Gesetz befahl, um sie von den ehrbaren Jungfrauen und Frauen zu unterscheiden; Handwerker und Patrizier, ja auch der Scharfrichter mit den Büttelknechten, Geistliche und Mönche — kurz, was nur Beine hatte und laufen konnte, das hatte sich in dem engen Raum des Geckhols von der Klosterstraße bis weit über den Kalandshof hin, zusammengedrängt.

Bis zur Wohnung des Bischofs von Brandenburg wogte die Menschenmenge, und der Haß gegen die Juden machte sich in wilden Drohungen Luft.

Wir wollen aber keineswegs sagen, daß dieser Haß ein künstlich erregter war, denn das Volk glaubte im vollen Ernste alle die unsinnigen Beschuldigungen, mit denen man die Juden damals belastete.

Während nun auf der Straße eine so allgemeine, tiefe Aufregung herrschte, machte sich solche nicht minder im Innern des Jüdenhofes kund. Aber sie hatte hier einen andern Charakter.

Sämmtliche Juden waren, wie schon gesagt, in der Synagoge versammelt, es fehlten nicht die Frauen und die Kinder und mit ängstlicher Spannung und unter Gebet und Buße hatte man den anbrechenden Tag erwartet.

Als nun die bewaffneten Stadtdiener und Trabanten des Kurfürsten, denen sich die Stadt- und Thorwächter beigesellt, in den Jüdenhof eindrangen, da bemächtigte sich ihrer eine dumpfe schwere Verzweiflung.

Aber eine Hoffnung beseelte sie noch.

Sie glaubten, daß die ungewöhnliche Zahl der Bewaffneten mehr zu ihrem Schutze, als zu ihrer Gefangennehmung gekommen wären, aber sie wurden bald enttäuscht.

Der Hofschreiber zog eine geschriebene Liste aus seiner Tasche, nicht einer der Familienväter und der erwachsenen Söhne fehlte darauf. Mit lauter Stimme begann er die einzelnen Namen aufzurufen und gebot ihnen, alsobald in den Hof hinab zu kommen.

Das Entsetzen der Armen, das Wehgeschrei der Weiber und Kinder, alle diese Scenen der Liebe, Angst und Verzweiflung ließ das aufgeregte Volk ungerührt.

* * *

In der engen Straße, welche jetzt die „schmale Gasse“ genannt wird, früher aber die „Rosmariengasse“ hieß, standen im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts ein paar Hökerbuden, unfern des Thurmes, in welchem ein Stadtwächter zur Bewachung der Sicherheit der Stadt seinen Sitz hatte.

Hinter diesen Hökerbuden aber, im Geckhol, befand sich ein Häuschen mit einem Schindeldache, welches die Inhaberin einer jener Hökerbuden bewohnte, die wegen ihrer ungewöhnlichen Korpulenz die „dicke Else“, oder auch spottweise „der Stammbaum Eva“ genannt wurde.

Diese Dame hatte denn auch, wie einen doppelten

Namen, so einen doppelten Charakter. Denn neben dem Geschäfte einer Hökerin trieb sie noch das in damaliger Zeit so gefährliche Gewerbe einer Wahrsagerin, das heißt, sie sagte Jedem, der es glauben wollte, aus den Liniamenten der Hand sein zukünftiges Schicksal voraus.

Allerdings trieb sie diese edle Kunst nur ganz im Geheimen, sie zählte ihre Kunden nur unter den Bewohnern des Geckhols und der anstoßenden Rosengasse; was aber ihre Lage etwas weniger gefährlich machte, war ihre innige Beziehung zum ersten Gehülfen des Frohns, denn sie hatte die Ehre, mit diesem in Verschwägerung zu stehen. Diesem Umstande hatte sie es zu danken, daß sie ungeachtet des schönen Verdienstes, den dem Diebshenker das Braten und Brennen einbrachte, von diesem bei dem Rath nicht denuncirt wurde, mehr aber noch dem Umstande, daß der große Verkehr in ihrem Hause sie in so manche Geheimnisse der Bewohner des Geckhols und der Rosengasse einweihte. Hierdurch wurde dem Scharfrichter nicht selten Gelegenheit geboten, sich seinen Schaden anderswo zu holen.

Es war die Nacht vom 20. auf den 21. September.

In dem engen, niedrigen Stübchen ihrer Baracke saß die dicke Else tief versunken in ein sehr mysteriöses Geschäft. Sie hatte eine große Zinnplatte vor sich auf dem Schooße und fuhr mit einem wollenen Lappen auf und ab, so daß mit jedem Striche, den sie that, die Platte heller und glänzender wurde, und bald hatte sie die Freude, ihr eigenes Bild so rein und schön herausstrahlen zu sehen, daß sie endlich zufrieden mit dem Kopfe nickte und sich nunmehr an's Werk machte, diesem selbst die möglichst reizende und jugendlichste Form zu geben.

Die dicke Else gehörte keineswegs zu den Eitelsten ihres Geschlechtes, mithin ließen diese ungewöhnlichen Anstalten

auch einen hohen Besuch erwarten, und in der That war sie kaum mit ihrer Toilette zu Ende, so wurde an die Thür gepocht, und Else beeilte sich, den erwarteten hohen Gast zu empfangen.

Aber entsetzenbleich taumelte sie zurück.

Es war nicht der erwartete Gast, welcher in's Haus trat, Peter, der Henkersknecht, es war ein ganz anderer Mann, eine weit höhere Person und kein Anderer, als der gestrenge Herr Hofschreiber.

Nachdem er sich an dem Schrecken des Weibes eine Weile ergötzt, ohne sein graues, stechendes Auge von ihr abzuwenden, trat er ohne Weiteres in's Zimmer, setzte sich auf einen Stuhl und befahl der ihm nachfolgenden Else, ein Gleiches zu thun.

„Ihr seid die dicke Else," sagte er nach einer sehr unheimlichen Pause.

„Ja, Herr Hofschreiber, so nennt man mich, obwohl ich eigentlich nicht weiß, warum. Der Verdienst ist schlecht, und Hunger und Kummer bringen dem Fleisch kein Gedeihen, ich bin gewiß recht mager."

„Ja, ja," versetzte der Hofschreiber mit einem tückischen Lächeln, „ich befürchte, Ihr werdet bald zum Gerippe werden, wenn die schlechten Zeiten so fortgehen. He — was meint Ihr?"

„Gott behüte," sagte Else, „daß es dahin noch komme!"

„Aber dahin wird es kommen!" schrie sie der Hofschreiber mit erhöhter Stimme an, „und wäret Ihr zehnmal so dick, ein desto fetterer Braten für den Scheiterhaufen und das Fegefeuer, in das wir Euch bald expediren werden!"

„Mich? Herr Hofschreiber?" fragte das Weib mit kreischender Stimme, „da möchte ich wissen, warum? Ich habe

mit dem Teufel keine Gemeinschaft, und der Frohnknecht Peter ist mein leiblicher Vetter, der meinen frommen Lebenswandel von Grund aus kennt!"

„Ich kenne ihn auch," sagte der Hofschreiber, „der Kesselflicker Frohm hat mich damit bekannt gemacht."

„Der Kesselflicker Frohm?" rief Else erbleichend.

Der Hofschreiber zog statt aller Antwort ein Papier aus der Tasche und las:

„Aussage des Kesselflickers Paul Frohm, angeklagt wegen Diebstahls einer Monstranz aus der Kirche des Dorfes Knobloch."

„Ich bin ein guter, religiöser Christ," las der Hofschreiber weiter, „besuche fleißig die Messe, und was ich auf dem Gewissen habe, ist bis auf diesen letzten Diebstahl gebeichtet. Das kam aber also:

„Ich war vor einigen Wochen, am Dienstage, bei der Hökerfrau auf dem Geckhol, welche die dicke Else heißt. Die bat ich, sie sollte mir prophezeihen, ob wohl noch etwas Großes aus mir werden würde, denn mit dem Kesselflicken ginge es seit der Pest sehr schlecht.

„Sie beguckte meine Hand und vermeinte: es würde allerdings noch ein recht großer Schelm aus mir werden, und die großen Schelme wären große Herren. Ich glaubte, die dicke Else hatte Recht, und überlegte mir eine Weile die Sache.

„Dann fragte ich, was ich thun müßte, um ein so großer Schelm und ein so großer Herr zu werden. Darauf sagte sie: die Pfaffen bestehlen die Kirchen, und das sind die größten Herren. Das leuchtete mir ein. Denn wo bleibt alles Gut, das so viele fromme Leute den Kirchen und Klöstern schenken? Und wovon leben sie so herrlich und in Freuden? Vom Kirchengut! Also stehlen die so

hoch angesehenen und frommen Herren, also kann Paul Frohm auch stehlen. Prosit, jemehr, desto besser. Die Else hat Recht! — — — —"

Hier unterbrach Else kreischend den Lesenden:

„Das sind Lügen, Herr Hofschreiber, meine Seele soll zwei Mal in die Hölle fahren, wenn davon ein Sterbenswörtchen wahr ist! Das sind verdammliche Lügen. Lüge, daß ich sagte, große Herren wären Schelme! Lüge, daß ich sagte, sie lebten vom Kirchengut! Lüge, daß ich sagte, er müßte stehlen, um groß zu werden! Lüge! Lüge! Lüge! Und wenn er's gesagt, hat ihn die Folter bewogen, aufrichtige Christenmenschen in's Malheur zu bringen! Der Frohnknecht ist mein Vetter, und der kann mir's bezeugen."

„Ereifert Euch nicht," sagte der Hofschreiber, so gleichmüthig wie der dicken Else Haube; „Frohm hat's nicht unter der peinlichen Frage bekannt, sondern offen und frei und erst, als er auf der Kuhhaut lag, widerrief er seine frühere Angabe und sagte: die Geschichte mit der dicken Else sei baar erlogen, die Juden hätten ihn verführt, die Monstranz zu stehlen und ihnen die Hostien zu verkaufen."

„Da, da, da haben wir's!" rief Else und eine Centnerlast wälzte sich von ihrem Herzen. „Sagte ich's nicht. Alles erlogen! Kenne den Menschen gar nicht! Die Juden haben es gethan, die Juden! Das Blut unseres Herrgotts über sie!"

„Vorhin waret Ihr anderer Meinung," sagte der Hofschreiber lächelnd, „da wolltet Ihr dem Geständniß auf der Folter keinen Glauben schenken — und der Meinung bin auch ich. Das erste Geständniß ist ebenfalls richtig, Frau Else — ganz unzweifelhaft. Und es liegt demnach in meiner Gewalt, Euch in diesen sauberen Prozeß hineinzu-

ziehen und Euch die Kuhhaut riechen zu lassen und die Bande der Freundschaft mit Eurem Vetter etwas enger zu schnüren, wohl auch Glut und Feuer in Eure verwandtschaftliche Liebe zu bringen. So, Frau Else, was meint Ihr dazu?"

„Um Gott, guter, gestrenger Herr Hofschreiber," rief die dicke Else, „was könnte Euch veranlassen, mich ins Unglück zu bringen! Ihr habt doch genug Juden in Euren Händen, angelt nicht nach einer Christenseele."

„Ich bin allerdings gewillt, die Gefahr von Eurem Scheitel abzuwenden," entgegnete der Hofschreiber, aber um eines Dienstes wegen! He, wollt Ihr?"

„Ja, ich will!" sagte Else hastig.

„Kennt Ihr den Juden Moses, genannt Ben Hillel?"

„Ja, Gott verdamme ihn, ich kenne den Judenarzt!"

„Und seine Tochter?"

„Die Judith? Allerdings. Die muß eine Hexe sein, nicht, Herr Hofschreiber? Wie könnte sonst eine Judendirne solche Schönheit zieren! Die Juden stehen mit dem Teufel im Bunde, anders ist's nicht!"

„Nein, anders ist's nicht," pflichtete der Hofschreiber bei, „und ich möchte daher gern der kleinen Hexe habhaft werden und sie ein wenig coram nehmen. Versteht Ihr mich? Es soll geschehen ohne Aufsehen, so in aller Stille, und dazu möchte ich mich Eurer Hülfe bedienen."

„Von Herzen gern, gestrenger Herr Hofschreiber. Wenn Ihr es der Jüdin ein Bissel anthun könnt, so geschieht ihr schon Recht. So Euch beliebt, sagt mir nur, wo Ihr sie haben wollt — und da sollt Ihr sie finden, und müßte ich sie aus dem Judenhof herausholen."

„Nicht da ist sie jetzt," versetzte der Hofschreiber, „und das eben ist die Sache. Seit der Festnehmung der Juden,

worunter auch der Judenarzt, ihr Vater, liegt sie vor dem Schlosse zu Kölln, der Ankunft des Kurfürsten entgegenharrend, der jetzt abwesend in Preußen. Die Leute auf dem Schlosse dulden sie da aus kläglichem, sündlichem Mitleid und setzen ihr Speise und Trank vor und nehmen sie gern in Schutz gegen Mißhandlung. Von da also müßt Ihr sie holen und in Eure Behausuug bringen. Wollt Ihr das, und soll das Gericht nicht ferner Euren Namen erfahren?"

„Ja, ich will, ich will!" versetzte Else hastig. „Bewahrt mir Eure Gnade, gestrenger Herr Hofschreiber, und Alles soll nach Eurem Wunsche gehen."

„So geht an's Werk. Ich finde mich noch in dieser Nacht bei Euch ein, und bedenkt wohl, von dem Gelingen hängt Euer Leben ab."

Mit diesen Worten verließ der Hofschreiber das Haus der dicken Else, diese aber machte sich an's Werk, indem sie brummte:

„Die Else hat Recht! Die Großen sind Schelme, aber die kleinen Diebe hängt man, die großen — —". Summend brach sie ab.

* * *

Vor dem großen Portal des Kurfürstlichen Schlosses zu Kölln, gegenüber dem Dominikanerkloster, saß, jämmerlich zusammengekauert, die unglückliche Judith. Vom Dominikanerkloster herüber tönte der große Hammer, der die Brüder zur Spätmesse rief. Der Uhu sandte vom nahen Thiergarten*) her seinen klagenden eintönigen Ruf

*) Der Thiergarten erstreckte sich damals noch über die ganze Friedrichsstadt. Der Lustgarten war ein Sumpf.

zu dem wachen Ohre der Jüdin; Raben flogen in Masse nach allen Richtungen hin und umschwirrten sie; kein menschlicher Ton war vernehmbar.

Aber auch über Judith errang endlich die Natur ihr gebieterisches Recht; sie schlief ein. Doch die Unruhe ihres zagenden, gramerfüllten Herzens ließ sie nicht lange diese Wohlthat genießen. Sehr bald erwachte sie wieder, und als sie die Augen aufschlug, stand eine Gestalt von mächtigem Umfange vor ihr. Eine große Haube, welche Stirn und Wangen bedeckte, ließ das Gesicht kaum erkennen, aber das Sichtbare war nicht geeignet, dieser Erscheinung Reiz zu geben.

Es war Else.

„Was willst Du?“ fragte Judith, ihr Auge starr auf das Weib heftend.

„Armes Kind! Armes Kind!“ sagte Else, Judith die Wangen streichend. „Du dauerst mich, obgleich Du eine Jüdin bist und gewiß schon Christenblut getrunken hast. Aber Du bist ja unschuldig daran. Ja, Du dauerst mich!“

„Ich mag Dein Bedauern nicht,“ sagte Judith, „wenn Du so Entsetzliches von mir und meinem Volke glaubst. Geh', laß mich!“

„Ich weiß es,“ sagte Else, im selben Tone fortfahrend, „Du bist trotzig. Du lehnst Hülfe und Beistand ab, aber ich will mich nicht zurückschrecken lassen. Ich werde das Kind des Mannes, dem ich mein Augenlicht zu danken habe, nicht verschmachten und der Schande erliegen lassen, die ihrer droht. Nein, nimmer!“

„Ich aber will auf Deine Worte nicht hören,“ sagte Judith, „laß mich!“

„Ja, ich weiß, Du bist trotzig und hartnäckig wie Dein Volk, aber Du wirst meinen Worten Gehör geben. Wisse,

Du armes Satanskind, ehe eine Stunde vergehen wird, kommen die Vermummten von drüben und schleppen Dich mit Gewalt in die dunklen Gänge ihres Klosters und geben Dir die Taufe. Gott verzeih' mir die Sünde, daß ich solches verrathe, wodurch eine Seele dem Bösen entrissen wird, aber ich kann nicht anders."

„Wer wird mich zwingen, den Gott anzubeten, den ich nicht kenne?" fragte Judith. „Laß sie nur kommen, die schwarzen Männer, ich will vor keinem weichen, bis ich in das Antlitz des Fürsten geschaut und seine Kniee umfaßt, und bis er mir Gnade geschenkt für die Schlachtopfer der Verleumdung und der Rache."

„Unglückseliges Kind!" sprach Else, „auf den Kurfürsten warteſt Du? Weißt Du denn nicht, daß er sich seit dem Abend hier in Berlin befindet?"

„Nein, nein!" rief Judith, „ich habe die Reiter noch nicht gesehen. Hier vor diesem Thore steigen sie ab, und ich habe diesen Platz gehütet wie meine Seele!"

„Aber der Kurfürst ist dennoch hier. Er ist in der Klosterstraße vor dem hohen Hause abgestiegen und hat daselbst nur für eine Nacht Quartier genommen. Mit Tagesanbruch verläßt er die Stadt wieder und kehrt erst am Ende dieser Woche zurück."

„Redeſt Du wahr?" fragte Judith bestürzt.

„So mag Herr Jesus mir helfen!"

„Du schwörst bei Deinem Gott!" rief Judith, sich entschlossen erhebend, „ich will mit Dir gehen, denn ich muß den Kurfürsten sprechen! Komm'!"

„Ja, komm', mein Kind. Ach, wie bleich Du bist. Arme, arme Dirne!"

* * *

Halloh! Halloh!
Kein Jude ist von Stroh!
Und kömmt er auf den Scheiterhauf,
Dann brennt er doch wie Grashalm auf.
Halloh! Halloh!
Dann ist der Teufel froh!

Dieser poetische Gesang kam aus einer sehr rauhen Kehle, und diese Kehle gehörte Niemanden selbsteigen, als Peter, dem Frohnknecht, der jetzt pochend vor der dicken Else Thüre stand und höchlich erstaunt war, diese so widerspenstig wie eine Festung zu finden.

„Else! Else!“ rief er, „dicke Else! Stammbaum Adams und Evas, mach' auf! Vetter Peter ist draußen!“

Aber die Thür blieb verschlossen und brummend kehrte Peter wieder um, ging das Geckhol hinunter der Georgenstraße zu. Doch hier hemmten zwei Gestalten, die gar sonderlich kontrastirten, seine Schritte, eine war schlank und zierlich, die andere eine unförmige Figur; es waren die dicke Else und Judith.

„He! he!“ rief Peter, „dicke Else, auf welcher Fährte treffe ich Dich, und wohin willst Du mit dem schwarzäugigen Mädel? Ich glaube gar, es ist eine Judendirne!“

„Wohin ich will,“ versetzte Else, die sehr bald den keineswegs nüchternen Zustand ihres Vetters erkannte und sich dieser Begegnung geschickt zu ihrem Zwecke bedienen wollte; „wohin ich will? Zum Kurfürsten will ich, daß er die Juden frei lasse.“

Peter wollte vor Lustigkeit schier bersten, als er Else also reden hörte.

„Daß er die Juden frei lasse!“ rief er mit weit aufgesperrten Augen, „und mich will man um das schöne Stück Geld bringen, das ihre Hinrichtung mir einträgt? Wirst's bleiben lassen, Else! Soeben komme ich von der

Kuhhaut und dem spanischen Stiefel. Au wai! wie schrieen die Juden, als ich den Keil einschlug — es war ein Gaudium! Nur der Ben Hillel schrie nicht, kein Laut kam aus seinem zusammengepreßten Munde, so sehr ich die Stricke auch anzog, daß die Glieder krachten und das Blut die Wände bespritzte."

Ein lauter Schrei unterbrach die entsetzliche Redseligkeit des Folterknechts. Todesbleich, das Auge geschlossen und gebrochen, sank Judith zusammen.

„Komm," rief Else mit höllischer Freude, „helf' mir die Dirne nach meinem Hause tragen."

„Nach Deinem Hause?" rief Peter mißbilligend, „willst Du Dein Nest verunreinigen, Else? Das laß hübsch bleiben. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Peter," rief ihm Else nach, „gedenke meiner bei einem Humpen Bernauer Bier!"

Und die dicke Else lud die ohnmächtige Judith auf ihre Schultern. Peters Tritte aber und sein Gesang hallten noch lange weithin in die Nacht.

* * *

„Heda! wohin mit dem Raub?" riefen die Wächter vor dem Judenhofe, als sie die dicke Else an der andern Seite vorüber keuchen sahen, und vertraten ihr den Weg.

„Ist kein Raub, gestrenge Herren; wie Ihr seht, ist es die Tochter des Judenarztes, die ich ohnmächtig auf der Straße gefunden. Soll ich sie nicht in den Judenhof hineinbringen?" setzte sie schlau hinzu.

„Das Thor wird nur auf ausdrücklichen Befehl geöffnet," versetzten die Wächter, „bringt sie nach dem Pesthof."

„Ich werde sie in mein Haus aufnehmen," sagte Else; „sie ist doch ein Menschenkind, wenn auch eine Jüdin."

So brachte sie die Arme glücklich in ihre Wohnung und gab sich alle erſinnliche Mühe, ihren Geiſt wieder zu erwecken, aber eine tiefe, tiefe Ohnmacht hielt die an Geiſt und Seele Erſchöpfte in eiſiger Umarmung.

Da kam der Hofſchreiber.

Seine Augen glänzten von einem unheimlichen Feuer, ſeine Arme zitterten, ſeine Stimme war dumpf und klanglos.

„Es iſt gelungen," ſagte er. „Ich ſah ſie nicht mehr vor dem Vorhofe des Schloſſes — ſie iſt hier."

„Ja, ſie iſt hier!"

Er hörte nicht weiter; er ſtürzte in's Zimmer, aber erſtarrt blieb er ſtehen.

„Sie iſt todt!" ſagte er mit tonloſer Stimme.

„Todt?" rief Elſe und ſah den Hofſchreiber mit einem grinſenden Lächeln an. „Ei, ei, geſtrenger Herr Hofſchreiber, was glaubt Ihr? Ich verkaufe keine todten Fiſche auf dem Markte, viel weniger aber eine todte Jüdin, zumal an einen ſo vornehmen Herrn wie Ihr. Sie iſt nur ein wenig ohnmächtig. Aber Ihr werdet ſie ſchon wieder lebendig machen. Nur recht munter, geſtrenger Herr Hofſchreiber, ſie iſt ja eine Jüdin."

Mit dieſen Worten trat ſie lachend hinaus und ließ den Hofſchreiber mit Judith allein. Aber ſie blieb horchend an der Thüre ſtehen. Plötzlich drang ein entſetzlicher Schrei zu ihren Ohren, und der Hofſchreiber ſtürzte wie von Furien gepeitſcht aus dem Zimmer.

Juditths Fluch haftete an ſeinen Sohlen. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Es war am Morgen vor dem St. Margarethentag. Hochroth ging die Sonne auf und sandte, wie eine herzige Mutter, ihren freundlichen Gruß den erwachenden Seelen. Aber an das harte Lager der gelähmten und schmerzbeladenen Juden trat sie nicht. Nach ihnen streckte die unerbittliche Justiz ihre würgenden und vernichtenden Arme aus.

In den Straßen Berlins und Kölns entfaltete sich ein fröhliches, lustiges Jahrmarktstreiben.

Auf dem „Neuen Markte", hinter dem „Rabenstein", da scharwerkte der Frohn mit seinen Knechten, und als gelte es dem Bau einer Kirche, zu dem das Volk des Ablasses wegen Steine herbeitrug, um das Gotteshaus zu fördern, so regten sich auch hier bei diesem gar wunderlichen Bau Hunderte von Händen, um ihn zu beschleunigen.

Und so erhob sich das entsetzliche Tabernakel, ein dreistöckiges Gebäude in Form eines Rostes, mit Stroh, Pech und anderen Brennmaterialien gedeckt, aus welchen die Brandpfähle gespenstisch hervorragten.

Jetzt öffneten sich die niederen Pforten des Dominikanerklosters in der Brüderstraße, und ein seltsamer Zug bewegte sich im feierlichen Schritte und lateinische Gesänge betend nach dem Rathhause.

Voran schritt im Priesterornate der Prior der Dominikaner und ihm zur Rechten und zur Linken ein schwarzer Bruder, das Kreuz hoch erhoben.

Dann folgten zwei Juden, mit härenen Büßergewändern, die bis zur Sohle reichten, bekleidet, barfuß, die Häupter mit langen, spitzen, papierenen Hüten bedeckt, brennende Kerzen in der Hand. Eine Schaar Dominikanermönche mit Kreuzen, kurfürstliche Söldner und bewaffnete Stadtknechte beschlossen den Zug.

Schatten gleich, schwankend und wankend, thränenlos

vor sich hinstierend, schritten die beiden betrogenen Juden der Gerichtsstätte zu, um ihr Urtheil zu vernehmen.

Um Schonung ihres Lebens, wie ihnen verheißen worden, zu erlangen, hatten sie in die Taufe gewilligt und solche soeben bei den Dominikanern empfangen; und nun, nachdem der heilige Act vorüber, wurde ihnen verkündet, daß sie — zum Tode durch's Schwert begnadet seien.

O sancta simplicitas!

In diesem Moment drang Hörnerklang und Pfeifen vom Oderberger*) Thore her. Ein kurfürstlicher Reiter sprengte voraus, hielt an der Spitze des Zuges und rief mit donnernder Stimme:

„Halt!"

Der Zug blieb stehen, die Mönche unterbrachen den Gesang.

Und gleich darauf sprengte ein stattlicher Reiter in glänzendem Harnisch und Panzer, von anderen begleitet, heran.

Es war der Kurfürst.

Mit strengem Antlitz musterte er die beiden getauften Juden und rief dann mit unwilligem Gesicht:

„Ben Hillel, mein Arzt, ist nicht unter ihnen!"

„Der ist verstockt und halsstarrig, gnädiger Herr," bemerkte ein Dominikaner, „seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß nicht noch Andere in den Schooß der allein seligmachenden Kirche ihr Heil gerettet!"

Das Auge des Kurfürsten blickte mit frommer Melancholie zum Himmel.

---

*) Das Oderberger Thor, später Georgenthor, war in der Königsstraße zwischen der Königsmauer und der Neuen Friedrichsstraße, welche aber damals noch nicht vorhanden war.

„Es thut mir leid," ſagte er, „ich hätte ihn gern meiner Gnade theilhaftig gemacht, aber ihm geſchehe jetzt nach Recht!"

Hierauf neigte der Kurfürſt ehrfurchtsvoll das Haupt vor dem Kreuze und gab ſeinem Rappen die Sporen, als ihn plötzlich ein zu ſeinen Ohren dringender Lärm feſtgebannt hielt und er voll Spannung und Erwartung nach der Kloſterſtraße hinaufblickte.

Ein Pöbelhaufe, beſtehend zumeiſt aus den Bewohnern des Geckhols, wälzte ſich von dorther über die Georgenſtraße hin und ſchien nach dem grauen Kloſter ſeine Richtung nehmen zu wollen.

Der Kurfürſt ſprengte mit ſeinem Gefolge dahin, und alſobald ſtürzte der Haufe zurück, und der allgemeine Ruf: „der Kurfürſt! der Kurfürſt!" ertönte. Auf dieſen Ruf folgte ein lauter, durchdringender Schrei, und aus der Mitte der Menſchenwoge ſtürzte eine Wahnſinnige, das rabenſchwarze Haar wild um die Schultern flatternd, bleich wie ein Geſpenſt, ein Bild des bitterſten Schmerzes und der tiefſten Verzweiflung.

Es war Judith.

Bis zum anbrechenden Morgen von einer todesähnlichen Ohnmacht umfangen, war es endlich den Anſtrengungen der dicken Elſe gelungen, ſie in's Leben zurückzurufen; aber ihr Geiſt ſchien dem Kummer, den furchtbaren Seelenleiden erlegen zu ſein, denn ihr Blick war irre, und Elſe ſelbſt wurde von Entſetzen über dieſe Verwandlung ergriffen. Sie vermochte die Arme nicht zurückzuhalten, als dieſe mit Aufgebot aller ihrer Kräfte ſich emporraffte und mit dem Ruf: „ich will zu den ſchwarzen Schatten!" aus dem Hauſe ſtürzte.

Aber ihr irrer Geiſt hielt den Willen noch feſt, auf

den er seit Tagen unablässig gerichtet war — „zum Kurfürsten!“

Jetzt lag sie zu seinen Füßen, ihre Hände wie zum Gebet erhoben, den Blick voll unsäglicher Verzweiflung zu seiner umwölkten Stirn emporgerichtet. So lag sie da — stumm, lautlos — ein tief ergreifendes Bild.

Von dem Neumarkte her hallte noch der düstere, monotone Gesang der Dominikaner und dazwischen das dumpfe Gehämmer an dem aufgerichteten Gerüste. Der Pöbel selbst war schweigsam geworden und stand nicht ganz ohne Theilnahme da.

Ernst blickte der Kurfürst.

„Kind,“ sagte er, „es thut mir wehe, was mit Deinem Volke jetzt vorgeht, aber es hat sich meiner Gnade und meines Schutzbriefes unwürdig bewiesen. Der Verbrechen, die sie verübt, sind unzählige und schreckliche. Sie sind eine Pest für meine frommen und christlichen Unterthanen und ich will ferner keinen Juden in meinem Lande dulden. Du aber stehe auf, Judenmaid, wende Dich ab von Deinem schlechten Volke und bekehre Dich zu Christi Schooß.“

Judith aber verharrte in ihrer Lage, den Blick auf das Auge des Fürsten geheftet, die Hände zu ihm emporgehalten — noch immer lautlos.

Da rief eine weiche, bewegte Stimme aus der Mitte des Haufens:

„Es ist Ben Hillels, des Judenarztes, Tochter, der mein Kind von seiner Blindheit befreit!“

Noch viele Stimmen ließen sich in ähnlicher Weise vernehmen, und plötzlich erhob sich der allgemeine Ruf:

„Gnade! Gnade! für den Judenarzt!“

Da erheiterte sich etwas der ernste Blick des Fürsten, und er sprach mit lauter Stimme:

„Gnade für Ben Hillel — aber den Anderen werde strenge und blutige Gerechtigkeit.“

Mit diesen Worten sprengte der Kurfürst von dannen.

* * *

Und wieder trat die Sonne blutroth am umwölkten Himmel hervor. Die Kuppeln der Nikolai- und Marienkirche strahlten feurig, wie in der Esse geglüht. Berlin und Kölln waren wie ein vom Sturme erregtes Meer und eine ungeheure Menschenmenge wogte über den Neumarkt.

Von der Spandauerstraße her bewegte sich ein langer, trauriger Zug. Kurfürstliche Reiter eröffneten ihn, dann folgten die unglücklichen Opfer des Fanatismus, achtunddreißig an der Zahl, paarweise zwischen je zwei Dominikanern; Hellebardiere und Stadtwappner beschlossen den Zug, dem eine dichtgedrängte Menschenmasse nachströmte.

Schaurig vermischte sich mit dem wilden Hohn des Volkes, mit den Flüchen eines frommen Hasses, mit den Gesängen mönchischer Verdammniß das majestätisch ernste Gebet der dem entsetzlichen Richtplatze zuschreitenden Juden.

„In Deine Hand befehl' ich meinen Geist.
Du rettest mich, Herr! Gott der Treue!
Ich hasse, die auf Aberglauben halten,
Aber mein Vertrauen ist Gott!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sollen wir das düstere Bild verfolgen? Wie die unglückseligen Schlachtopfer, schon halb todt von den entsetzlichen Qualen der Folter, gebrochen an Leib und Seele auf den Scheiterhaufen gebracht und mittelst Halseisen an die Brandpfähle geschmiedet wurden; wie unter dem Jubel

der rohen Masse, in Gegenwart märkischer Bischöfe und adeliger Herren, des kurfürstlichen Hofrichters, der Schöppen und Schreiber des Gerichts, der Rathsmitglieder, vieler gelehrter Herren, Professoren, Stifts- und Weltgeistlicher, Zünfte und Gewerke u. s. w., welche auf hohen Tribünen dem traurigen Schauspiel zusahen, die Brennstoffe angezündet wurden und wie mit dem unheimlichen Knistern und Wirbeln der züngelnden Flammen die furchtbaren schaurigen Klänge der Siegeshymne des Todes sich vermischten? Zu traurig ist dieses Bild, das den lichter gewordenen Zeitgeist erschaudern macht!

Und während so Entsetzliches sich auf dem Neumarkte zutrug, eilte durch versteckte Gäßchen ein armseliger Mann, mit zerrissenem Herzen und zerrissenem Gewande, dem Judenhofe zu.

Es war Ben Hillel.

Athemlos stürzt er in's Haus; einen Trost gedenkt er zu umfassen, und für den unsäglichen Haß, der ihn und sein Volk betroffen, einen Blick der innigsten Liebe zu finden.

Aber das Auge seines Kindes war gebrochen. — —

Auf Streu mit einem weißen Laken verhüllt, von stummen, stierblickenden Weibern umgeben — da lag Ben Hillels Tochter.

Schluß.

Heim kehrten die Bürger von dem blutigen Schauspiele und nahmen das tragische Ereigniß des Tages mit in ihre Träume hinüber. In ihren Mauern hatten sie keinen Juden mehr — ob sie darum ruhiger schliefen?

Während also dumpfe Ruhe über den Geschwisterstädten lag und die Straßen öde waren, schlüpfte eine Gestalt unter dem Gerüste des Schaffots hervor, in ihrer Hand blitzte ein zinnernes Gefäß.

Scheu blickte sie sich nach allen Richtungen um und schlich dann hinter der Badstube entlang nach dem Geckhol.

„Judenblut!“ brummte sie. „Drei Tropfen davon auf die Hand gegossen lassen mich die feinste Linie genau erkennen, und ich vermag jedes Menschen Schicksal zu deuten.“

Und mit heimlicher Freude blickte sie in das Gefäß und lief dann nach dem Jüdenhof zurück.

Keine Wächter hüteten hier mehr die Pforte und traurig wie nie zuvor sah das Geckhol aus. Wie zusammengerollte Maulwürfe sahen die Häuschen aus, als wollten sie sich mehr und mehr in die ungepflasterte Erde einwühlen. Aus den blinden Fenstern schimmerte kein Licht, aus den kleinen Schornsteinen stieg kein Dampf empor, kein freundlicher Ton durchdrang die dumpfe Stille.

Aber auf dem Neumarkt zu Berlin hielten zwei entsetzliche Gespenster Wache und unterhielten sich von einer traurigen Mähr.

Es waren der Scheiterhaufen und das Schaffot!

III.

Das hohe Haus.

(Jetzt Lagerhaus.)

Erste Abtheilung.

Friedrich, der erste Hohenzollern.

1415.

Gegen Ende des Jahres 1415 bot die Klosterstraße*) oder wie sie damals hieß „Neben dem grauen Kloster" einen ungewöhnlichen Anblick dar. Im „hohen Hause", das eine lange Zeit verödet und verlassen gestanden, und gegenüber im alten „markgräflichen Hof" ging es hoch her;

*) Die Klosterstraße ist eine der merkwürdigsten Straßen von Berlin. Hier ist klassischer Boden. Sie ist nicht nur ein Stück berlinischer, sondern märkischer und deutscher Geschichte. Hier war vor alten Zeiten der Sitz der wendischen Herren, dann später der älteste „markgräfliche Hof" (jetziges Gewerbe-Museum) und diesem gegenüber wurde dann neben dem „grauen Kloster" die neue Burg, das „hohe Haus", gebaut. Man könnte diesen Theil der Klosterstraße, von der Königs- bis zur Stralauerstraße, die alte Wilhelmsstraße nennen, denn wie hier Palast bei Palast, so stand dort ehemals Burglehen an Burglehen, die Paläste der markgräflichen und kurfürstlichen Getreuen, Ritter und Hofbedienten. Noch bis in die neueste Zeit hinein waren die Besitzer dieser Burglehen zu besonderen Diensten für den markgräflichen und kurfürstlichen Hof verpflichtet, im Uebrigen aber von städtischen Abgaben befreit und deshalb durch die Bezeichnung „Freihaus" über den Hausthüren kenntlich gemacht. Berlin hatte zuletzt 500 solcher Freihäuser, von denen in verschiedenen Gegenden der Stadt noch heute mehrere erhalten sind.

viele Ritter und Reisige hatten daselbst Unterkommen gefunden, und die Berliner waren durch einen hohen Besuch wieder einmal daran erinnert worden, daß sie außer ihren Bürgermeistern und Rathmannen noch einen höheren Herrn über sich hatten.

Der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, nämlich hielt mit seiner Gemahlin, der schönen Else, Hof im hohen Hause*). Gar wichtige Dinge waren geschehen und noch wichtigere waren in Vorbereitung, und das Dunkel, in welches diese Angelegenheiten gehüllt waren, die geheimnißvolle Zurückhaltung, mit welcher sie betrieben wurden, hatte die beiden Schwesterstädte in eine peinliche und unheimliche Spannung versetzt.

Dieser ungewohnte Zustand machte die für ihre Rechte und Freiheiten stets besorgten Bürger nicht wenig mißtrauisch. Sie erwarteten nichts Gutes von dem neuen Landesherrn, der, so leutselig er auch war, doch die Zügel der Regierung viel straffer halten zu wollen schien, als alle seine Vorgänger. Anzeichen aller Art verkündeten den Bürgern und ließen sie wenigstens ahnen, daß der Hohenzollern damit umging, seine fürstliche Gewalt gegen Jedermann, sowohl gegen den übermüthigen, raufluſtigen Adel, als auch gegen die oberherrlichen Regimentes entwöhnten Städte, zu sichern und zu erweitern.

---

*) Der Burggraf hatte dem Könige von Ungarn, nachmaligen deutschen Kaiser Siegismund, bedeutende baare Vorschüsse geleistet, so daß dieser ihm 100,000 Goldgulden schuldete. Um den Burggrafen theils wegen dieser Forderung sicher zu stellen, theils aber auch, um sich für den tapferen Beistand, den er ihm gegen die aufständischen Ungarn geleistet, erkenntlich zu zeigen, entschloß sich Siegismund, ihn in den Besitz der Mark zunächst pfandweise zu setzen, dann später solche an den Burggrafen förmlich zu verkaufen. Dies ist der Ursprung der Regierung der Hohenzollern in der Mark und ihrer jetzigen Macht und Größe!

Schon die längere und öftere Gegenwart des Burggrafen im hohen Hause gab dies zu erkennen. Die früheren Markgrafen waren in Berlin gar seltene Gäste gewesen, und Kölln und Berlin hatten sich ganz wohl dabei befunden, denn trotz der fortwährenden Befehdung durch den raublustigen, bürgerfeindlichen märkischen Adel, trotz Pest und furchtbarer Feuersbrunst waren die beiden Schwesterstädte kräftig empor geblüht.

Nur wenige der damals lebenden Berliner nnd Köllner mochten sich noch der kurzen Zeit des Glanzes erinnern, die, nach so harten Prüfungen unter den Ballenstädtern und Wittelsbachern, mit den Luxemburger Regenten gekommen war.

Da empfing Karl VII. vor seinen beiden unmündigen Söhnen, Wenzel und Siegismund, in deren Namen er die Mark regierte, von dem gesammten märkischen Adel umgeben, auch die stolzen Bürgermeister von Kölln und Berlin in ihren schwarzen mit Zobelpelz verbrämten Ehrengewändern, und vor dem Throne der kaiserlichen Majestät niederknieend erhielten sie die Bestätigung ihrer bürgerlichen und städtischen Freiheiten und Rechte, welche sie in früheren Zeiten ihren ohnmächtigen Fürsten abzudingen und abzudrängen wohl verstanden hatten.

Kaum ein Vierteljahrhundert war es her, seitdem Jobst von Mähren, der die brandenburgischen Besitzungen von Siegismund erworben hatte, das wichtigste der oberherrlichen Rechte über die Stadt, die vollständige Gerichtsbarkeit mit dem Königsbann, den beiden Städten käuflich abgetreten (1391), und noch einmal so stolz und selbstbewußt blickten seitdem die Bürger auf das Symbol der höchsten criminellen Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, auf ihren

verwitterten Roland*), den die Alles verzehrenden Flammen der furchtbaren Feuersbrunst von 1380 mit einer schwarzen Kruste überzogen hatten.

So hatten sich die Bürger an der Spree, im Vollbesitz aller oberherrliche Rechte, daran gewöhnt, sich gewissermaßen als Republikaner zu betrachten, und seltsam genug mochte es ihnen nun allerdings vorkommen, daß der neue Oberherr der Mark sich als wirklich gebietender Fürst den Ständen und den Städten gegenüber zu zeigen begann. War es zunächst auch nur der auffässige Adel, die wilden Quitzow's, Puttlitze und deren Gesinnungsgenossen und Verbündete, gegen welche Friedrich den Kampf auf Tod und Leben vorbereitete, so sagten sich die mißtrauischen Städte doch, daß nach Besiegung der festen Burgen, in denen die stolzen verwogenen Raubritter, wie die Adler in ihren Horsten, sich sicher fühlten, die Reihe bald auch an sie kommen würde.

Die Gerüchte von dem bevorstehenden Kriege, den Friedrich von Hohenzollern gegen die Quitzow's zu führen beabsichtigte, und von der Achtserklärung, welche derselbe beim Kaiser erwirkt haben sollte, trieben die Bürger aus ihren Wohnungen; sie standen zu Haufen vor dem hohen Hause, vor welchem kecklich und verwogen auf die gaffende Menge herabschauende Hellebardiere Wache standen.

Das Volk schien nicht übel Lust zu haben, mit ihnen anzubinden, doch begnügte es sich vorläufig damit, seiner Spottlust freien Lauf zu lassen.

*) Der Roland von Berlin stand auf dem ältesten Markt der Stadt, auf dem Molkenmarkt, woselbst sich das erste Rathhaus befand. Es war eine riesige, plump gearbeitete, geharnischte Steinfigur, mit erhobenem Schwerte in der Rechten, am linken Arme einen kleinen, dreieckigen Schild mit dem Reichsadler und der Inschrift: „Enem Jedem dat Syne."

„Gelt, Meister Klemm," rief Einer aus der Schustergilde, auf die Hellebardiere deutend, „den Kerlen da sieht man es an, daß sie in Nürnberg gedrechselt sind."

„Nicht so laut, Nachbar, nicht so laut," flüsterte der Meister Klemm bedächtig; „wir wollen den Leuten keine Schand' anthun; wer weiß, was morgen ist."

„Und was wird denn morgen sein, Meister Klemm?" fragte der Nachbar, Jenen mit argwöhnlichen Blicken messend. „Wollt Ihr Gewandmacher etwa nach anderm Sinne handeln, als der Rath und die übrigen Gewerke?*). Wollt Ihr den nürnberger Tand**) anerkennen als Herrn in der Mark, und glaubt Ihr dadurch Eure Gerechtsame besser zu wahren? Es soll und wird nicht geschehen, Meister Klemm, so lange das Schustergewerk und ich, Meister Riese, noch ein Wort mit d'rein zu sprechen haben."

„Aber, Meister Riese, da ihm die Stände und die Städte gehuldigt haben, was frommt dem einzelnen Bürger der Widerstand? Wenn wir doch einmal einen Fürsten anerkennen müssen, da ist der Nürnberger just gut; er soll ein kluger und bescheidener Herr sein und es mehr mit den Bürgern als mit dem Adel halten, dem er entschlossen sein soll, zu Leibe zu gehen. Wir können's ihm nur Dank wissen, wenn er den räuberischen Adel kirre machen wird,

---

*) Die Gewerke, welcher in einer Urkunde von 1432 gedacht wird, waren: die Knochenhauer oder Schlächter, die Gewandmacher oder Wollenweber, die Schuster und die Bäcker. Sie hatten in der Stadt ihre Innung und einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Verhandlungen.

**) Ein Tand von Nürnberg, in welcher Stadt schon damals die so berühmten Nürnberger Spielwaaren angefertigt wurden, nannten die aufrührerischen Edelleute den Burggrafen Friedrich spottweise, auf welchen Namen der störrische Schuster in seinem Zorne anspielt.

Da erheiterte sich etwas der ernste Blick des Fürsten, und er sprach mit lauter Stimme:

„Gnade für Ben Hillel — aber den Anderen werde strenge und blutige Gerechtigkeit!“

Mit diesen Worten sprengte der Kurfürst von dannen.

* * *

Und wieder trat die Sonne blutroth am umwölkten Himmel hervor. Die Kuppeln der Nikolai- und Marienkirche strahlten feurig, wie in der Esse geglüht. Berlin und Kölln waren wie ein vom Sturme erregtes Meer und eine ungeheure Menschenmenge wogte über den Neumarkt.

Von der Spandauerstraße her bewegte sich ein langer, trauriger Zug. Kurfürstliche Reiter eröffneten ihn, dann folgten die unglücklichen Opfer des Fanatismus, achtunddreißig an der Zahl, paarweise zwischen je zwei Dominikanern; Hellebardiere und Stadtwappner beschlossen den Zug, dem eine dichtgedrängte Menschenmasse nachströmte.

Schaurig vermischte sich mit dem wilden Hohn des Volkes, mit den Flüchen eines frommen Hasses, mit den Gesängen mönchischer Verdammniß das majestätisch ernste Gebet der dem entsetzlichen Richtplatze zuschreitenden Juden.

„In Deine Hand befehl' ich meinen Geist,
Du rettest mich, Herr! Gott der Treue!
Ich hasse, die auf Aberglauben halten,
Aber mein Vertrauen ist Gott!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sollen wir das düstere Bild verfolgen? Wie die unglückseligen Schlachtopfer, schon halb todt von den entsetzlichen Qualen der Folter, gebrochen an Leib und Seele auf den Scheiterhaufen gebracht und mittelst Halseisen an die Brandpfähle geschmiedet wurden; wie unter dem Jubel

der rohen Masse, in Gegenwart märkischer Bischöfe und adeliger Herren, des kurfürstlichen Hofrichters, der Schöppen und Schreiber des Gerichts, der Rathsmitglieder, vieler gelehrter Herren, Professoren, Stifts- und Weltgeistlicher, Zünfte und Gewerke u. s. w., welche auf hohen Tribünen dem traurigen Schauspiel zusahen, die Brennstoffe angezündet wurden und wie mit dem unheimlichen Knistern und Wirbeln der züngelnden Flammen die furchtbaren schaurigen Klänge der Siegeshymne des Todes sich vermischten? Zu traurig ist dieses Bild, das den lichter gewordenen Zeitgeist erschaudern macht!

Und während so Entsetzliches sich auf dem Neumarkte zutrug, eilte durch versteckte Gäßchen ein armseliger Mann, mit zerrissenem Herzen und zerrissenem Gewande, dem Jüdenhofe zu.

Es war Ben Hillel.

Athemlos stürzt er in's Haus; einen Trost gedenkt er zu umfassen, und für den unsäglichen Haß, der ihn und sein Volk betroffen, einen Blick der innigsten Liebe zu finden.

Aber das Auge seines Kindes war gebrochen. — —

Auf Streu mit einem weißen Laken verhüllt, von stummen, stierblickenden Weibern umgeben — da lag Ben Hillels Tochter.

Schluß.

Heim kehrten die Bürger von dem blutigen Schauspiele und nahmen das tragische Ereigniß des Tages mit in ihre Träume hinüber. In ihren Mauern hatten sie keinen Juden mehr — ob sie darum ruhiger schliefen?

Während also dumpfe Ruhe über den Geschwisterstädten lag und die Straßen öde waren, schlüpfte eine Gestalt unter dem Gerüste des Schaffots hervor, in ihrer Hand blitzte ein zinnernes Gefäß.

Scheu blickte sie sich nach allen Richtungen um und schlich dann hinter der Badstube entlang nach dem Geckhol.

„Judenblut!“ brummte sie. „Drei Tropfen davon auf die Hand gegossen lassen mich die feinste Linie genau erkennen, und ich vermag jedes Menschen Schicksal zu deuten.“

Und mit heimlicher Freude blickte sie in das Gefäß und lief dann nach dem Jüdenhof zurück.

Keine Wächter hüteten hier mehr die Pforte und traurig wie nie zuvor sah das Geckhol aus. Wie zusammengerollte Maulwürfe sahen die Häuschen aus, als wollten sie sich mehr und mehr in die ungepflasterte Erde einwühlen. Aus den blinden Fenstern schimmerte kein Licht, aus den kleinen Schornsteinen stieg kein Dampf empor, kein freundlicher Ton durchdrang die dumpfe Stille.

Aber auf dem Neumarkt zu Berlin hielten zwei entsetzliche Gespenster Wache und unterhielten sich von einer traurigen Mähr.

Es waren der Scheiterhaufen und das Schaffot!

III.

Das hohe Haus.

(Jetzt Lagerhaus.)

Erste Abtheilung.

Friedrich, der erste Hohenzollern.

1415.

Gegen Ende des Jahres 1415 bot die Klosterstraße*) oder wie sie damals hieß „Neben dem grauen Kloster" einen ungewöhnlichen Anblick dar. Im „hohen Hause", das eine lange Zeit verödet und verlassen gestanden, und gegenüber im alten „markgräflichen Hof" ging es hoch her;

*) Die Klosterstraße ist eine der merkwürdigsten Straßen von Berlin. Hier ist klassischer Boden. Sie ist nicht nur ein Stück berlinischer, sondern märkischer und deutscher Geschichte. Hier war vor alten Zeiten der Sitz der wendischen Herren, dann später der älteste „markgräfliche Hof" (jetziges Gewerbe-Museum) und diesem gegenüber wurde dann neben dem „grauen Kloster" die neue Burg, das „hohe Haus", gebaut. Man könnte diesen Theil der Klosterstraße, von der Königs- bis zur Stralauerstraße, die alte Wilhelmsstraße nennen, denn wie hier Palast bei Palast, so stand dort ehemals Burglehen an Burglehen, die Paläste der markgräflichen und kurfürstlichen Getreuen, Ritter und Hofbedienten. Noch bis in die neueste Zeit hinein waren die Besitzer dieser Burglehen zu besonderen Diensten für den markgräflichen und kurfürstlichen Hof verpflichtet, im Uebrigen aber von städtischen Abgaben befreit und deshalb durch die Bezeichnung „Freihaus" über den Hausthüren kenntlich gemacht. Berlin hatte zuletzt 500 solcher Freihäuser, von denen in verschiedenen Gegenden der Stadt noch heute mehrere erhalten sind.

viele Ritter und Reisige hatten daselbst Unterkommen gefunden, und die Berliner waren durch einen hohen Besuch wieder einmal daran erinnert worden, daß sie außer ihren Bürgermeistern und Rathmannen noch einen höheren Herrn über sich hatten.

Der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, nämlich hielt mit seiner Gemahlin, der schönen Else, Hof im hohen Hause*). Gar wichtige Dinge waren geschehen und noch wichtigere waren in Vorbereitung, und das Dunkel, in welches diese Angelegenheiten gehüllt waren, die geheimnißvolle Zurückhaltung, mit welcher sie betrieben wurden, hatte die beiden Schwesterstädte in eine peinliche und unheimliche Spannung versetzt.

Dieser ungewohnte Zustand machte die für ihre Rechte und Freiheiten stets besorgten Bürger nicht wenig mißtrauisch. Sie erwarteten nichts Gutes von dem neuen Landesherrn, der, so leutselig er auch war, doch die Zügel der Regierung viel straffer halten zu wollen schien, als alle seine Vorgänger. Anzeichen aller Art verkündeten den Bürgern und ließen sie wenigstens ahnen, daß der Hohenzollern damit umging, seine fürstliche Gewalt gegen Jedermann, sowohl gegen den übermüthigen, raufluſtigen Adel, als auch gegen die oberherrlichen Regimentes entwöhnten Städte, zu sichern und zu erweitern.

---

*) Der Burggraf hatte dem Könige von Ungarn, nachmaligen deutschen Kaiser Siegismund, bedeutende baare Vorschüsse geleistet, so daß dieser ihm 100,000 Goldgulden schuldete. Um den Burggrafen theils wegen dieser Forderung sicher zu stellen, theils aber auch, um sich für den tapferen Beistand, den er ihm gegen die aufständischen Ungarn geleistet, erkenntlich zu zeigen, entschloß sich Siegismund, ihn in den Besitz der Mark zunächst pfandweise zu setzen, dann später solche an den Burggrafen förmlich zu verkaufen. Dies ist der Ursprung der Regierung der Hohenzollern in der Mark und ihrer jetzigen Macht und Größe!

Schon die längere und öftere Gegenwart des Burggrafen im hohen Hause gab dies zu erkennen. Die früheren Markgrafen waren in Berlin gar seltene Gäste gewesen, und Kölln und Berlin hatten sich ganz wohl dabei befunden, denn trotz der fortwährenden Befehdung durch den raublustigen, bürgerfeindlichen märkischen Adel, trotz Pest und furchtbarer Feuersbrunst waren die beiden Schwesterstädte kräftig empor geblüht.

Nur wenige der damals lebenden Berliner nnd Köllner mochten sich noch der kurzen Zeit des Glanzes erinnern, die, nach so harten Prüfungen unter den Ballenstädtern und Wittelsbachern, mit den Luxemburger Regenten gekommen war.

Da empfing Karl VII. vor seinen beiden unmündigen Söhnen, Wenzel und Siegismund, in deren Namen er die Mark regierte, von dem gesammten märkischen Adel umgeben, auch die stolzen Bürgermeister von Kölln und Berlin in ihren schwarzen mit Zobelpelz verbrämten Ehrengewändern, und vor dem Throne der kaiserlichen Majestät niederknieend erhielten sie die Bestätigung ihrer bürgerlichen und städtischen Freiheiten und Rechte, welche sie in früheren Zeiten ihren ohnmächtigen Fürsten abzudingen und abzudrängen wohl verstanden hatten.

Kaum ein Vierteljahrhundert war es her, seitdem Jobst von Mähren, der die brandenburgischen Besitzungen von Siegismund erworben hatte, das wichtigste der oberherrlichen Rechte über die Stadt, die vollständige Gerichtsbarkeit mit dem Königsbann, den beiden Städten käuflich abgetreten (1391), und noch einmal so stolz und selbstbewußt blickten seitdem die Bürger auf das Symbol der höchsten criminellen Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, auf ihren

verwitterten Roland*), den die Alles verzehrenden Flammen der furchtbaren Feuersbrunst von 1380 mit einer schwarzen Kruste überzogen hatten.

So hatten sich die Bürger an der Spree, im Vollbesitz aller oberherrliche Rechte, daran gewöhnt, sich gewissermaßen als Republikaner zu betrachten, und seltsam genug mochte es ihnen nun allerdings vorkommen, daß der neue Oberherr der Mark sich als wirklich gebietender Fürst den Ständen und den Städten gegenüber zu zeigen begann. War es zunächst auch nur der auffässige Adel, die wilden Quitzow's, Puttlitze und deren Gesinnungsgenossen und Verbündete, gegen welche Friedrich den Kampf auf Tod und Leben vorbereitete, so sagten sich die mißtrauischen Städte doch, daß nach Besiegung der festen Burgen, in denen die stolzen verwogenen Raubritter, wie die Adler in ihren Horsten, sich sicher fühlten, die Reihe bald auch an sie kommen würde.

Die Gerüchte von dem bevorstehenden Kriege, den Friedrich von Hohenzollern gegen die Quitzow's zu führen beabsichtigte, und von der Achtserklärung, welche derselbe beim Kaiser erwirkt haben sollte, trieben die Bürger aus ihren Wohnungen; sie standen zu Haufen vor dem hohen Hause, vor welchem kecklich und verwogen auf die gaffende Menge herabschauende Hellebardiere Wache standen.

Das Volk schien nicht übel Lust zu haben, mit ihnen anzubinden, doch begnügte es sich vorläufig damit, seiner Spottlust freien Lauf zu lassen.

*) Der Roland von Berlin stand auf dem ältesten Markt der Stadt, auf dem Molkenmarkt, woselbst sich das erste Rathhaus befand. Es war eine riesige, plump gearbeitete, geharnischte Steinfigur, mit erhobenem Schwerte in der Rechten, am linken Arme einen kleinen, dreieckigen Schild mit dem Reichsadler und der Inschrift: „Enem Jedem dat Syne."

„Gelt, Meister Klemm," rief Einer aus der Schustergilde, auf die Hellebardiere deutend, „den Kerlen da sieht man es an, daß sie in Nürnberg gedrechselt sind."

„Nicht so laut, Nachbar, nicht so laut," flüsterte der Meister Klemm bedächtig; „wir wollen den Leuten keine Schand' anthun; wer weiß, was morgen ist."

„Und was wird denn morgen sein, Meister Klemm?" fragte der Nachbar, Jenen mit argwöhnlichen Blicken messend. „Wollt Ihr Gewandmacher etwa nach anderm Sinne handeln, als der Rath und die übrigen Gewerke?*). Wollt Ihr den nürnberger Tand**) anerkennen als Herrn in der Mark, und glaubt Ihr dadurch Eure Gerechtsame besser zu wahren? Es soll und wird nicht geschehen, Meister Klemm, so lange das Schustergewerk und ich, Meister Riese, noch ein Wort mit d'rein zu sprechen haben."

„Aber, Meister Riese, da ihm die Stände und die Städte gehuldigt haben, was frommt dem einzelnen Bürger der Widerstand? Wenn wir doch einmal einen Fürsten anerkennen müssen, da ist der Nürnberger just gut; er soll ein kluger und bescheidener Herr sein und es mehr mit den Bürgern als mit dem Adel halten, dem er entschlossen sein soll, zu Leibe zu gehen. Wir können's ihm nur Dank wissen, wenn er den räuberischen Adel kirre machen wird,

---

*) Die Gewerke, welcher in einer Urkunde von 1432 gedacht wird, waren: die Knochenhauer oder Schlächter, die Gewandmacher oder Wollenweber, die Schuster und die Bäcker. Sie hatten in der Stadt ihre Innung und einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Verhandlungen.

**) Ein Tand von Nürnberg, in welcher Stadt schon damals die so berühmten Nürnberger Spielwaaren angefertigt wurden, nannten die aufrührerischen Edelleute den Burggrafen Friedrich spottweise, auf welchen Namen der störrische Schuster in seinem Zorne anspielt.

so daß wir der Frauenschänder einmal ledig werden. Das ist mein sonderliches Gutdünken."

„Firlefax!" brach Meister Riese heftig los; „uns braucht Niemand zu helfen. Sind wir so lange mit den Quitzow's fertig geworden, wird's auch ferner gehen; und ich sage Euch, es ist besser mit den Edelleuten dann und wann einen ordentlichen Strauß auszufechten, als unter der beständigen Wache des Nürnberger Falken zu stehen."

Dieses Gespräch wurde plötzlich durch ein lautschallendes Gelächter, das von allen Seiten losbrach, gestört. Meister Klemm und Meister Riese, beide etwas untersetzter Gestalt, reckten die Hälse, um zu sehen, was es vor dem hohen Hause gab; es war aber nichts als ein friedlicher Wortwechsel, in welchen zwei Hellebardiere mit einander gerathen waren.

„Ich sage Dir, Berchold," schrie der Eine mit erhitztem Gesicht, „Du hast Unrecht. Wir sind nicht in Berlin, sondern in Brandenburg, denn das ist die fürnehmste Stadt in der Mark."

„Und ich will einen Eid darauf leisten, daß wir hier in Berlin sind!" entgegnete der Andere.

„Na, frag' die Leute!" meinte Berchold.

Dieser Streit ergötzte das Publikum nicht wenig und viele Stimmen riefen lachend:

„Der Berchold hat Recht. Ihr seid in Brandenburg."

„Siehst Du?" sagte Berchold nun mit triumphirender Miene, „sagt' ich's doch!"

Vielleicht hätte dieser komische Streit noch eine ernste Wendung genommen, wäre nicht der Prior aus dem grauen Kloster hinzugetreten, der, den Brandenburger beim Ohrzipfel fassend, lächelnd sagte:

„Von Nürnberg kommst her,
Weißt, wo Du bist, nicht mehr,
In Berlin zu sein, hast' die Ehr'."

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen!" versetzte der Gezwickte und blickte beschämt und verdutzt dem Prior nach, der in den dunklen Thorweg des hohen Hauses verschwand.

Der Andere aber schlug seinem Kollegen ein Schnippchen und blickte dann hochmüthig auf das lachende Volk.

Da sprengte vom Spandauer Thore ein Reiter daher. Staub und Schweiß, womit Reiter und Roß bedeckt waren, ließen den angestrengten Ritt und die Wichtigkeit der Botschaft, welche er dem Burggrafen überbrachte, erkennen.

Das Volk umdrängte ihn, um Neuigkeiten zu hören, und der Reiter schien auch mit denselben nicht ängstlich und peinlich zurückzuhalten. Die Worte: „Quitzow, Magdeburg, Acht, Gans von Putlitz" gingen von Munde zu Munde.

Es war eine ganz traurige und verhängnißvolle Geschichte, welche diese wenigen Worte umfaßten.

Die Quitzow's nämlich lagen trotz der Abmahnungen des Burggrafen, der auf den gebotenen Landfrieden hingewiesen und mit der Achtserklärung gedroht hatte, mit dem Erzbischof von Magdeburg in Fehde. Selbst ein kaiserliches Schreiben war von ihnen unbeachtet geblieben. Unzählige Dörfer wurden in Asche gelegt, die armen Bewohner geplündert und erschlagen, die Gefangenen in scheußliche Kerker geworfen; der Jammer und das Herzeleid waren grenzenlos. Die Quitzow's ließen sich in ihrer grausamen Befehdung nicht stören und wurden dabei nur zu sehr vom Glücke unterstützt, bis endlich einer ihrer entschiedensten und mächtigsten Bundesgenossen, Gans von Putlitz,

in die Gefangenschaft des Erzbischofs von Magdeburg gerathen war.

Diese Botschaft hatte der Reiter zu überbringen und zugleich den Burggrafen um Schutz und Hülfe gegen die Quitzow's und ihren Anhang zu bitten.

Friedrich von Hohenzollern war über die Gewaltthaten dieser Raubritter äußerst empört; er wußte, daß sie weit im Lande umher, unter Andern auch bei den Herzögen von Stettin, um Bundesgenossenschaft gegen ihn geworben, und daß sie mit ihren Freunden zu einer Berathung auf Burg Friesack, wo Dietrich von Quitzow seinen Sitz hatte, zusammen gekommen waren. Obwohl solches ganz geheim und zur Nachtzeit stattgefunden, war der Burggraf dennoch auf's Genaueste unterrichtet, und als er nun die Botschaft des Erzbischofs empfing, sagte er zu seiner Gemahlin, welche den hohen Ernst der Lage sehr wohl erkannte, jedoch ihrem Gatten nicht abrathen mochte, seine Pflicht als Landesherr zu erfüllen:

„Es gilt, theure Else! Die Würfel sind gefallen! Sie wollen Krieg und sie sollen ihn haben. Wohl weiß ich, was es heißt, die festen und uneinnehmbaren Burgen der Quitzow's und ihrer Freunde niederzuwerfen, aber haben wir nicht Feuerschlünde? Die „faule Grete"*) ist aus Thüringen

*) Zu der Zeit, in welche unsere Darstellung fällt, waren die Kanonen oder Donnerbüchsen in Deutschland nur sehr spärlich vorhanden, und ihre Wirkung war daher hier Vielen fast gänzlich unbekannt. Ja man war von ihrer entsetzlichen Kraft noch so wenig überzeugt, ahnte noch so wenig die völlige Weltveränderung, welche die neue Erfindung hervorbringen würde, daß man sie sogar bespöttelte. Im Jahre 1411 hatten die Braunschweiger eine Kanone angefertigt, welche die „faule Metze" genannt wurde. Diese „faule Metze" hatte aber nichtsdestoweniger bei der Eroberung der ungemein festen Harzburg die ausgezeichnetsten Dienste geleistet und dadurch allgemeine Aufmerksamkeit er-

unterwegs; Völker aus Franken treffen ein; mit den Herzögen von Sachsen und Anhalt habe ich Bündnisse geschlossen und über Leute genug zu verfügen, um die Burgen und Schlösser unserer Widersacher auf einmal belagern und niederrennen zu können. So werden wir sie einzeln bezwingen, ohne daß sie sich gegenseitig zu Hülfe zu kommen vermögen. Das ist mein Kriegsplan, theure Else! Ich werde alle meine Kraft an die Niederwerfung dieser unruhigen Köpfe setzen. Die Anarchie in der Mark muß aufhören und ich hoffe, mit Gott es zu Stande zu bringen."

Und Friedrich der erste Hohenzollerngebieter in der Mark, ging sofort rüstig an's Werk, doch zuvor besuchte er mit seiner getreuen Else die Klosterkirche der grauen Brüder, um für das gefährliche und schwierige Unternehmen Gottes Beistand anzurufen.

* * *

Mit Thränen in den Augen saß Frau Elisabeth, die Gattin Dietrichs von Quitzow, in ihrem Zimmer.

Eine entsetzliche Nachricht hatte sie mit Gram und Kummer erfüllt.

---

regt. Der Landgraf von Thüringen, ein Schwager des Erzbischofs von Magdeburg, hatte sich eine ähnliche gießen lassen, welche unter dem Namen der „faulen Grete" in der Geschichte Brandenburgs so berühmt geworden und eine so große Rolle gespielt hat. Mit welchem Respekt übrigens im Anfange ihres Gebrauchs die „Kanonen" behandelt wurden, geht schon aus dem Ansehen hervor, in welchem die „Feuerschützen" standen, welche weit höher als die anderen Söldlinge bezahlt wurden. Die Kanonen selbst wurden als Heiligthümer geachtet. Flüchtigen Verbrechern diente noch in den Heeren Karls V. der Umkreis von 24 Schritt um eine Kanone zur unverletzlichen Freistätte, und die, welche in des Kaisers Heeren ihre Kameraden im Zweikampf oder gereiztem Zorne getödtet hatten, waren straffrei, wenn sie bei der Artillerie Dienste nahmen.

Ueber ihren Gemahl war die Oberacht*) verhängt.

Das war ein harter, entsetzlicher Schlag. Daß es der Burggraf so weit treiben würde, hatten die Quitzow's nicht erwartet. Also rechtlos, vogelfrei! Sie, die mächtigen Quitzow's konnten getödtet werden von dem gemeinsten, elendesten Menschen, ohne daß ihm das Geringste geschehen wäre. Verlustig erklärt waren sie all' ihres Eigenthums, Niemand durfte sie hegen oder beherbergen, alle Gemeinschaft mußte mit ihnen abgebrochen werden — sie waren geächtet.

Nimmer hatten sie geglaubt, daß es mit der Acht Ernst werden würde, zu oft schon war der Landfrieden geboten und gebrochen worden, ohne daß es bedeutende Folgen gehabt hätte. So hatte man sich gewöhnt, die Achtserklärung leichtsinnig hinzunehmen, denn selten war es zur Oberacht gekommen. Das unselige Papier war ihnen von dem Burggrafen zugesandt worden, welcher ihnen zugleich anzeigte, daß er ihnen und ihren Helfern von nun an absage und sie wie Geächtete behandeln würde.

Dietrich konnte seiner Gattin diese niederschmetternde Nachricht nicht verhehlen.

„Elisabeth," sagte er, „mache Dich gefaßt, das Entsetzlichste zu hören."

„O, mein Gott, was ist's?" rief die unglückliche Frau.

„Wir sind geächtet!" versetzte Dietrich. „Nicht allzulange wird es dauern, dann werden sie dieses Schloß umlagern, und wir — wir werden mit unsern Kindern unter seinen Trümmern begraben werden."

---

*) Wenn der Geächtete Jahr und Tag darüber hingehen ließ, ohne sich aus der Acht zu ziehen, so kam er in des Reiches Oberacht, und nun verlor er alle seine Güter, Eigen und Lehen, und wurde rechtlos. Das Lehen fiel dem Markgrafen, das Eigen dem Kaiser zu.

„Ist denn keine Rettung? Ist das Entsetzliche nicht noch abzuwenden? Giebt es keinen Ausweg?“

„Nur einen! — Sieg!“ versetzte Dietrich mit dumpfer Stimme. „Ich hoffe auf die Ankunft der Pommern.“

„Und wenn sie nicht kommen?“

„Dann, arme Elisabeth, o, ich mag das Schreckliche nicht denken, dann sind wir verloren.“

Elisabeth bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. In diesem Augenblicke stürzten die Kinder zu ihr in's Zimmer, um ihnen lachend einen Spaß der Knechte mitzutheilen. Es waren drei Söhne; der jüngste, Johann, war vier Jahre, Cuno sechszehn, Dietrich achtzehn Jahre alt. Als die Knaben die Mutter weinen sahen, stürzten sie in ihre Arme und fragten betroffen nach der Ursache.

„Höre, liebes Weib,“ sagte Dietrich, „wie ich den Burggrafen kenne, wird er nicht lange zögern, unser Schloß zu umlagern. Ich darf Dich und die Kinder dem ungewissen Ausgange nicht überlassen. Ihr dürft nicht in das mögliche Schicksal eines Geächteten mit hineingerissen werden. Gehe, Elisabeth, mit den Kindern zu Deinem Vater und warte dort den Ausgang des Kampfes ab.“

Frau Elisabeth machte eine abwehrende Bewegung und blickte voll Zärtlichkeit auf ihren Gemahl.

„Es wird ein Kampf auf Leben und Tod,“ fuhr dieser fort, „denn nur der Sieg kann uns retten. Schlagen wir den Burggrafen, dann wird es auch wohl Mittel und Wege geben, aus der Oberacht zu kommen.“

„Ach, ich fürchte das Allerschlimmste,“ seufzte Elisabeth.

„O, dem Sieger wird Vieles möglich, und dem Glücke beugt sich am Ende auch das Recht,“ ermuthigte sie Dietrich. Und im Grunde, was haben wir verbrochen? Haben

wir mehr gethan, als unſer gutes Recht uns geſtattet? Wir haben uns männiglich ſtets unſerer Haut gewehrt und unſere Fehden furchtlos ausgefochten. Waren unſere Mittel und Waffen nicht ſtets redlich und ritterlich? Und er, der Siegismund, der ſich wahrlich nicht mit den rechtlichſten Mitteln eine Krone verſchafft, will alſo über uns richten? Haben wir jemals mehr begehrt als Freiheit? Wir wollen auf unſerer Hufe wie freie Männer ſchalten und uns vor keinem Fürſten beugen. Und dafür die Acht? Dafür als Verbrecher gebrandmarkt? Dafür vogelfrei erklärt und aus dem Leben und Allem, was es ſchmückt und ziert, gleichſam ausgeſtoßen? Schändlich!"

Eliſabeth lehnte das Haupt an die Bruſt ihres in Zorn aufbrauſenden Gemahls, welcher, ihr die Wange ſanft und zärtlich ſtreichelnd, fortfuhr:

„Muth, Weib! Muth, Eliſabeth! Das Recht iſt auf unſerer Seite und unſere Schlöſſer ſind feſt. Nicht ſo leicht ſoll es ihm werden, uns zu beſiegen. Du aber, Eliſabeth, gehe mit den Kindern. Dein Vater wird Dich nicht verſtoßen, obgleich er mit mir auf geſpanntem Fuße lebt. Er wird ſeine Enkel nicht von ſich weiſen. Geht!"

„Nimmer!" ſagte Eliſabeth entſchloſſen, „ich bleibe bei Dir, Dietrich. Wie wirſt Du verlangen können, daß ich Dich in jener Zeit verlaſſen ſoll, wo es meine heilige Pflicht erheiſcht, an Deiner Seite auszuharren? Niemals!"

„Und ich gehe auch nicht!" rief Dietrich, der älteſte Sohn. „Ich weiche nicht von Dir, ich kann ſchon ein Schwert tragen, und will mit Dir kämpfen!"

„Und ich auch!" rief Cuno, während ſich der kleine Johann ängſtlich an ſeine Mutter klammerte.

Dietrich ſeufzte.

„Ich muß dennoch darauf beſtehen, daß Ihr geht,"

sagte er, „Eure Gegenwart wird nur lähmend auf mich wirken. Ich werde muthiger und rücksichtsloser handeln, wenn ich Euch geborgen weiß. Also geh', Elisabeth, es wird gewiß so besser sein."

„Nie, nie!" rief Elisabeth, ihren Gatten umhalsend. „Gieb Dir keine Mühe, Dietrich, Du wirst mein Herz durch keine Gründe irre machen, das mir gebietet, bei Dir auszuhalten, was auch kommen mag!"

„Nun, so bleibe!" rief Dietrich überwunden; „Du bist ein braves, wackeres Weib. Möge Gott uns Allen gnädig sein und uns erhalten!"

„Amen! Amen!" rief Elisabeth, und sie und die Knaben falteten die Hände.

Dietrich aber riß sich los, und bald darauf war er in Thätigkeit, Alles zur Abwendung und Abwehr des größten Unglücks anzuordnen.

Aber es war zu spät!

Am 28. Januar des Jahres 1416 hatte sich der Burggraf bereits nach Zerbst begeben, wo sich die Fürsten und Führer seines Bundesheeres ebenfalls eingefunden hatten, um den Feldzug zu beginnen und alles Nöthige anzuordnen.

Eine Woche später zogen Alle ab, Jeder nach dem Sammelplatz seines Heeres, um sofort die ihnen zugewiesenen Schlösser zu umstellen.

Herzog Rudolph von Sachsen zog vor Golzow, das feste Schloß Wicharts von Rochow.

Graf Albrecht von Anhalt erschien vor Schloß Hundeluft, wo Quitzow'sche Hauptleute befehligten.

In gleicher Weise wurden die übrigen festen Schlösser umstellt, ohne daß ein Schloß von dem andern etwas erfuhr oder die gleichzeitige Belagerung auch nur ahnte.

Burggraf Friedrich selbst zog vor Schloß Friesack, nachdem die große Donnerbüchse, die „faule Grete", in Begleitung des Büchsenmeisters von Thüringen eingetroffen war. Sie war von ungeheurer Größe und ihr Transport auf den märkischen Sandwegen war ebenso schwierig, als kostspielig gewesen. Auch die anderen Heeresabtheilungen waren mit kleineren Geschützen versehen.

Und nun entwickelte sich ein großartiges, imposantes Schauspiel. Das Gewitter war heraufbeschworen und hing verderbendrohend über dem Lande. Eine ängstliche, bange Schwüle hielt die Mark in einer peinlichen, dumpfen Spannung.

Noch war kein Kanonenschuß gefallen, noch schwiegen die Geschütze, noch standen die dicken, festen Mauern der umlagerten Burgen trotzig und unerschüttert da.

Ob der Geist einer neuen Zeit: Ordnung und Gesetzlichkeit, siegen, oder ob der ungebändigte Trotz einer mißverstandenen, wilden und anarchischen Freiheit in diesem verhängnißvollen Kampfe triumphiren würde, wer vermochte dies beim Beginne desselben vorauszusehen?

Als aber der eherne Mund der Kanonen, der bisher in der Mark noch nicht vernommen worden war*), zu donnern begann, und rasch hintereinander die beiden belagerten Schlösser Hundeluft und Golzow in die Hände des

*) Es war allerdings schon 1390 in der Mark mit den Donnerbüchsen ein verunglückter Versuch gemacht worden. Der Erzbischof von Magdeburg war in das von seinem Markgrafen (Jobst) verlassene Brandenburg eingefallen. Der Landeshauptmann von Bredow belagerte mit seinen tapfern Brandenburgern das Schloß Milow an der Havel und ließ einige Donnerbüchsen herbeischaffen; aber durch eine Unvorsichtigkeit des Büchsenmeisters flog das Pulverhaus mit Allem, was in seiner Nähe war, in die Luft. Die Brandenburger wurden nach tapferer Gegenwehr geschlagen und Bredow gefangen genommen. Seit dieser Zeit hatte man sich der Donnerbüchsen nicht wieder bedient.

Burggrafen fielen, da war das Geschick der Quitzow's so gut wie entschieden, obwohl sie in ihren beiden festen Schlössern Friesack und Plaue noch weit entfernt waren, die ganze Schwere des über sie hereinbrechenden Verhängnisses zu fassen.

* * *

Es war am 6. Februar, als Dietrichs ältester Sohn mit der Nachricht zu seinem Vater in's Zimmer eilte, daß Reiterei und Fußvolk in großer Anzahl am Fuße der Hügelkette von Vietnitz heranziehe. Dietrich begab sich sofort auf die Zinne des Thurmes. Welch' ein geschäftiges Leben breitete sich vor seinen Augen aus, und alle diese Regsamkeit, alle diese Bewegung war aufgeboten, ihn zu erdrücken. Ein nie gekanntes, peinliches Gefühl beengte plötzlich Dietrichs Brust, und mit tonloser Stimme sagte er:

„Wahrlich, Feinde genug, mehr als zuviel; werden nicht auch endlich bald die Freunde kommen?"

Da legte sich eine sanfte Hand auf seine Schulter und einen tiefen, tiefen Seufzer hörte er neben sich. Dietrich sah sich um, es war seine Hausfrau Elisabeth, welche neben ihm stand und mit feuchten Augen in das glänzende Gewirre sah.

„Ach, ich bin tief betrübt, mein Dietrich," sagte sie, „eine bange Ahnung läßt mich keine Ruhe finden; wie willst Du so vielen Feinden begegnen?"

„Nein, ich allein wäre zu schwach," versetzte Dietrich, „um solcher Macht Widerstand zu leisten, aber deshalb verzage ich nicht, Elisabeth. Diese Mauern sind fest, und noch mancher Schädel soll daran zerschellen, ehe sie sich ihnen nähern. Nur getrost, Eisabeth. Wir werden Hülfe bekommen. Die Pommern haben mir die ihre fest zugesichert

und sie müssen jeden Augenblick eintreffen, außerdem werden uns unsere Freunde nicht in Stich lassen. Von Johann können wir wohl keine erwarten. Ich bemerke kein magdeburgisches Banner, wahrscheinlich stehen die Magdeburger vor Plaue, aber Beuthen und Golzow werden ihre Mannschaften senden. Bis dahin aber halten wir uns. Du sollst sehen, wir werden auch aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen."

„Gott gebe es!" versetzte Elisabeth; „o, ich will hoffen mit Dir und mich bemühen, stark zu sein!"

So standen sie Beide noch lange Zeit nachdenklich da und starrten mit den verschiedenartigsten Empfindungen auf die Stadt von Leinwand hinab, welche sich wie durch Zauber vor ihren Blicken erhob. Die bunten, mit den lebhaftesten Farben geschmückten Banner flatterten lustig im Winde, und die Wachtfeuer leuchteten aus der Dämmerung auf, welche sich ringsum über die Gegend ergoß. Endlich, vom Anblick ermüdet und von ihren Gefühlen übermannt, verließen sie die Zinne des Thurmes.

Der Abend wurde unter schweren, bangen Ahnungen verlebt; besonders konnte Elisabeth sich der unheimlichen Gefühle nicht erwehren, welche ihr Herz beschwerten; die Hoffnung schloß ihre goldenen Pforten, die Zukunft kündete sich ihr unheilsschwanger an.

Bis zum Mittage des 8. Februar unternahmen die Belagerer nichts. Doch wurde auf dem Windmühlenberge gearbeitet, Schanzen aufgeworfen, und nicht ohne Besorgniß hatte Dietrich in der Wagenburg auch mehrere Bliden und Mauerbrecher zu erkennen geglaubt. Er hatte seine Anordnungen getroffen und überall die Vertheidigungsanstalten in Augenschein genommen, doch drückte es ihn, nicht wie er gewohnt war, handeln zu können, sondern in Er-

wartung des Kommenden diese Tage fast unthätig verbringen zu müssen.

Dietrich war eben in die Stube getreten, in welcher Elisabeth mit dem ältesten Sohne sich befand. Kaum aber war er eingetreten, da erbebten die Mauern des Schlosses von einem furchtbaren Knall, die Fenster zitterten und klirrten, Elisabeth schrie entsetzt auf, und Dietrich erblaßte. Ein fürchterlicher Knall erdröhnte an ihre Ohren, ein zweiter und dritter folgte; das Zimmer lag voll von umhergeworfenen Steinen und Kalk; eine mächtige Kugel rollte durch die Mauer schlagend zu Dietrichs Füßen hin.

„Ist die Hölle wach geworden?“ schrie Dietrich.

Er eilte an's Fenster. Ueber dem Windmühlenberge erhob sich eine große, dichte Rauchwolke, die noch nicht deutlich erkennen ließ, was vorgefallen war. Aber in demselben Augenblicke stürzte heftig, doch mit weit schwächerem Knalle, eine zweite Rauchmasse den Berg hinunter, und der heftige Schlag gegen das Mauerwerk des Schlosses verrieth, daß eine Kugel getroffen habe, aber nicht durchgeschlagen sei. Bald folgte ihr eine zweite, eine dritte und so fort.

Dietrich sah ein, daß Elisabeth und die Kinder den größten Gefahren ausgesetzt sein würden, wenn sie länger im Zimmer blieben. Sie mußten sich in den Kellern einrichten. Er selbst eilte hinaus und ließ vier kleine Büchsen, die er schon früher angeschafft hatte, in diejenigen Thürme bringen, wo sie am besten gegen den Windmühlenberg gebraucht werden konnten. Jetzt wurde geladen, und nun donnerten auch sie ihrerseits ihre grimmig verletzenden Beleidigungen hinaus.

Man sah es an der Bewegung auf dem Berge, daß sie nicht gleichgültig aufgenommen wurden, denn man traf

eine Menge schützender Vorkehrungen, und die feindlichen Kugeln suchten die Thürme, aus denen gefeuert wurde.

Diese waren jedoch sehr fest gebaut und konnten einen Stoß aushalten. Die kleineren Kugeln prallten unschädlich ab, nur die der großen Büchse schlugen tiefe, weit ausgesplitterte Löcher ein und hätten sehr bedenklich sein müssen, wenn nicht gar manche vorbeigegangen wäre, ohne zu treffen. Auch kamen ihre Kugeln nicht häufig.

So verging der 8. Februar, an welchem Tage sich Hundeluft ergab, wovon Dietrich nichts ahnte. Der Donner der Geschütze dauerte fort. Die „faule Grete" spie ihr vernichtendes Geschoß nicht mehr gegen einzelne Thürme, sondern gegen die das Ganze umfassenden Mauern.

Dietrich bestieg den Thorthurm, aus dessen Fenstern er genau die Richtung der Geschosse beobachten konnte. Die Wirkung der Kugeln der großen Büchse war im höchsten Grade besorgnißerregend.

Es war nicht abzuwenden, die Mauern mußten fallen, wenn es nicht gelang, ihre zerstörende Wirkung zu hemmen. Dietrich wollte es versuchen.

„Ich muß Alles daran setzen," sagte er, „diesen feuerspeienden Drachen zum Schweigen zu bringen, sonst ist es um die Burg geschehen. Wahrlich, es ist weit mit Dietrich von Quitzow gekommen. Furcht und Zagen bemächtigt sich meiner Seele. Was ist die Macht, was ist die Kraft der Freiheit, was ist alle Tapferkeit, was ist aller Muth gegen diese heimtückischen Kugeln, welche die festesten Mauern durchbrechen und im Solde der niederträchtigsten Feigheit — den Stärksten und Keckſten niederzuwerfen vermögen!"

Er stieg auf die Thürme und ließ sein Geschütz sämmtlich gegen die große Büchse richten. Doch er erreichte hierdurch weniger oder nichts. Sie fuhr fort zu feuern.

Auch die Blidenwürfe dauerten fort. Gegen Mittag warf der Feind ein brennendes Theerfaß in das Schloß. Es fiel gerade auf das Strohdach einer Scheune, nnd rasch flammte diese empor. Man eilte zum Löschen herbei.

Der Feind, der wohl bemerkte, was vorging, benutzte den Moment und schleuderte einen Steinkorb nach dem andern hinein, die in der Luft sich umkehrten und ihren Inhalt auf die Löschenden herabschütteten.

Es gab viele Verwundungen; wenn sie auch meist nicht sehr gefährlich waren, da der Körper größtentheils durch Eisen geschützt war, so machten sie doch für den Augenblick zur Arbeit unfähig. Die Scheune brannte herunter, aber es war doch gelungen, einer weitern Verbreitung des Feuers zu wehren.

Nachmittags näherte sich von Außen ein Trompeter mit weißer Fahne und begehrte, ein Schreiben, an Dietrich von Quitzow gerichtet, abzugeben. Der Thorwächter ließ die Zugbrücke so weit hernieder, daß es überreicht werden konnte.

Der Trompeter ritt zurück, und die Zugbrücke wurde wieder aufgezogen.

Dietrich öffnete erwartungsvoll das Papier und empfing in demselben durch den Grafen von Lindow die Nachricht, daß Hundeluft genommen und von dem Kriegsvolke des Burggrafen besetzt worden wäre.

Dietrich starrte das Papier verstört an. Er wollte seinen Sinnen nicht trauen. Doch die Unterschrift des Grafen Ulrich, dessen strenge Wahrheitsliebe ihm sehr wohl bekannt war, bürgte ihm für die Wahrheit der Nachricht.

Er ging zu seiner Gattin und theilte ihr diese traurige Botschaft mit. Elisabeth hörte sie betrübt und schweigend an.

Indessen dauerte das Schießen unaufhaltsam fort. Die Bliden warfen Steine und Feuerträger auf den Schloßhof. Auch todte Thiere, die schon in Verwesung übergegangen und einen pestilenzialischen Gestank verbreiteten, verschmähte man nicht hineinzuwerfen. Eben so schleuderte man Fässer mit Unrath hinein, so daß der Hof bald einer Kloake ähnlich sah.

Einen Tag später erschien abermals ein Trompeter und brachte ein Schreiben, welches die Anzeige von der Einnahme Golzows enthielt.

„Wie?“ rief Dietrich entsetzenbleich, „auch Golzow ist gefallen? Der muthige, kecke Wichart von Rochow hätte sich der Gnade des Burggrafen übergeben? Unmöglich! Kann dieser Burggraf hexen? Läuft ihm das Kriegsvolk aus der Tasche? Ja, es ist Blendwerk! Alles Blendwerk! Hinweg, hinweg, Du Höllengeist, der Du mich umstricken willst, um mich kleinmüthig zu machen! Hinweg, sag' ich, über Dietrich von Quitzow hast Du keine Macht! Nein, Friesack wird nicht so elendig fallen! Er wird nicht über uns siegen, dieser stolze Burggraf, um die Quitzow's zu Fürstenknechten zu machen. Haben wir darum so viele Jahre gestrebt, haben wir zu dem Zwecke uns so vielen Ruhm erworben, daß wir am Ende bettelnd um Gnade die Füße eines Fürsten umfassen sollen? Hinweg, hinweg, feige Gedanken! Mögen sie über mich zusammenstürzen, diese Trümmer, mögen sich Himmel und Hölle gegen mich verschwören und mich in den ungewissen Untergang hinabziehen, aber nimmer, nimmer soll es heißen, daß ein Quitzow in der letzten Stunde seines Lebens kleinmüthig gewesen!“

Während Quitzow so heftig mit sich selbst sprach, trat einer seiner Hauptleute zu ihm heran und meldete ihm, daß die Mauer bereits eine Bresche habe. Dietrich zuckte auf.

Er folgte dem Hauptmann und überzeugte sich selbst von der Wahrheit der Meldung. Er erkannte nur zu wohl, daß das Schloß sich nicht einen Tag mehr halten konnte.

„Es ist vorbei," sagte Dietrich; „alle Hoffnung dahin. Wir sind rettungslos verloren!"

Er lehnte sich, dumpf vor sich hinstarrend, an die Mauer. Betrübt umstanden ihn seine Leute. Jeder fühlte mit dem niedergeworfenen Löwen das Trostlose, Entsetzliche seiner Lage. Es herrschte eine dumpfe Stille. Die Dämmerung der Nacht, welche ihre schwarzen Fittige auszubreiten begann, machte diese Scene noch feierlicher.

In diesem Augenblicke donnerte das Geschütz stärker als je. Es schien, als wollte man, ehe man das Tagewerk beschloß, noch einen furchtbaren Nachtgruß den Belagerten zusenden. Die Mauer erzitterte. Abermals stürzte ein Stück derselben zusammen, und über ihren Schutt bot sich jetzt dem Feinde ein völlig freier Eingang dar.

Bald darauf verstummte der Donner des Geschützes wieder. Dietrich eilte zu den Seinen. Elisabeth zeigte in dieser furchtbaren Krisis einen bewundernswerthen Muth. Sie führte ihren Gatten an das Lager ihres jüngsten Sohnes und sagte:

„Gott schickt uns eine schwere Prüfung, mein Gemahl, aber laß uns den Muth aufrecht erhalten. Wenn wir uns nicht selbst aufgeben und verlassen, wird noch Alles gut werden. Fliehe, Dietrich, fliehe, erhalte Dich den Deinen, denn wenn Du in die Hände des Burggrafen fällst, dann bist Du verloren. Ja, fliehe, Dietrich, o thue es! Wenn Du glücklich entkommen bist, bleibst Du nicht noch immer der tapfere, gefürchtete Mann? Kannst Du mit Deinem guten Schwerte nicht wieder erobern, was Du durch so großes Unglück verloren hast?"

„Ach, Elisabeth, was vermag mein Schwert ohne Leute, ohne Burgen, ohne Reichthum?“

„Hast Du nicht noch Freunde? Werden Dir die pommerschen Fürsten nicht bereitwillig Hülfe leisten? Ist es Dein Name nicht schon allein, der Dir sicher Leute genug zuführen wird?“

„Den Unglücklichen meidet Jedermann,“ versetzte Dietrich; „glaube nicht, Elisabeth, daß der geächtete, verarmte Quitzow noch Freunde finden werde.“

„Aber Du wirst Leute genug finden, die Deines Armes und Deines Namens bedürfen — o, widerstrebe nicht. Wenn Du nur frei bist, dann ist noch Alles wieder gut zu machen. Wer aber fürchtet den gefangenen Löwen, was vermag er, so lange er im Kerker ist?“

„Du hast Recht, theures Weib,“ sagte Dietrich dumpf und ging mit großen Schritten auf und ab; dann aber plötzlich blieb er vor Elisabeth wieder stehen und sagte mit erhöhter Stimme:

„Sie sollen es erfahren, daß der Löwe noch wacht, daß er noch ungefesselt ist.“

„Was willst Du thun?“ fragte Elisabeth.

„Einen Ausfall machen. Vielleicht nimmt noch Alles eine günstige Wendung. Wo sind die Jungen? Sie sollen mich begleiten.“

Diese kamen eben herein und sprangen hoch auf vor Freuden, als sie des Vaters Entschluß vernahmen. Elisabeth umarmte sie lange und innig und konnte ihre Thränen trotz ihrer Fassung nicht zurückhalten.

„Härme Dich nicht, braves Weib,“ versetzte Dietrich, „Du wirst sie wiedersehen — und auch mich.“

Er legte Panzer und Harnisch an. Die beiden Söhne bewaffneten sich ebenfalls; im ganzen Schlosse verbreitete sich

jetzt ein reges Leben und Getümmel Aus den Ställen wurden die Rosse geführt, gesattelt und gezäumt, und bald hörte man überall schwere Eisentritte schallen.

Dietrich riß sich mit schwerem Herzen aus den Armen seiner Elisabeth, die ihn innig umschlungen hielt. Sie hielt ihre Thränen gewaltsam zurück, aber ihr Herz weinte und blutete; es war eine lange, traurige Scene. Nach so vielem Ruhme, nach so vielem Glücke trennte sich der Sieger in unzähligen Fehden von seiner Gattin, seiner Burg, von Allem, was ihm lieb und theuer war, als ohnmächtiger Bettler.

Das Herz wollte ihm zerspringen; endlich stürzte er, nachdem er noch einen langen Kuß auf den Mund seines Weibes gepreßt, aus dem Gemache. Elisabeth wankte ihm einige Schritte nach, sie verfolgte ihn, so lange sie konnte, mit ihren Blicken. Dann entquoll ihr ein Thränenstrom, und mit wehmüthigem Herzen betete sie inbrünstig zum Lenker des Menschengeschicks für ihren unglücklichen Gemahl und ihre Söhne.

* * *

Das Thor des Schlosses wurde leise geöffnet, leise ward die Zugbrücke herabgelassen; die Füße der Pferde waren mit Lappen umwunden, damit sie sacht auftraten und auf der Brücke kein Geräusch verursachten. Der Nebel vermehrte die starke Dunkelheit, aus welcher nur die feindlichen Wachtfeuer, sämmtlich mit großem rothem Scheine umgeben, herüberleuchteten.

Sobald man festen Boden erreicht hatte, wurden den Pferden die Lappen abgebunden. Dietrich hatte sich nach Osten gewandt und bog dann nach Nordosten ein, wo das

Lager, wie er von seinem Schlosse aus gesehen, am schwächsten besetzt war.

Als er kaum hundert Schritte geritten war, traf er auf einen feindlichen Vorposten, der ihm sein „Werda!" entgegenschrie. Dietrich ritt an ihn mit einigen Sätzen seines Pferdes heran und gebot ihm mit einem Hiebe seines Schwertes ewiges Stillschweigen.

Wimmernd wälzte er sich im Staube.

Dietrich ging nun im gestreckten Galopp auf eine alte Ruine los, welche das Lager von dieser Seite deckte. Die Zelte befanden sich unmittelbar dahinter.

In wildem Tumulte stürzten die Kriegsknechte halbbekleidet hervor. Sie hatten in der Schnelligkeit die Waffen ergriffen, welche ihnen zunächst zur Hand waren, meistens Aexte. Ein Mönch, welcher in dieser Nacht im Lager und in der Ruine anwesend war, war der Erste, welcher Dietrich von Quitzow entgegensprang.

Aber Dietrich schlug mit seinen Leuten wüthend auf Alles los, was sich ihm entgegenstellte.

Im Lager verbreitete sich ein panisches Entsetzen. Die Lagerreihe war durchbrochen, und es entstand ein furchtbares Gemetzel.

Dazwischen schmetterten Pfeifen, Trommeln und Trompeten, um die Schlafenden wach zu rufen. Sie fingen an sich zu sammeln, und man durfte nun nicht länger verweilen.

Dietrich der Jüngere ließ zum Rückzug blasen. Rasch sammelten sich die Quitzow'schen Reiter, und in gestrecktem Galopp ging's nach der Burg zurück. Der Feind verfolgte sie nur schwach; bis er sich vollständig gesammelt hatte, war bereits die Brücke wieder aufgezogen und das Thor geschlossen. Die Knechte saßen ab und führten die Pferde

wieder in die Ställe. Man hatte eine nicht unbeträchtliche Beute gemacht.

Der junge Dietrich aber ging zu seiner Mutter, hing schweigend sein Schwert an die Wand und sagte dann endlich schluchzend:

„Der Vater läßt Euch herzlich grüßen, Mutter — er ist fort!“

„Fort?“ rief Elisabeth. „Um Gotteswillen rede; der Vater ist doch nicht gefangen oder — —?

„Er ist nicht gefangen oder verwundet, er ist gesund und lebt und ist glücklich entkommen.“

„Gelobt sei Gott!“ rief Elisabeth mit erleichtertem Herzen.

„Der Vater will,“ fuhr Dietrich fort, „daß wir das Schloß morgen übergeben und uns freien Abzug ausbedingen.“

„Ich werde nach seinem Willen handeln,“ sagte Elisabeth; „nun er sich gerettet hat und lebt, mag alles Uebrige kommen, wie es wolle. Wir sind in Gottes Hand.“

Es war am andern Tage, an einem Sonntage, ganz früh in der Morgenstunde, als von der Burg Friesack das Zeichen gegeben wurde, daß man unterhandeln wolle. Der Feind stellte jedoch vor Allem die Bedingung, daß Dietrich von Quitzow sich der Gnade des Burggrafen ergeben müsse, und er war nicht wenig über die Nachricht erstaunt, daß Dietrich gestern beim Ausfalle entflohen sei.

Seiner Frau und seinen Kindern wurde freier Abzug bewilligt mit dem, was ihr Eigenthum sei, Dietrich's Eigenthum jedoch ausgenommen. Auch seine Leute konnten mit dem, was sie am Leibe trugen, abziehen. Ihr Sold wurde

ihnen vorher ausgezahlt. Alles Uebrige mußten sie liegen lassen.

Elisabeth packte nun weinend ihre Sachen zusammen und ließ sie auf einen Wagen aufladen. Dann wurde das Thor geöffnet, die Brücke fiel — es war ein langer, trauriger Zug. Elisabeth hatte ihren jüngsten Knaben auf dem Arme, die beiden ältesten gingen neben ihr; traurig und niedergeschlagen folgten die waffenlosen Knechte.

So ging der Zug zwischen den versammelten Heerführern und den aufgestellten Kolonnen der Sieger hindurch. —

Da, wo die große Donnerbüchse stand, die Elisabeth aus ihrer Heimath, aus dem Aufenthalte ihres Glückes vertrieben und ihr ein so trauriges Loos bereitet hatte, warf sie den trauernden Blick auf die ihr nun entfremdete Stätte vergangener Freuden noch einmal zurück.

Seufzer entpreßten sich ihrem beschwerten Herzen, schmerzhaft drückte sie ihre Kinder an die Brust und stieg dann auf einen Wagen, der sie schnell aus der Gegend entführen sollte, wo sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verbracht hatte.

Mit Thränen in den Augen nahmen die Knechte von ihrer bisherigen Gebieterin Abschied und zerstreuten sich nach allen Gegenden. Der Wagen rollte davon, das Schloß entschwand mehr und mehr ihren Blicken. Eine Thräne, eine schwere, blutige Thräne war der letzte Scheidegruß für die entschwundene Herrlichkeit.

Sie begab sich nach Schloß Teupitz.

So war das mächtige Friesack gefallen. Der Donnerlärm verstummte, die faule Grete schwieg. An die Stelle des mächtigen Quitzow zog jetzt ein anderer Herr in die

Feste ein. Es war Hasso von Bredow, der das Schloß früher schon besessen hatte, und dem es der Burggraf Friedrich nun zurückgegeben*).

* * *

Während so viele befreundete Schlösser gefallen waren, stand das feste Plaue noch unerschüttert da, und Johann von Quitzow waltete furchtlos darin. Zwar war auch Plaue zugleich mit den andern Schlössern umlagert worden, aber der Handvoll Magdeburger spottete Quitzow, und in der That wären sie niemals hinreichend gewesen, ein solches Schloß einzunehmen.

Johann von Quitzow ahnte damals noch nicht, daß die Magdeburger nicht dastanden, seine Feste zu erobern, sondern nur sie zu beobachten und zu verhindern, daß Johann seinem Bruder oder den andern belagerten Schlössern zu Hülfe komme.

Als aber Friesack gefallen war, und das Belagerungsheer mit seinen Geschossen und der riesigen Donnerbüchse, welche sich so verderblich vor Friesack bewiesen, den Magdeburgern zu Hülfe kam, da erkannte er den Ernst und die Mißlichkeit seiner Lage; doch ebensowenig wie Dietrich ver-

*) Jetzt ist von dem Schlosse nichts mehr übrig, als einige Gewölbe unter dem Schloßberge und eine Steintafel mit einer verloschenen Inschrift und dem Wappen derer von Bredow und von Arnim. Aus der Inschrift entnimmt man, daß diese Tafel über dem Eingange der alten Burg in Friesack gestanden hat. Auch sollen in dem Rhinflusse, nahe an dem alten Schlosse zu Friesack und in dem Walde Zootzen in jüngster Zeit Ritterschwerter, Sporen und dergleichen gefunden worden sein, welche aus jener Zeit herstammen. Sie sind, nebst der Steintafel, im Besitze des Herrn von Bredow auf Wagenitz. Das ist Alles, was aus jener wunderbaren Zeit von so mächtigem Leben bis auf uns gekommen ist.

stand er die Gefahr in ihrem ganzen Umfange zu würdigen.

Auch zu ihm wurde vor Eröffnung der Feindseligkeiten ein Bote gesandt. Es wurde ihm angezeigt, daß die Schlösser seiner Freunde bereits sämmtlich gefallen, und daß es noch Zeit sei, sich der Gnade des Burggrafen zu ergeben. Gnade! Das war nicht das Wort für einen Quitzow, der die Mauern seiner Burg für unerschütterlich hielt. Konnte er glauben, daß jene Schlösser schon in der That gefallen waren? Eine Kriegslist, weiter nichts. Ein schlau erfundenes Märchen, ihn irre zu machen.

„Gnade? Wir wollen sehen, wer von uns der Gnade mehr bedürfen wird. Noch steht meine Feste. Euren Kugeln sende ich die meinigen entgegen. Ein Quitzow läßt sich nichts abtrotzen. Geht, sagt denen, die Euch senden, daß ich nur mein Recht will, und daß ich dessen ewiger, unversöhnlicher Feind bin, der mir Gnade bietet für Recht."

Der Bote ging, und bald darauf erdonnerte die gewaltige Büchse und erschütterte die Mauern der Feste. Furcht, Entsetzen und Schrecken bemächtigte sich der Bewohner der Burg. Aber vergeblich bat Johanns Ehefrau ihren Mann, eine Aussöhnung mit den Belagerern zu versuchen, ehe es zu spät sei.

Johann verharrte unerschütterlich bei seiner Weigerung.

Es war eine trübe Fastnachtswoche, welche die Bewohner der Burg jetzt verlebten, und das Traurigste war, daß man vom Schlosse aus bemerken konnte, wie lustig es im Lager herging.

Während im Schlosse Alles ziemlich traurig und stille vorüberging, feierten sie im Lager auf das Ausgelassenste den sogenannten Wenige-Rinn-Abend, einen der größten Freudentage des Karnevals.

An diesem Tage pflegten nämlich die Vorübungen zu den Rennen und ritterlichen Spielen gehalten zu werden, mit welchen man die Rinne-Sonntage feierte. Man nannte diese Spiele „Buhurte", welche der Adel überall mit möglichstem Glanze feierte. Man schien sich im Lager mit aller Behaglichkeit auf die Fastnachtsfreuden vorzubereiten. Das Feuern ließ nach, und statt des furchtbaren Donners hallten Gesänge und Freudengejauchze in wirren Tönen aus dem Lager herüber.

Am folgenden Tage brachte Grete wieder ihren Morgengruß auf eine dem Schlosse sehr unangenehme Weise.

Die Kugel faßte die dicke Umfassungsmauer des Schlosses, die durch keinen Wall geschützt war. Ein zweiter und ein dritter Schuß traf eben dahin, und Johann erkannte, daß es die Absicht des Feindes war, die Mauer niederzulegen. Da diese aber von ungemeiner Dicke war und eben deshalb des Schutzes eines Walles nicht bedurfte, so war Johann mit dieser Richtung der gefährlichen Donnerbüchse sehr zufrieden.

Es war am Sonntage Invocavit, am 25. Februar. Die Lust und Freude der Fasten kehrte noch einmal wieder, um dann so gewisser der Ruhe und Stille, welche von nun an bis zur heiligen Woche herrschte, Platz zu machen.

An diesem Tage war es, wo sich die Knechte in den Hofräumen des Schlosses herumtummelten und Spiele und Späße aller Art in der ausgelassensten Weise veranstalteten. Sie hatten tüchtig getrunken, denn es war im Schlosse noch Proviant genug, und da Johann einsah, daß sich das Schloß nicht mehr lange halten würde, so wollte er den Vorrath lieber seinen Leuten gönnen, als dem Sieger. Die Knechte waren so lustig, daß sie sogar des Donners spotteten, den die Riesenbüchse verursachte.

„Hahaha!“ rief Einer, als eben ein fürchterlicher Schlag gegen die Mauer erdröhnte; „ich wollte, so eine Kugel purzelte mir in die Hand, die sollte mit mir tanzen, und ich würde ihr zeigen, was dem geschieht, der einem ehrlichen Kriegsknecht in's Handwerk pfuschen nnd ihm den Krieg verderben will. Sapperlot, ich wollt', ich hätte das Ding, die Büchse hier, ich wollte auf ihr zur Hölle reiten und sie dem Teufel bringen, denn von dem stammt sie sicherlich ab. Wie's knallt! Das ist ein wahrer Höllenspectakel. Aber sie mühen sich vergebens ab. Hei, hier sind wir sicher, bis hierher kommen diese Satanskugeln nicht. Diese Mauer machen sie nicht mürbe. Ja, ich wollt', es guckte mal eine hier durch die Mauer, daß wir sie doch einmal von Angesicht kennen lernten. Aber sie prallen alle zurück. Hahaha!“

In diesem Moment wurde der Knecht wie vom Windeshauch fortgerissen. Ein furchtbar schmetternder Knall erfolgte zu gleicher Zeit. Mächtige Steine splitterten umher und verwundeten mehrere der umstehenden Leute. Auf die noch eben so tolle Lust verbreitete sich ein wüthendes Schmerzgebrüll. In unbeschreiblicher Verwirrung stieben die Knechte auseinander und suchten sich zu bergen. Ein großes Stück Mauerwerk war eingestürzt, es war eine ansehnliche Bresche, und der herbeieilende Johann erkannte mit Schrecken, daß sich das Schloß nicht zwei Tage mehr halten könne.

Agnes, Johanns Frau, war so entsetzt, daß sie eine Zeit lang nicht sprechen konnte; als sie sich endlich erholt hatte, drang Johann in sie, daß sie das Schloß verlassen sollte. Das war zwar nicht ohne Gefahr, doch aber mit Aussicht auf Erfolg zu bewerkstelligen. Sie sollte sich durch das Schilf der Havel schleichen und über die Eisbrücke setzen.

Johann selbst kämpfte mit einem entsetzlichen Entschlusse. Er wollte sich unter den Trümmern seiner Burg begraben.

Aber Agnes war eben so wenig wie Elisabeth, Dietrich's Gattin, dazu zu bewegen, ihren Gatten in der Stunde der Gefahr zu verlassen. Vielmehr drang sie in ihn, sich selbst durch die Flucht zu retten. Mit Dietrich vereint, meinte sie, könne er noch Alles wieder gut machen. Man wußte, daß sich Dietrich gerettet hatte, und dies gab endlich den Ausschlag.

* * *

Es war ein trauriger Augenblick, als sich Johann aus den ihn umfangenden Armen seiner Gattin riß.

An der Havelseite, nach dem Städtchen hin, befand sich in der Mauer eine sogenannte Nothpforte.

Diese wurde langsam und behutsam aufgeschlossen.

Wenn sich Johann im Rohre befand, sollte ihm ein Knecht sein Pferd nachbringen, einen anderen ihm er sogleich mit sich.

Sie hatten sich Beide in große weiße Tücher gehüllt, um nicht gegen den Schnee abzustechen, der, so weit das Auge reichte, die Gegend bedeckte.

So schlichen sie vorwärts, Gespenstern gleich.

Sie mußten aber noch eine ziemliche Strecke gehen, bis sie das Schilf erreichten, das sie vor jedem Späherauge schützte.

„Diese kleine Strecke," murmelte Johann, „helfe uns Gott noch glücklich hinüber, und wir sind gerettet."

Sie bewegten sich rasch vorwärts. Schon hatten sie das Rohr erreicht, da ertönte Lärm und Tumult vom Lager her.

„Laß uns eilen," flüsterte Johann, „ich höre Lärm. Ob sie uns von drüben bemerkt haben? Es ist kaum denkbar, die Dunkelheit muß uns schützen."

Sie erreichten das Rohr und wanden sich durch die lichten Stellen so schnell als möglich hindurch.

Endlich hatten sie das Ende der Rohrlake erreicht.

Hier machte Johann Halt, um sein Pferd zu erwarten. Rings herum herrschte tiefe Stille.

So waren sie ziemlich weit vom Schlosse entfernt und Johann konnte die dunkle Masse in der finstern Nacht nicht erkennen, am lichten Tage würde er sein Schloß aus dieser Entfernung noch haben bemerken können.

Er starrte jetzt in die finstere Nacht hinein, nach der Gegend zu, wo Schloß Plaue stand. Ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust. Welcher Wandel des Schicksals!

Der in der Mark mehr als irgend Jemand gefürchtete Quitzow stand jetzt hinter Schilf versteckt, ein Flüchtling, ein Bettler, den die leiseste Bewegung eines vom Winde gewiegten Rohrs erzittern machte.

Dieser Gedanke durchschnitt ihm das Herz, knirschend ballte er die Faust, und Rache, Rache war es, welche er in diesem Augenblick in furchtbarstem Maße für alle ihm jetzt zugefügte Schmach an seinen Feinden zu nehmen sich angelobte.

In diesem Augenblick machte sich ein Geräusch hörbar, Schritte näherten sich, und Johann sprang hoch auf. Der Diener nahte sich mit dem Pferde. Freudevoll griff er nach dem Zügel.

Aber war es, daß der Hengst diese Bewegung mißverstand, oder scheute ihn sonst etwas, er warf den Kopf hoch empor, machte einen hohen Satz und raste dann im wü-

thendsten Galopp dem Lande zu. Im Gebüsche war er schnell verschwunden.

Johann stand wie betäubt eine Weile da, als ihm so die letzte Hoffnung den Rücken kehrte. Umsonst suchten die Knechte sich des Thieres wieder zu bemächtigen. So weit sie wagen konnten, es zu verfolgen, stürzten sie ihm nach, dann gaben sie die nutzlose Verfolgung auf.

Die Lage Johann's war wirklich jetzt im höchsten Grade peinlich, die Lebensmittel hatte das Pferd mit fortgenommen. Sie durften nun aber auch die Rohrlake nicht verlassen, denn der Knecht, welcher das Pferd brachte, hatte bemerkt, daß der Feind den See genau beobachtete und durch Dietrich's Flucht vorsichtig gemacht, um so wachsamer war, Johann's Entkommen zu hindern.

Jedoch diese traurige Lage des Flüchtlings sollte bald einen noch schlimmern Ausgang haben.

Auf der einen Seite des Lagers, wo die Magdeburger standen, hatte man allerdings bemerkt, daß sich Leute aus dem Schlosse schlichen, und Allarm gemacht.

Bis aber Nachsuchung geschehen konnte, war Johann längst im Rohre geborgen, und man begnügte sich nun, die Wasserseite streng zu bewachen.

Auf diese Weise wurde das Rohr, in welchem sich Johann befand, ganz umzingelt. Vielleicht aber wäre man von dieser Verfolgung bald abgestanden, wäre nicht Johanns Hengst, nachdem er das Gebüsch verlassen, in vollem Rennen auf das Magdeburgische Lager zugekommen.

Unter den Knechten, welche das Pferd kommen sahen, befand sich nun auch der Schulze von Schmitsdorf, westlich von Rathenow gelegen, der jetzt im Magdeburgischen Heere seiner Lehnspflicht nachkam.

Er erkannte sofort das Pferd als Johanns Eigenthum,

denn er hatte ihn oft dieses Pferd in Rathenow reiten gesehen, und es war ihm immer seiner besonderen Schönheit wegen aufgefallen.

Er ließ sich aber nichts merken, obwohl er den Zusammenhang der Sache errieth. Unbemerkt schlich er sich fort und folgte der Spur des Pferdes. Sie führte ihn nach dem Ufergebüsch der Havel und durch dieses nach der Rohrlake.

Hier fand er bald, wen er suchte, ohne daß er selbst bemerkt wurde. Er schlich sich wieder fort, machte im Lager Anzeige, und sofort wurde die Rohrlake umzingelt und Johann gefangen genommen.

Es war ein großer Triumph für den Erzbischof Günther von Magdeburg, als sein so sehr gefürchteter Feind gebunden ihm vorgeführt wurde.

Johann bewahrte seine Fassung und seinen Stolz.

Er wurde nach Stadt Plaue gebracht und in eine Kirche eingesperrt. Das ganze Heer kam allgemach herbei, um den Gefangenen zu sehen, welcher gleichsam wie ein wildes Thier mit Scheu und Neugierde von Allen betrachtet wurde. Dabei wurde auch manches höhnende Wort laut, denn es fehlte nicht an Bekannten unter den Beschauern, die des gefesselten Löwen spotteten.

Inzwischen hatte man einen Trompeter nach dem Schlosse gesandt, welcher die Gefangennehmung Johanns meldete und zur Uebergabe des Schlosses aufforderte.

Die unglückliche Gattin Johanns fand sich unter der Bedingung hierzu bereit, daß man Allen, die darin wären, freien Abzug mit dem Ihrigen gestatte.

In Rücksicht auf die Festigkeit des Schlosses, dessen Erstürmung doch jedenfalls viele Opfer gekostet haben würde, ging man diese Bedingung ein.

Johanns Frau durfte ebenfalls mit sich nehmen, was ihr Eigenthum war. Sie verließ ebenso wie Elisabeth das Schloß, die Knechte zerstreuten sich nach allen Winden. Sie selbst ging nach Brandenburg.

So war denn auch dieses letzte Quitzowsche Schloß gefallen. Es war kein geringer Triumph.

Mit Erstaunen betrachteten die Sieger die Wehrhaftigkeit des Gebäudes, dessen Umfassungsmauer eine Dicke von vierzehn Fuß hatte. Eben so fest waren die Thürme und die übrigen Vertheidigungswerke, und es war gewiß, daß das Schloß auf dem gewöhnlichen Wege nicht einzunehmen gewesen wäre. Die große Donnerbüchse allein hatte es vermocht, solche riesigen Mauern zu erschüttern.

* * *

So stehen wir denn am Ende dieses verhängnißvollen Dramas.

Der Burggraf Friedrich hatte die mächtigsten Edelleute, die am fähigsten waren, ihm Widerstand zu leisten, niedergeworfen. Allerdings konnte ihm Dietrich noch schädlich werden, doch nimmer in dem Maße, wie er es bisher war.

Johann wurde nach dem Schlosse Kalbe geführt, welches dem Erzbischofe von Magdeburg gehörte, und in einen festen unterirdischen Kerker gebracht.

Bald darauf fiel auch das letzte der zu gleicher Zeit belagerten Schlösser, Beuthen. Mit der Niederlage der Quitzows fielen nicht weniger als vierundzwanzig Schlösser in des Burggrafen Hand, die theils ihnen selbst, theils ihren innigsten Freunden gehört hatten, und die Märker staunten ob dieses merkwürdigen Waffenglückes des Burg-

grafen, welcher so plötzlich eine ihm so weit überlegene Macht völlig vernichtet hatte.

Zwar hörten die Fehden noch nicht ganz auf, zumal da Friedrich sehr oft sich aus der Mark entfernen mußte, aber niemals waren sie so gefährlich wie die Quitzowschen.

Johann von Quitzow saß einige Jahre lang im Kerker zu Kalbe. Dann gerieth der Erzbischof Günther selbst, Friedrichs Bundesgenosse vor Plaue, mit dem Burggrafen in Krieg, und entließ Johann aus dem Kerker, um sich seiner gegen Friedrich zu bedienen. Als Günther sich später mit Friedrich wieder aussöhnte, mußte er Johann von Quitzow wieder aus seinem Dienste entlassen. Jedoch wurde Johann nach einigen Jahren von dem Burggrafen in Gnaden wieder angenommen und leistete ihm durch seine Tapferkeit wesentliche Dienste.

Nicht so glücklich verlief das Schicksal Dietrichs. Er rettete sich nach diesem Vorfalle nach Pommern und fügte als Heerführer der Stettiner Herzöge der Mark noch vielen Schaden zu, bis die Herzöge durch Friedrich und den Kaiser Sigismund zum Frieden gezwungen wurden und Dietrich entlassen mußten.

Er begab sich dann zu seinem Schwager nach Harpke bei Helmstedt, wo er bis zu seinem bald darauf erfolgten Tode ruhig und verborgen lebte.

Friedrich gab großmüthig seinen Kindern einen nicht unbedeutenden Schadenersatz für die eingezogenen Güter seines Vaters, aber niemals erhob sich dieses Geschlecht wieder zu seinem ehemaligen Glanze.

Zweite Abtheilung.

Friedrich II., der Eiserne.

1448.

Ein Menschenalter ist vergangen, seit Friedrich I. mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung über die Mark Brandenburg erfaßt hatte. Weise und milde hatte er gestrebt, seine Herrschergewalt zu befestigen und den Uebermuth des Adels zu brechen. Wie es ihm gelungen, haben wir gesehen.

Aber es fehlte noch viel an einer starken, einheitlichen Regierung, die allein Großes zu schaffen vermochte.

Die Städte mit ihren vielen Privilegien, die fast eben so viele Republiken als Städte waren, ließen dem Herrscher nur eine Schattengewalt, die es nie zu einem großartigen Staatsleben hätte kommen lassen.

Aber Friedrich I. war zufrieden mit seinen Siegen über die widerspenstigen Edelleute, und erkannte, daß es noch nicht an der Zeit war, weiter um sich zu greifen und gegen die Städter durchzusetzen, was er gegen den Adel vermocht.

Trotz aller Vorliebe für die Stadt Berlin, welche bis dahin von keinem brandenburgischen Fürsten besonders ausgezeichnet wurde, hatte er es nicht vermocht, das Zutrauen der Bürger dieser Stadt in dem Grade zu gewinnen, daß man ihm das Oeffnungsrecht unbestritten überließ. Das war nämlich das dem Landesherrn zuständige Recht, jederzeit die Thore einer Stadt für sich und sein bewaffnetes Gefolge offen zu finden.

Friedrich I. mußte also von diesem Rechte, welches ihm hartnäckig und mit Waffengewalt verweigert wurde, abstehen. Desto besser gelang es aber seinem Nachfolger,

sich eines großen Theils der Rechte wieder zu bemeistern, welche die Bürger im Getümmel anarchischer Jahrhunderte gewonnen hatten. Die folgende Darstellung enthält ein Bild aus dieser merkwürdigen Zeit.

* * *

Finstern Blickes ging Herr Balzac Hake, der Hofrichter des Kurfürsten Friedrich II. und dessen Stellvertreter während seiner Abwesenheit von Berlin, in dem Zimmer des hohen Hauses auf und ab, worin sich die kurfürstliche Kanzlei befand. Aber außer dem zornwüthigen und aufgebrachten Hofrichter waren noch zwei Dinge vorhanden, die, wie verschieden sie auch jetzt geartet sein mochten, dennoch mit einander in Wahlverwandtschaft standen.

Diese beiden Dinge waren ein Mann und ein Tisch, nämlich ein kurfürstlicher Schreiber und die Kanzleitafel.

Beide hatten krummschweifige und nach unten gespreizte Beine, der Schreiber ein grünes Käppchen und der Tisch eine grüne Decke, denn diese Farbe war schon damals die amtliche Physiognomie der Raths- und Kanzleitische. Zudem trug der Tisch so geduldig die Arme des Schreibers, wie dieser sein Ohr geduldig den Flüchen und Zornesausbrüchen des Hofrichters lieh, daß man wohl sagen konnte, diese Beiden, Tisch und Schreiber, kannten den Amtsgehorsam schon zu einer Zeit, wo der Ungehorsam, die Sitte oder Unsitte der Freiheit, das wildaufgewachsene Kind des Jahrhunderts, der selbstständigen Bürgerkraft und der allgemeinen Waffenfähigkeit waren.

Der Hofrichter aber war ein imposanter, herrisch aussehender Mann, dessen buschige Augenbrauen und stark

hervorspringende Stirn auf eine eherne Festigkeit des Charakters deuteten.

Nachdem er seines Unmuths in etwas Herr geworden, wandte er sich an den geduldig harrenden Schreiber und begann diesem zu dictiren:

„Gnädiger Herr Kurfürst!

Mit den Berlinern ist kein Aushalten mehr, scandaliren, tumultiren und erdreisten sich, gegen Ew. Gestrengen fürstlichen Befehl sich aufzulehnen. Wollen keine Gewalt noch Ansehen über sich dulden. Da haben sie die Schleusen bei den Mühlen aufgezogen, wodurch die Stadt schier in Ueberschwemmung gerathen, daß auf den meisten Straßen nur zu Pferde Durchkommens ist. Nun ist das Sündenregister wohl endlich voll, denke ich. Nicht genug, daß sie eine Burg an der langen Brücke gebaut, gegenüber Ew. neuen kurfürstlichen Burg zu Kölln, der zum Trutz; nicht genug, daß sie auf alle erdenkbare Weis' den Bau derselben zu hindern fürnehmen; nicht genug, daß sie die Mauer, die Ihr bei derselben niedergerissen, durch einen Blockszaun ersetzt, daß sie sogar die städtische Verfassung, so Ew. Gnaden eingesetzt, sonder Erlaubniß geändert — sie fahren fort, diese übermüthigen Städter und Krämer, sich Eingriffe aller Art in Ew. fürstlichen Gnaden Rechte herauszunehmen, und machen kein End' in der Unbill und Kränkung, die sie Euch anthun — —

„Und werden's sicher noch dahin bringen, sich der oberherrlichen Gewalt unsers gnädigen Herrn Friedrich ganz zu entledigen — —"

Diese Worte sprach ein Mann aus, der eben unbemerkt

in's Zimmer getreten war. Der Hofrichter wandte sich um und reichte dem Gaste mit freundlicher Miene die Rechte.

„Ah, Ihr seid es, Herr Balzer Boyten!" rief er. „Was bringt Ihr?"

„Einen guten Rath'" versetzte dieser, bis in die Mitte des Zimmers tretend; „traurig, daß ich ihn als Bürger gegen meine Mitbürger geben muß; aber was sie sich selbst eingebrockt, mögen sie verzehren. Der Oldermann Bernd Ryke ist an Allem Schuld. Der hetzt die Bürger auf, daß sie im Ungehorsam gegen ihren Landesherrn verharren. Und ich sage Euch, Herr Hofrichter, trefft Eure Anstalten, denn sie führen Arges im Schilde."

„Ich schreibe soeben an den Kurfürsten," versetzte Hake, „und will den Brief gleich absenden."

Hierauf dictirte er dem Schreiber den Schluß, setzte seinen Namenszug darunter und sandte einen Boten gen Spandau, woselbst damals der Kurfürst verweilte.

Bevor wir die Antwort Friedrichs II. und deren Folgen mittheilen, wollen wir noch mit wenigen Worten die damaligen Zerwürfnisse zwischen den Städten Berlin und Kölln beleuchten.

Die widerspenstigen Edelleute, die im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts den Städten der Mark so viel zu schaffen machten, hatte, wie wir gesehen, Friedrich I. gedemüthigt. Die Edelleute wurden dem Fürsten gehorsam, die Städte hatten zum Theil mitgeholfen, ohne daß sie daran dachten, daß sie dereinst in demselben Verhältniß zum Landesherrn sich befinden würden, wie dazumal der Adel.

Als Friedrich II. eben so wenig, wie sein Vater, das Oeffnungsrecht von Berlin erlangen konnte, erschien er mit sechshundert Reitern vor dem Spandauer Thore, und

spähete nach der Gelegenheit aus, die widerharigen Städter zu zwingen.

Es war eine dunkle, stürmische Herbstnacht; der Zorn entbrannte in dem sonst wohlwollenden Herzen des Markgrafen. Da lag die widerspenstige Stadt in ihrer trotzigen Verschlossenheit, auf ihre starken Mauern und Wälle und bewaffnete Bürgerschaft pochend, in aller Gemüthsruhe und Behäbigkeit vor ihm.

Er vermochte das Bellen der Hunde, das Geläute der Glocken zu vernehmen; gespenstisch starren ihn die vielen Thürme der Bewallung, gähnen ihn die Gräben und Zugbrücken an — aber nichts regt sich, dem harrenden und spähenden Fürsten ein freundlich Willkommen und ein nächtliches Heim zu bieten.

Es scheint der Eisenzahn aber dennoch sehr wohl zu wissen, daß ihm nur allzubald diese schweigsame, rebellische Stadt auf Gnade und Ungnade überliefert sein würde. Es knarrt die rostige Angel einer Mauerpforte und einer der Bürgermeister der Stadt, welcher eine Wallfahrt nach Jerusalem vorgeschützt, erscheint vor dem Markgrafen und liefert ihm die Schlüssel des Thores aus.

Nun sprengt der Fürst mit seiner aufjubelnden Reiterschaar über die vor ihm niedergelassene Zugbrücke hinweg, die Klosterstraße hinauf bis zum hohen Hause hin. Der Ruf „Hie Brandenburg!“ gellt in die Ohren der schlaftrunkenen Bürger, die zu spät gewahren, daß sie den in die Stadt eingedrungenen Reisigen gegenüber nichts zu unternehmen vermögen.

Auf Geheiß des zürnenden Fürsten wurden die Bürgermeister und Angehörigen des Rathes auf das hohe Haus geführt, mit harten und strengen Worten angegangen und von den markgräflichen Rittern und Getreuen umringt, die

voll höhnischer Schadenfreude sich an ihrer Demüthigung weideten, mußten sie schweigend den vernichtenden Urtheilsspruch hinnehmen, daß ihre alten Freiheitsbriefe und ihre Privilegien hinfällig und ungültig geworden — und daß Blutbann und Besteuerung der Bürger fortan markgräfliche Rechte seien.

Knirschend senkten die Herren vom Rathe, an ihrer Spitze der stolze Bernd Ryke, die von den Kienfackeln beleuchteten fahlen Gesichter, indem sie in ihrem Innern sich gelobten, nimmermehr diese Schmach stillschweigend zu tragen und ungerächt zu lassen, und in der That strebten die beiden Städte bei der häufigen Abwesenheit des Fürsten von Berlin immer wieder von Neuem, seine Anordnungen zu beseitigen und die alten Privilegien wieder an sich zu reißen, so daß der Markgraf sich genöthigt sah, strenge Maßregeln zu treffen.

Er nahm in Folge dessen der Stadt mehrere Kämmereidörfer, nämlich Tempelhof, Marienborf, Marienfelde und Rixdorf, und berief die Landstände, über die ungehorsamen Städte zu richten; da die Stände auf Seiten des Fürsten waren, so blieb den beiden Schwesterstädten nichts Anderes übrig, als völlige Unterwerfung.

In Folge der Aussöhnung wurde festgesetzt, daß die Stadt dem Kurfürsten gestatten wollte, in selbiger nach Gefallen zu bauen, und hierzu den erforderlichen Grund und Boden zu geben, so wie das oberste und niederste Gericht mit dem Recht, Richter zu setzen und zu entsetzen, dem Kurfürsten abzutreten. Hierauf erhielten sie die ihnen abgenommenen Ortschaften wieder, und die Schöffen mußten schwören, künftig nur in des Kurfürsten und der Herrschaft Namen — das Gericht treulich zu verwalten.

Nun begann der Bau der Burg zu Kölln. Die Mauer

dieser Stadt, dem Werder gegenüber, wurde eingerissen, und Friedrich II. legte am St. Petersabend (31. Juli) 1442 mit eigener Hand den ersten Stein zum Fundamente.

Aber mit mißtrauischem Blicke sahen die Bürger diesen neuen Zwinger — denn dafür hielten sie die Burg — emporwachsen, das Gefühl ihrer ehemaligen Selbstständigkeit und der ihr drohenden Gefahr erwachte wieder, und jetzt boten sie Alles auf, diesen Bau zu hindern, um den Rest ihrer Freiheit zu wahren.

Das war das damalige Verhältniß der Bürger von Berlin zu ihrem Landesherrn.

Nimmer aber wäre es diesem gelungen, so bald einen so großen Fortschritt in der Fürstenmacht zu thun, hätten die Bürger nicht durch ihre innere Zwistigkeit ihm die Erreichung seines Zieles erleichtert.

Schon im Anfange der Regierung Friedrich II. waren — wie dies damals fast in allen Städten der Fall war — Uneinigkeiten zwischen den Gewerken, der damaligen Demokratie, und dem Rathe, der damaligen Aristokratie, entstanden, wobei erstere, also gerade das demokratische Element, den Kurfürsten selbst zum Schiedsrichter wählte. Dieser trennte hierauf die gemeinschaftliche Verwaltung beider Städte, welche hauptsächlich zum Streite Veranlassung gegeben, und so bekam Berlin und Kölln, jede Stadt für sich, einen eigenen Magistrat, in welchem auch die Gewerke ihre Vertretung fanden. Aber der Zwist dauerte dem ungeachtet fort.

Es waren nämlich vorzugsweise einige Patriziergeschlechter*), in denen die Rathmanns- und Bürgermeister-

*) Viele Geschlechter, die sich vom Ackerbau und von ihrer Oeconomie ein ansehnliches Vermögen erworben, ließen sich später in den Städten

würde fast erblich war, wie z. B. die Ryke, Blankenfelde. Es gab aber außer diesen Familien noch andere angesehene Bürger, die sich solcher Anmaßungen der erblichen Stadtgewalt widersetzten und selbst einmal gerne im Regimente gewesen wären.

Zu diesen gehörte auch Herr Balzer Boyten, der mit dem Bürgermeister oder Oldermann Bernd Ryke in Feindschaft lebte, und wenn auch der Zwist zwischen Bürgern und Rath damals ruhte, weil beide Parteien es für nöthig hielten, ihre vereinte Kraft gegen die aufstrebende Fürstengewalt zu wenden, so mußte doch jeder Zwist, jede Spaltung selbst zwischen einzelnen einflußreichen Bürgern dem Bürgerthume selbst gefährlich werden. —

Um so unbeugsamer verfolgte der Eisenzahn sein Ziel, um so gewisser war ihm der vollständige Sieg.

Berlins und Köllns Patrizier und Bürger sollten sich unter seiner landesherrlichen Machtvollkommenheit, ihrer bisherigen fast republikanischen Selbstständigkeit entkleidet, widerstandslos beugen!

* * *

Es war am Abend des 16. Februar. Das Wetter war unfreundlich, der Himmel umwölkt. Eben läuteten die Vesperglocken der Kirchen und riefen die frommen Seelen zum Altar.

Durch das Spandauer Thor zog, nachdem er die Plackereien des Thorwächters glücklich überstanden, ein kur-

---

nieder und lebten ohne Gewerbebetrieb von ihren Einkünften, wie unsere heutigen Rentiers. Das waren damals die eigentlichen Patrizier, ein Mittelstand zwischen den Ritterbürtigen und den Bürgern.

fürstlicher Reiter ein und ritt dann ganz gemächlich dem hohen Hause zu.

Es schien, als wollte der Reiter ein recht lebendiges Bild der Stadt Berlin in sich aufnehmen, denn er schaute Alles recht genau an. Die vorübergehenden Bürger gafften ihm verdrießlich nach und man hörte manche drohende Stimme.

„Hm," brummte der Reiter, „da haben diese Krämer sich ein recht stattliches Nest gebaut. Ich glaub's, daß sie übermüthig sind. Denen schadet es gewiß nichts, wenn sie ein bischen angezapft werden. Wie sie mich anglotzen! — Aber ich fürchte mich nicht vor einem ganzen Dutzend solcher Krämer."

Beim Rathhause war ein großer Auflauf. Ein Berliner Bürger glaubte sich über einen benachbarten Edelmann beklagen zu müssen, und hatte so eben eine Schmähschrift, einen sogenannten Scheltebrief, wie es damals üblich war, an den Pranger geheftet und las ihn den versammelten Leuten vor.*) Der Reiter kümmerte sich indessen wenig darum und sprengte dem hohen Hause zu.

---

*) Ein geschichtlicher Fall dieser Art ist folgender: Im Jahre 1412 glaubte sich ein Berliner Bürger, Hans Birkholz, über den Bischof Johann von Lebus beschweren zu müssen und ließ, ebenfalls nach dem damaligen Brauch, eine Schmähschrift gegen den Bischof an den Pranger heften und solche den um ihn versammelten Leuten vorlesen. Der Bischof nahm dies natürlich sehr übel und verklagte den Bürger bei dem Burggrafen Friedrich, indem er jede Schuld abläugnete. Friedrich ließ den Beklagten darauf schriftlich antworten und sich vertheidigen, und nachdem er den Fall mit seinen Räthen berathen hatte, sprach er am 1. September das Urtheil, nach welchem Hans Birkholz verurtheilt wurde, einen Widerruf des Inhalts seines Scheltebriefes aufzusetzen, ihn an den Pranger anzuheften und öffentlich abzulesen. Dies geschah nach Berlinischem Stadtrecht in der Weise, daß Hans Birkholz alles Unrecht, dessen er den Bischof angeschuldigt hatte, auf sich nahm,

Hier harrte der Hofrichter schon längst mit gespannter Erwartung der Antwort des Fürsten entgegen, und ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er den Brief, den ihm der Reiter überbrachte, in Händen hatte. Aber finster zog er die Augenbrauen zusammen, nachdem er ihn gelesen. Er hätte gern die aufrührerischen Bürger spießen und braten lassen, sie mit unnachsichtlicher Strenge bestraft — aber der Fürst empfahl ihm Gelassenheit, und sein Schreiben an den Rath war demgemäß abgefaßt.

Nach vorhergegangener eindringlicher Ermahnung, von ihrem böswilligen Werke abzustehen und zum Gehorsam zurückzukehren, schloß er mit den merkwürdigen Worten, die uns einen tiefen Blick in die Natur der damaligen landesherrlichen Macht gestatten:

„— — Würdet Ihr dem also nicht thun, so müssen wir ein solches mit andern Freveln und Muthwillen, so Ihr gegen uns fürnehmet, dulden, als lange bis wir es bessern mögen — —“

Hake, der diesem ihm mißliebigen Langmuth wenigstens einigen Stachel geben wollte, ließ noch in selber Stunde das Schreiben dem Rathe überreichen, und zugleich in allen Straßen beider Städte eine strenge Drohung ausrufen, so man nicht alsobald die Schleuse, oder wie sie in den Chroniken genannt wird, die kurfürstliche Arche wieder schützen und sich blindlings seinen Befehlen unterwerfen würde.

„Im Namen des Herrn Hofrichters,“ so rief der Ausrufer, „des Stellvertreters des gnädigen Markgrafen, Herrn Friedrich, soll Euch zu wissen thun, Bürger von Berlin und Kölln:

---

bei der Beschuldigung sich mit der Hand auf den Mund schlug und dabei die Worte rief: „Mund, wenn du das sprichst, so lügst du die Worte!“ und so widerrief. Hierdurch aber war er für ehrlos erkärt.

So Ihr noch länger in Eurer Widerspenstigkeit gegen die Befehle des Herrn Markgrafen verharrt, nicht schützt die Arche, nicht ändert das Regiment, wie es der gnädige Herr Friedrich eingesetzt, nicht ablasset, dem Bau der Burg zu Kölln allerlei Hinderniß entgegenzustellen, sollt Ihr gewärtig sein Feuer und Schwert, und Alles, was die Rache eines so fürnehmen und mächtigen Herrn gegen Euch auszuführen vermag, Euch kund und zu wissen!"

* * *

Mit großem Verdruß hörten die Bürger diese Drohung, sie rotteten sich zusammen, sahen dem Reiter finster nach, und man vernahm allerlei aufrührerische Reden.

„Gelt, Meister Zinn," rief ein dünnbeiniger Schneider, „dem Kerl da sollte man das Maul stopfen."

„Ja, was zu arg ist, ist zu arg," entgegnete der Angeredete; „obwohl ich dem Herrn Markgrafen früher meine Gewogenheit gern zu erkennen gegeben habe, als er Einen aus unserm Gewerk, den Schustermeister Augustin Völker, zum Bürgermeister von Kölln eingesetzt. Ei, da machten die Herren Patrizier, der Hans von Rathenow und Bernd Ryke einmal lange Gesichter, und die Gewerke hatten ihre Freude daran."

„Aber diese Freude dauerte nicht lange!" fiel der Schneider wieder ein. „Patrizier oder Einer vom Gewerk! Der Herr Markgraf warf uns Alle in einen Topf und nahm uns unsere Freiheiten und Privilegien. Da kamen auch die Zünfte wieder zur Besinnung und dachten, besser, wir söhnen uns mit den Patriziern wieder aus und halten zusammen, ehe wir uns so mir nichts, dir nichts vom

Markgrafen gleich den Juden zu Kammerknechten machen lassen."

„Platz da!" rief jetzt ein stämmiger, breitschultriger Schlächter, der sich durch die versammelte Volksmenge drängte, „hier haben auch wir ein Wort mitzureden!"

„Ei, Meister Klaus!" rief Zinn. „Euer Ellbogen ist spitzig wie ein Spieß und setzt sich in meine Weichen wie die Hörner eines Bockes ein. Was wollt Ihr denn beginnen?"

„Es ist eine Schande, daß sich Berliner Bürger so etwas bieten lassen!" polterte der Schlächter, seine nervigen Arme drohend gegen den markgräflichen Reiter und Ausrufer ausstreckend. „Hat man je so etwas erlebt! Wollen wir uns denn von dem Nürnberger zum Spott vor allen andern Städten machen lassen? Halt! Platz da, sage ich Euch. — Ich will dem Kübelreiter zeigen, was es heißt, den Bürgern von Kölln und Berlin solche Zumuthungen zu stellen. Packt nur an! Der darf uns nicht lebendig entweichen."

Es bedurfte nicht viel, die aufgeregte Menge zum Aeußersten zu bringen. Wie damals, als der falsche Waldemar vor den Thoren der Stadt lag*) und der Pöbel zuerst das hohe Haus, und dann die Judenhöfe zu stürmen und zu plündern begann, während der treue Anhänger Ludwigs des Römers, der Rathmann Heinrich Hämmerer, auf den neuen Markt geschleppt und lebendig verbrannt wurde, so schien auch heute die entzügelte Volkswuth die scheußlichsten Grausamkeiten begehen und das Trauerspiel von damals wiederholen zu wollen.

Die Bürger stürzten mit Waffen aller Art aus den

---

*) Im Jahre 1350.

Häusern. Der Reiter war von der tobenden Menge bald umringt, vom Pferde gerissen und gemißhandelt, und nur mit genauer Noth rettete er sich in das Conventhaus.

Der Hofrichter Hake war aber nicht der Mann, sich hinter die verschlossene Thür zu flüchten, er umgürtete sich mit dem Schwerte und begab sich in Begleitung einiger Freunde nach dem Rathhause, wo er den Anstifter des Widerstandes gegen die Anordnungen des Markgrafen, den Bürgermeister Bernd Ryke, im Namen seines Herrn zu seinem Gefangenen erklärte. Aber im Nu hatten die ihn umstehenden Bürger die Schwerter entblößt und ihre kurzen Messer gezückt; ein drohendes Gemurmel erhob sich, und ehe man sich dessen versah, war Hake selbst entwaffnet und als Gefangener in das Gefängniß des Rathhauses hinabgestoßen.

Die wüthenden Bürger aber stürzten nach dem hohen Hause, und die Stimme des stämmigen Schlächters rief, sie ermuthigend und anfeuernd:

„Kommt, wir wollen die Kanzlei ausfegen, damit wir des Geschreibsels und des Schreibervolkes ledig werden. Unsere Gerechtsame kennen wir auswendig, sie stehen in unserm Stadtbuche, und dort hat sie der Teufel nicht angestrichen, wie da oben. In's Feuer mit den Satanswischen."

„Ja, in's Feuer! in's Feuer!" — riefen die Bürger und stürmten in's hohe Haus, die Treppe hinauf zur Kanzlei.

Und nun wurden im Nu die Schränke der Archive aufgebrochen, die kostbaren Urkunden flogen zum Fenster hinaus, und nur mit Mühe gelang es den nachbarlichen Franziskanern, die markgräfliche Burg vor der Anzündung zu retten.

Aber der Aufruhr tobte weiter. Hin stürmte das Volk nach dem Platze, wo die neue markgräfliche Burg sich erhob, und Hunderte von rüstigen Armen regten sich, die kaum aufgerichteten Mauern wieder niederzureißen. Nur zu bald war das Werk der Zerstörung vollbracht.

* * *

Es war am Abend desselben Tages. Die Bürger, noch aufgeregt von den stürmischen Ereignissen, saßen in den Schänken bei den Bierkrügen und sangen Spottlieder auf den Markgrafen. Draußen goß der Regen in Strömen, und der Sturm schlug heulend gegen die Fenster. Die Straßen waren öde, und das verwüstete hohe Haus, welches noch kurz zuvor einen so belebten Anblick darbot, stand jetzt mit seinen zertrümmerten Fenstern und Thüren dem Unwetter preisgegeben.

Aber es war nicht so ganz leer, wie man draußen wohl vermuthete, denn in seinem Innern barg es zwei Gäste, die nach vergessenen Schätzen suchten.

Es waren Balzer Boyten, ein entschiedener Anhänger des Markgrafen und persönlicher Feind Ryke's, von dem er schon einmal aus der Stadt verbannt worden war, und der Prior der Franziskaner.

„Es scheint mir wahrlich," so sagte der Erstere, „daß das Volk schon reine Wirthschaft gemacht, denn wo ist hier irgend eine Urkunde oder ein Aktenstück zu bemerken?"

„Fände ich nur wenigstens die Pfandbriefe des Kaisers, nach Mehrerem suche ich nicht," meinte der Prior.

„Nichts, gar nichts vorhanden!" rief Boyten zornig.

„Das dumme Volk!" schalt der Prior; „hätte es noch

den Nutzen verstanden, der aus dieser kostbaren Beute zu ziehen war; aber es warf sie weg wie nichtsnutzige Wische."

„Der Kurfürst wird genug Grames ob ihres Verlustes hegen," sagte Boyten. „Waren nicht die Urkunden über alle ihm von Berlin und Kölln abgetretenen Rechte darunter?"

„Ja — die Uebergabe der Werder'schen Mühlen —"

„Und die Zölle —"

„Und die Niederlage —"

„Und die Gerichte —"

„Was sie jetzt Alles wieder an sich gerissen haben. Nun stehen die Bürger wieder eben so mächtig da wie zu des Markgrafen Jobst Zeiten, wo sie alle landesherrlichen Rechte besaßen, wie die freien Städte."

„Und dem wird sich auch wieder der alte Trotz und Uebermuth des Rathes zugesellen."

„Und der alte Zwist und Hader zwischen den Bürgern."

Dies sagend blickte sich der Prior forschend um.

„Wonach schaut Ihr?" fragte Boyten.

„Ich glaube, es ist hier nicht geheuer. Hört Ihr nichts?"

„Nein, ich höre nichts."

„Es war mir doch, als knisterte etwas."

„Eine Maus vielleicht." —

„Ja, es wäre traurig," fuhr der Prior fort, „wenn die alte Wirthschaft wieder losginge. Mit den Hohenzollern ist endlich einmal Ruhe ins Land gekommen, so daß es unter der Sicherung des Landfriedens jetzt frei aufzuathmen beginnt. Mit dem Adel ist der erste Friedrich fertig geworden, mit den bissigen Bürgern scheint es aber dem zweiten Friedrich nicht so gut gelingen zu wollen."

„Geduld, Herr Prior — es hat Alles seine Zeit. Was siegen soll, dem wird kein Widerstreben die Bahn verstricken.

Die Städter werden's erfahren, und Berlin mag sich bei Zeiten fügen. Aber Ihr horcht schon wieder auf."

„Welch' eine staubige moderige Luft hier die Kanzlei erfüllt," sagte der Prior, noch immer forschend und lauschend.

„Das kommt daher," rief jetzt plötzlich eine kräftige, volltönende Stimme, „weil in diesem Neste unsere städtischen Freiheiten vermodern."

Mit diesen Worten trat ein Mann hinter einem Schrein hervor, der in einer Nische stand.

„Ha — Ihr?" — rief Boyten und zog wüthend sein Schwert.

„Ja — ich — Bernd Ryke, Oldermann zu Berlin und Kölln!"

„Laßt Euer Schwert stecken, Boyten," rief der Prior seinen Arm haltend, „hier ist befriedeter Ort."

„Ich denke, der Boyten kennt mich genugsam," versetzte Ryke mit unerschütterlicher Ruhe, den Gegner stolzen Blickes messend — „um sein Schwert in der Scheide zu halten. Er wird gut thun, die Burg zu verlassen, die jetzt die Stadt in Besitz genommen. Ich bin eben hierher gekommen, um kostbare Dinge zu bergen, und Ihr könnt Euch das Suchen sparen, Herr Prior. Dem Boyten aber sage ich an, sich morgen zu Recht zu stellen vor Schöppen und Rath, denn es ist beschlossen, ihn für immer aus der Stadt zu verweisen."

„Ich werde wahrlich recht willig Berlin verlassen," versetzte Boyten mit finsterem und gehässigem Blicke, „wo ja doch nur das Unrecht im Regimente sitzt. Unter Eurem Rathstische liegt mehr Mist, als alle Säue in Berlin in Jahr und Tag beschaffen könnten, und stände der Misthaufen auf dem Neumarkt noch zehnfach höher. Ich werde die Stadt verlassen, in der länger zu leben ich kein Gelüste spüre; aber meiner sollst Du gedenken, Oldermann Ryke!"

Mit diesen Worten schritt er zornig an sein Schwert schlagend von dannen; der Prior folgte ihm, als wollte er ihn zu begütigen versuchen. Draußen aber sprach er:

„Boyten, folgt meinem Rathe, und verlaßt sonder Aufschub die Stadt, ohne Urfehde*) zu schwören, sicher seid Ihr dann vor Eidbruch bewahrt. Geht nach Spandau zum Markgrafen. Von mir aber vermeldet Herrn Friedrich einen männiglichen Gruß, und sagt ihm, daß sein Nachbar, der Franziskaner-Prior, ihm treu und anhänglich geblieben, und er solle unser gedenken und seinem neuen Nachbar, dem Bruder Dominikaner zu Kölln,**) nicht zu unserem Schaden neue Liebe beweisen. Das vermeldet ihm, Herr Boyten und —"

Der Prior hielt inne und sah sich sorgsam und bedächtig um, dann fuhr er leiser fort:

„Ich habe ihm manches kostbare Pergament gerettet, was ich ihm treu zu Händen geben werde, und — nun nehmt meinen Segen, mein Sohn, unser Herrgott geleite Euch!"

An demselben Abende noch verließ Boyten im Gewande eines Mönchs die Stadt.

* * *

Als Friedrich von dem Vorgefallenen hörte, loderte sein Zorn hoch auf, doch vermochte er nicht sofort der Gewalt

---

*) Wer diese Urfehde nicht hielt, mußte, wurde er ergriffen, solches mit dem Tode büßen.

**) Es ist bemerkenswerth, das die alte Burg, das hohe Haus in der Klosterstraße zu Berlin, und das neue Schloß zu Kölln, sich an Klöster lehnten. Geistliches und weltliches Regiment stützten sich gegenseitig als gleichberechtigte Gewalten.

mit Gewalt zu begegnen. Er begnügte sich daher, durch seinen Rath Peter von der Gröben den Rath der Städte Berlin und Kölln, die Zunftmeister und einige Hundert Bürger, welche vorzugsweise bei dem Aufstande betheiligt waren, vor sein Gericht zu Spandau zu laden.

Aber die Geladenen erschienen nicht.

So kam eine Zeit schwerer Drangsal über Berlin und Kölln. Fortwährend bestrebt, die frühere Unabhängigkeit wieder zu erlangen und zu behaupten, mußten beide Städte endlich das Einsehen gewinnen, daß ihr vereinzelter Widerstand gegen die Fürstenmacht nichts vermochte. Zwar hatten sie mit einigen Hansestädten ein Bündniß geschlossen, aber der Feind war näher als der Freund. Fast alle bedeutenden Städte der Mark hielten es mit dem Fürsten. — Dazu kam noch, daß Balzer Boyten die Schwesterstädte befehdete — wahrscheinlich nicht ohne Gutheißen und Unterstützung Friedrichs II. — und ihnen beträchtlichen Schaden zufügte. Wie konnten sie nun ihre Selbstständigkeit behaupten, wenn der Nerv derselben, Handel und Wandel, durch solche Befehdungen völlig zerstört wurde, und die Bürger verarmen mußten? Mehrere Jahre zwar dauerten sie im Widerstande aus, leisteten der mehrmaligen Aufforderung, sich zu Recht zu stellen, keine Folge, schlugen auch das Anerbieten des Fürsten aus, die Entscheidung ihrer Streitsache mit ihm den Ständen der Mark anheimzustellen. Als aber Friedrichs Geduld endlich erschöpft war, entschloß er sich ohne Einwilligung der ihm trotzenden Spreestädte, die Stände der Mark Brandenburg nach Spandau zu berufen und denselben das Urtheil über Berlin und Kölln anheim zu geben.

* * *

Da saßen nun die Herren im Spandauer Schloß: der Bischof von Brandenburg, Herr Niklas Thierbach, Meister des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spitale von Jerusalem, Fürst Adolf von Anhalt und Albrecht Graf zu Lindow, die Rathmannen von Prenzlau, Frankfurt und Brandenburg, und hörten ernsten Antlitzes Friedrichs Anklage.

Also schloß der Markgraf seine Rede:

„Aus solcher Sache mag ein Jeglicher erkennen und vernehmen, wie gar gütlich, aufrichtig und rechtlich wir uns gegen die Unseren von Berlin und Kölln bis auf diese Zeit gehalten und Anderes nicht, als was Recht ist, begehrt haben und noch begehren, insofern sie sich an uns und den Unsern nicht vergreifen. Hier mahnen und bitten wir Euch, solche Sache treulich zu Herzen zu nehmen, uns Beistand, Rath und Hülfe zu leisten, solchen Muthwillen, Gewalt und Unrecht strafen und steuern zu helfen; sonderlich angesehen, daß wir anders nichts als unser Recht verlangen, das den Niedrigsten in der Mark widerfahren muß."

Das Urtheil, das die Stände hierauf gefällt, war ein sehr hartes; es lautete auf Bruch der Lehnstreue; und über die an dem Aufruhr zumeist Betheiligten wurden theils Todesstrafen, theils Verweisung, theils Verlust des Eigenthums verhängt, und keiner regte sich im ganzen Lande für die so schwer gedemüthigten Schwesterstädte. Alles fürchtete nicht nur die eisernen Zähne, sondern auch die eiserne Faust des Hohenzollern.

Es blieb den beiden Städten daher nichts übrig, als sich der gnädigen Hand des Markgrafen zu überantworten. Demüthig um ihr Leben flehend, erschienen nun die mäch-

tigen städtischen Geschlechter vor dem Markgrafen, gesenkten Blickes standen sie vor dem fürstlichen Sieger, um ihm Gut und Leben anheimzustellen.

Friedrich jedoch übte Gnade. — Niemand außer dem einzigen Bernhard Ryke sollte an Leib und Leben gestraft werden; doch über die Städte selbst erging ein schweres Gericht. Sie mußten 40,000 Gulden in die Kasse des Markgrafen zahlen, sich sodann verpflichten, das Stadtregiment in der von diesem früher angeordneten Weise wieder herzustellen und den Bau der neuen Burg ferner nicht zu hindern. Außerdem verloren sie alle ihre Freiheiten und landesherrlichen Privilegien.

Bernhard Ryke aber hatte bei Zeiten, da er die Sache der Städte verloren sah, sein stattliches Haus in der Brüderstraße, über dessen Hausthür auf ritterlichem Schilde ein schwarzer Steinbock in weißem Felde prangte, verlassen. Er war die Seele der Bewegung gewesen und der Entschlossenste bei der Wahrung der alten städtischen Unabhängigkeit und Freiheit. Ihm konnte der Eisenzahn nie verzeihen.

Mit blutendem Herzen verließ er unerkannt die Stadt — wo seine Familie so lange das Regiment geführt — die Gruft seiner Ahnen. Er, der Reichbegüterte, war jetzt ein armer Flüchtling, hinausgestoßen in's Elend, ein Geächteter. Bei Herzog Friedrich dem Sanftmüthigen, der mit Friedrich in Streitigkeiten verwickelt war, fand er Aufnahme und Anstellung. Der Eisenzahn aber, der nicht aufhörte, den stolzen Patrizier, von dem er, wie er wohl wußte, tödtlich gehaßt wurde, zu fürchten, ließ unausgesetzt nach ihm fahnden. Auf den Höhen des Flämnigs, wo sächsisches und brandenburgisches Gebiet aneinanderstieß, wurde er noch im selben Jahre von vermummten Reitern überfallen. Er vertheidigte

tapfer sein Leben und schlug sich durch; sein gutes Roß trug ihn nach Wittenberg, wo er den empfangenen Wunden erlag.

Balzer Boyten aber, sein Feind, zog triumphirend in Berlin ein und erlangte statt seiner die so gedemüthigte Würde der Olderlüde.

So war denn Berlin und Kölln der fürstlichen Gewalt völlig unterworfen. Seit dieser Zeit haben die Städte niemals wieder ihre frühere Selbstständigkeit erlangt Der Bürgereid bekam eine andere Fassung, und bei den Huldigungen der Fürsten gab es fortan keinen Vorbehalt mehr, noch ward sie von der Bestätigung der Bürgergerechtigkeiten abhängig gemacht. Das ehemalige Wappen der Stadt, der Bär von Berlin, stand nimmermehr mit aufgerichteten Tatzen, der kurfürstliche Adler*) schwang sich auf seinen Nacken. Aber mit fürstlicher Majestät erhob sich der Riesenbau zwischen Berlin und Kölln, die neue Burg, eine mächtige, stolze Löwin, die mit überlegener Kraft über die gebändigten Städte Wache hielt. So gestaltete sich die neue Zeit; und wenn man auch nicht ohne Bedauern in diesem merkwürdigen Kampfe die Selbstständigkeit des Bürgerthums gänzlich verloren gegangen sieht, so tröstet man sich doch mit der Erkenntniß:

Da nur ist wahre Freiheit, wo die rohe Gewalt in Fesseln liegt und der Geist regiert! —

* * *

In Folge jenes wunderbaren Verhängnisses, das so oft Menschen und Geschlechter aus der Alltäglichkeit zur Höhe

*) Das ältere Berliner Stadtsiegel führte den rothen märkischen Adler mit zwei aufwärtsstehenden Bären als Schildhalter. 1448 mußte dieses Siegel in der angegebenen Weise verändert werden.

emporhebt oder umgekehrt in Dürftigkeit und Elend hinabstürzt, sehen wir die Nachkommen des dem Eisenzahn so sehr verhaßten Bernd Ryke später, als das alte Unabhängigkeitsgefühl bei den Bürgern und Patriziern von Berlin längst erloschen war, in höchstem Ansehen bei den Fürsten und im Besitz der alten markgräflichen Burg.

Joachim II. hob die Töchter des Bürgermeisters Joachim Ryke aus der Taufe, und die Säle des alten Fürstensitzes sahen in dieser Zeit sehr oft die kurfürstlichen Prinzessinnen als Gäste des eben so sehr gelehrten als biederen Patriziers.

Im siebzehnten Jahrhundert aber starben die Rykes oder Reiches aus; der letzte des Geschlechtes, Henning Reiche, hatte in den kümmerlichsten Verhältnissen gelebt, und das Burglehn fiel an den Landesherrn zurück. Das hohe Haus hörte aber nicht auf, in der Geschichte Berlins seine Rolle zu spielen, welche noch manches interessante Blatt unserer steinernen Chronik füllen wird; unsere Leser aber mögen, wenn sie die Klosterstraße durchschreiten, daran gedenken, daß hier gewissermaßen die Geburtsstätte des hohenzollernschen Kaiserhauses sich befindet.

IV.

Berlins fromme Stätten.

Berlin ist eine durchaus protestantische Stadt geworden, aber aus ihrer katholischen Zeit sind noch manche Ueberreste vorhanden, bedeutend genug, um uns ein ziemlich ausführliches Bild der Zeit hervorrufen zu können, in der noch fast vor jedem Hause ein Kreuz mit einem Muttergottesbilde, fast in jeder Straße eine Kirche, eine Kapelle oder wenigstens eine Klause stand.

An diese geweihten Stätten nun knüpfen sich so bedeutungsvolle Momente aus dem Leben unserer Stadt, daß wir es mit unsern folgenden Darstellungen als im genauesten Zusammenhang stehend betrachten, wenn wir, bevor wir uns in die geheimnißvollen Gänge und Gewölbe unserer ältesten noch vorhandenen Kirchen vertiefen, eine allgemeine Umschau in dem katholischen Berlin, also in dem Berlin des vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation, uns gestatten.

Also gedenke daran, lieber Leser, wir besteigen den alten St. Nikolaithurm und betrachten von hier aus nicht das heutige Berlin, sondern die Stadt vor mehr als drei Jahrhunderten. Das jetzige Geschlecht ruht noch im dunklen Schooße der Zukunft. Ein Dutzend Generationen und mehr sind noch ungeboren und unbegraben; wir lüften das Leichentuch von der Vergangenheit, die Gräber erschließen

sich uns, und die vergangenen Geschlechter entsteigen dem Schooße der Erde und bevölkern das alte Kölln und Berlin.

Welch' ein idyllischer Anblick!

Inmitten sich weit ausdehnender, unabsehbarer Wälder, zwischen Busch- und Strauchwerk, zwischen See und Sumpf liegen die beiden, noch winzig kleinen zukunftsvollen Städte, von festen Mauern, Thürmen und Gräben umhegt, kaum ein Dutzend Gassen und Gäßchen zählend.

Wir erblicken noch keine glänzenden Kutschen und Karossen, die zur Cour, zur Taufe, zur Hochzeit oder zur Börse fahren, wir bemerken keine Postkaleschen; wir hören nicht die Fanfaren der zur Revue oder zum Manöver ausmarschirenden Soldaten, nicht das Geläute der Feuerwehr, nicht den schrillen Pfiff der Dampfpfeife; wir erschauen keine Bahnhofskuppeln, keine Fabrikschornsteine, keine Paläste, keine Theater, keine Kasernen, keine Museen, keine Denkmäler — wir sehen nur kleine, armselige Häuschen, demüthig geschaart um ihre Propheten, ihre Priester, ihre Väter, ihre Heiligen — die Kirchen, Klöster, Kapellen und Klausen ihrer Stadt!

Was war dieser Zeit die Kirche? — Die Zeit stand in der Kirche und die Kirche war ihr Alles. Sie war die Schule, die Börse, der Jahrmarkt, die Messe, das Theater, die Wiege, die Bahre, der Segen, der Fluch, die Liebe, der Haß, die materielle und geistige Schleuse, der Sammelplatz der Lebenden und Todten, der Werdenden und der Sterbenden, Lebensborn für diesseits — für jenseits. Die Kirche war die Mutter der Zeit, des ganzen Menschengeschlechts, sie stand Wache an der Wiege der Zukunft und ließ selbst die Vergangenheit nicht aus ihrer Obhut. Wohl keine Religion war mächtiger, keine wird jemals mächtiger werden, als der Katholicismus, in sich fassend zwei Welten,

mit dreifach gedoppelter Krone, gedoppeltem Throne, allsehend mit dem Argusauge der Gewissensherrschaft, allhörend mit dem Ohre der Beichte, allwissend, allgegenwärtig, der Geister Rath, der Seelen Trost, eine wahrhaft, wenn auch nicht göttliche, so doch gottvertretende Macht.

Das war der Katholicismus, dessen Riesendenkmäler noch heute in der altersgrauen Königsstadt Berlins dicht bei einander stehen. Wahrlich, selbst der Ungläubige muß sie mit tiefer Ehrfurcht betrachten, und wenn die Wellen des wogenden Meeres über ihn zusammenschlagen, und er verzweiflungsvoll ringt in dem nie endenden Kampf um das Dasein, dann möge seine verzagende Seele sich getrost an diese heiligen Masten klammern, an diese alten Kirchen und Thürme, die mit ernst erhobenem Finger zum Himmel deuten, und im Brausen der Ewigkeit die Misère des Augenblicks vergessen!

I.

St. Nikolaus.

Wohl war es eine fromme Zeit, als Ritter, Priester und Mönche, als Pionire christlicher Gesittung in die von den Wenden besessenen Länder einfielen, und die Klöster und Kirchen Etappen der fortschreitenden Kultur und des städtischen Wohlstandes wurden. Welch' ein Leben, welch' ein fröhliches Treiben entwickelte sich dann auf dem noch immer sehr eng begrenzten Raume des ehemaligen wendischen Fischerdorfes. Mit der Erbauung der Nikolaikirche war der erste bedeutsame Schritt zur künftigen Größe der Stadt

gethan. Hatte doch nun der Schutzpatron der Kaufleute seine geweihte Stätte in ihr gefunden.

Sicherlich hatte damals jeder Berliner zum Bau der Kirche nach seinem Vermögen beigetragen, und dafür eine Sünde weniger auf dem Gewissen getragen, denn die Kirche gewährte zu verschiedenen Malen Ablaß*). So hat die Sünde oder vielmehr die Reue in jener Zeit gar manches große und gewaltige Werk geschaffen. Das Kreuz war da-

*) Im Jahre 1292 wurde ein vierzigtägiger Ablaß allen Denjenigen ertheilt, welche an den hohen Festen und an den Heiligen-Tagen die Kirche besuchen würden. Im Jahre 1294 wurde ein gleicher Ablaß allen Denen gewährt, welche dem Venerabile, wenn es aus der Kirche zu den Kranken getragen würde, nachfolgen und dabei das pater noster sowie den englischen Gruß beten würden. Auch anno 1315 wurde ein vierzigtägiger Ablaß Allen, welche die Kirche mit Andacht besuchen, und zu den neu geweihten Altären Etwas beisteuern, auch der consecrirten Hostie und dem heiligen Oele, wenn es zu den Kranken getragen wurde, nachfolgen, um die Kirchhöfe dreimal herumziehen und für die Seelen der gläubig Verstorbenen beten würden; 1345 wurde Allen, welche zur Erbauung der Nikolaikirche eine mildreiche Leistung thun würden, abermals ein Ablaß gewährt u. s. w. Im Jahre 1380 (10. August) verwüstete der große Brand auch die Nikolaikirche, weshalb Papst Urban VI. einen Ablaß zum Besten der Wiedererbauung der Kirche ertheilte. Doch mußte die Kirche damals nicht sonderlich dauerhaft restaurirt worden sein, denn achtzig Jahre später machte sich ein völliger Neubau nothwendig, und die Andächtigen fühlten sich in der baufälligen Kirche nicht mehr sicher. Der Bischof von Brandenburg ertheilte im Jahre 1460 einen Ablaßbrief für solche, welche sich willig finden würden, selber Hand anzulegen oder Materialien zuzuführen, und zwar für eines Werkeltages Arbeit und für die Arbeit, so Einer am Sonntage nach der Mahlzeit selber verrichtete oder verrichten ließe, einen vierzigtägigen, dann aber, so nur vier Stunden arbeiteten, einen zehntägigen Ablaß. Der Bischof bemerkt in seinen Ablaßbriefen: es wäre ja besser, solchergestalt dem Herrn zu dienen, als am Sonntag in den Schänken große Humpen einander zuzutrinken. (Diejenigen, welche sich für eine ausführlichere Beschreibung der Kirche in bau- und kunstgeschichtlicher Beziehung interessiren, verweisen wir auf Th. Prüfers u. Oscar Schwebels Darstellungen.)

mals das Symbol für alles Heilige und Höhere, aber leider auch für alles Grausame und Fanatische.

Hoch aufgerichtet sehen wir das Kreuz auch an Jahrmarkttagen in der Mitte der Budenstadt, die sich wie durch Zauber erhebt. So lange das Kreuz hier sichtbar ist, steht Jedermann, selbst der Verbrecher, unter dem heiligen Schutz der Kirche, der Frieden ist geboten, alle Fehde muß ruhen. Ein lustiges Jahrmarktsleben beginnt, sobald die Glocken des heiligen Nikolaus zur Messe geläutet. In Zelten, auf Bänken, auf Wagen liegt die Waare aus; die Juden selbst — sonst hart bedrängt vom Hohn und Spott des Pöbels — werden mit einer Art Ehrfurcht betrachtet, wenn die flimmernden und funkelnden Goldmünzen auf den Bänken hoch aufgestapelt vor ihnen liegen. Da merkt man nichts von der Dürftigkeit des Lebens, über welche so oft gefabelt wird.

In den Schänken und Herbergen geht's hoch her, da wird gezecht und um die Zeche gespielt, geht auch Schuhwerk, Hemd und Hose dabei verloren*). Gekauft wird gar viel an Putz und Hausgeräth und namentlich machen die Waffenhändler und die Händler mit Kirchengefäßen, mit Räucherwerk und Wachs, mit Rosenkränzen und Re-

*) Nach dem Verlust ihrer Garderobestücke waren die Spieler gezwungen, in fast adamitischem Zustande ihren Heimweg anzutreten, und mischten sie sich in dieser Toilette auch unter die Marktleute, so daß 1331 ein Verbot erscheinen mußte, wonach die Männer nicht im bloßen Hemd über die Straße gehen durften. Es kann dies keineswegs auf die Dürftigkeit der damligen Berliner bezogen werden. Ueberhaupt war der Luxus in Berlin und hier nicht allein zu jeder Zeit während des Mittelalters nicht geringer als heute. Man trug schon damals — wie ein alter Chronist klagt — silberne Fassungen oder Bänder im Werthe von 10, 12, 15, bisweilen auch 20 Mark. Man bedenke nur, daß die Mark 720 Mark unserer heutigen Währung betrug!

liquienkästchen, die zumeist ihren Stand in unmittelbarer Nähe der Kirche haben, und unter denen sich sogar Geistliche und Mönche befinden, glänzende Geschäfte, Niemand aber bessere als die Kirche und die Geistlichkeit.

Doch ein anderes Bild.

Die letzten Strahlen vergolden die Thurmspitzen von St. Nikolai, die Franziskanerglocke schlägt die Vigilie an. Ein Ave Maria klingt leise über die Lippen, dann geht's hinaus zu Sang und Klang. Alte Weisen sind's, die durch die Linden ziehen, Weisen von des Maien Wonne, von Liebeslust und Leid. Dazwischen klingt wohl der übermüthig-neckische Ton eines Schelmenliedes. Fahrende Leute kommen des Weges, die Cymbeln und die Zinken tönen, der Tanz fängt an, der Tanz auf offener Straße, auf offenem Markt. Wie fliegen die Schleier der Frauen, oben von einem Kranze statt der Haube gehalten, und die bunten Bänder der Mädchen, wie klingen die Schellen am Gürtel des Jünglings. Die Sterne funkeln herab, die Flammen flackern düsterroth aus den Kiehnpfannen auf, der Wiederschein erglänzt aus den funkelnden Kränzen.

Aber nicht lange währt das schnell emporgeblühte üppige Leben. Es kam das Elend der Zeit des falschen Waldemar und mit ihm die blutigen Parteiungen in der Berliner Bürgerschaft, und unmittelbar darauf wehte der Pesthauch auch gegen die dicken Mauern unserer Stadt; gelockert waren die Bande der Sitte und des Gesetzes, über die unbegrabenen Leichen ihrer Brüder schritten mit dumpfem Gesange die Geißler. Allein auch diese Zeit ging wieder vorüber, und das fromme Haupt des alten, ehrwürdigen Nikolaus sah wieder bessere Tage.

„Da das Sterben, die Geißelfahrt, Kreuzzüge und Judenschlacht ein End' hatten," sagt die Limburger Chronik,

„da hub die Welt an, wieder zu leben und fröhlich zu sein.“*)

Immer behäbiger gestaltete sich das Leben in den beiden Schwesterstädten. Schon standen zwischen den Lehmhäuschen stattliche Giebelhäuser mit thurmartigen Dächern und zierlichen Erkern. Kernige Sprüche prangten oberhalb des Einganges und die Wappenschilder der Besitzer.

Und welche Lust, welche Ueppigkeit sehen wir da unter den Leuten herrschen, die jetzt in einem gar seltsamen, bunten Zuge sich der Nicolaikirche nähern, während ein nicht minder ausgelassener und carnevalsmäßiger Reigen von allerlei grotesk aufgeputztem Volk nach dem Kriegel oder Krögel zur Badstube marschirt.

Zwei Söhne reicher Patrizier feierten ihre Hochzeit. Schon acht Tage zuvor hatten sie die Umbitter zu sich kommen lassen, um ihnen die Namen der einzuladenden Gäste zu übergeben. Diese Umbitter standen unter einem Meister, mit dem die Väter der Bräute verhandelten, worauf er seinen Gesellen die Häuser anwies, wo sie die Herrschaften einladen sollten.

Am anderen Tage wandelten die Gesellen, festlich mit Bändern geschmückt und große Blumensträuße vor der Brust, durch alle Straßen der Stadt. Eine Schaar barfüßiger Kinder zog jubelnd hinter ihnen her und machte vor jedem Hause, in welches der Umbitter trat, einen großen Lärm.

Am Hochzeitstage versammelten sich die Hochzeitsgäste im Hause des Brautvaters, woselbst auch die Hochzeit gehalten werden sollte, die Frauen und Mädchen bei der Braut, die Männer beim Bräutigam. Der Platzmeister

*) Oscar Schwebel, Trachtengeschichte Berlins.

mit seinen Gesellen hatte sich schon eingefunden, um Alles gehörig anzuordnen, und als alle Gäste anwesend waren, wurden die Thüren geöffnet, und die Männer begaben sich zu den Frauen.

Nach gegenseitiger Begrüßung überreichte der Bräutigam seiner Braut ein paar Schuhe und ein Paar Pantoffeln zum Geschenk, wie es der Gebrauch verlangte, seine Braut überreichte ihm dagegen ein Hemde. Ein gleiches erhielten seine Freunde, so daß deren mehr als ein Dutzend verschenkt wurden.*) Die weiblichen Anverwandten der Braut aber erhielten ebenfalls vom Bräutigam ein Paar Schuhe und Pantoffeln.

Nun machte sich die Gesellschaft auf, in's Brautbad zu gehen**). Der Stadtpfeifer mit seinen Gesellen mußte mit dabei sein. Sämmtliche Hochzeitsgäste bildeten einen großen Zug. Voran die sechs Stadtpfeifer mit Zinken, Schalmeien, Posaune, Geige und Cymbel; dann folgten die Hochzeitsgäste, von welchen die Beschenkten ihre Hemden über die Schulter geschlagen trugen, die Frauen aber die neuen Schuhe angezogen hatten. Die Pfeifer machten Musik und der Zug bewegte sich langsam nach dem alten

*) Die Hemden waren eigentlich Badehemden, denn sie wurden anfänglich nur im Bade gebraucht. Man fing aber damals schon an, Hemden zu tragen, jedoch schlief man noch nicht darin, zog sie vielmehr vor dem Schlafengehen aus und dieser Gebrauch erhielt sich mehrere Jahrhunderte. Selbst noch zur Zeit der Reformation legte man sich völlig nackend zu Bette, wenn auch mehrere Personen, wie dies oft geschah, in einem Bette lagen. So war es eine große Auszeichnuug für einen Gast, wenn ihn sein Wirth mit in sein Bett nahm, weil dies ein großes Vertrauen bewies. Es geschah nicht selten, daß neben den Personen auch noch ein paar Hunde im Bette lagen.

**) Eine anständige Hochzeit konnte nicht gefeiert werden, ohne daß das Brautpaar und sämmtliche Gäste zuvor gebadet hatten, der Brautvater mußte die Kosten bestreiten.

Markte hin. Das Volk hatte sich in den Gassen neugierig versammelt und die liebe Straßenjugend, das ambulante Auditorium bei allen solchen Gelegenheiten, tanzte vor den Pfeifern her. Aber auch ein paar Pickelhäringe und Lustigmacher fehlten nicht und liefen seltsam aufgeputzt vor dem Zuge her, den sie mit ihren tollen Possen und Grimassen nicht wenig erheiterten.

Der Zug bewegte sich nach dem Badehaus. Hier waren zwei große, gewölbte Stuben, wo beide Geschlechter von einander abgesondert mit der größten Bequemlichkeit baden konnten. Oben waren mehrere Zimmer, in welchen ein reichhaltiges Frühstück für die Gäste hergerichtet war. Zuerst wurden nun Bräutigam und Braut zum Bade geführt. Mit ihnen gingen die nächsten Verwandten, so viele im Bade zu gleicher Zeit Platz fanden. Die Uebrigen machten sich über die Speisen her. Waren die ersten fertig, dann gingen die anderen, so viele von ihnen das Bad faßte, hinein, und so fort, bis sämmtliche Gäste das Bad genommen hatten. Das Frühstück wurde dabei verzehrt, und der ganze Zug trat in der lustigsten Stimmung seinen Rückweg an.

Im Hause des Bräutigams wurde dann noch einmal die Freude der Tafel gekostet. Das eben genossene Frühstück that dem keinen Abbruch.*)

*) Unsere Voreltern verstanden sich vortrefflich auf das Verdauungsgeschäft, und obwohl der Rath durch strenge Gesetze diesen Völlereien, welche bei dergleichen Gelegenheiten an der Tagesordnung waren, Einhalt zu thun suchte, so belehren uns doch die öfteren Wiederholungen dieser Gesetze, wie wenig Erfolg sie hatten. Erst 1335 war ein solches Gesetz erlassen und die hier beschriebene Hochzeitsfeier verstieß allerdings bedeutend gegen diese Verordnung. Die Herren vom Rathe aber glaubten, daß sie über dieses Gesetz hinwegsehen dürften, da es die höchsten Stände nicht berührte. Es wurde also wacker gegessen und getrunken, die Männer und Frauen saßen dabei in abgesonderten Zimmern.

Um 1 Uhr wurde von der Tafel aufgestanden und jetzt begannen die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten; das, was bis jetzt geschehen, war nur eine kleine Vorbereitung dazu. Jetzt machten sich Braut und Bräutigam daran, die Hemden mit einander auszutauschen. Beide entkleideten sich, die Braut im Frauen-, der Bräutigam im Männerzimmer. Hierauf wurde das Bräutigamshemde durch die knapp geöffnete Thür hindurch gereicht und von einer Matrone angenommen, welche die Braut damit bekleidete; auf dieselbe Weise gelangte das Hemde der Braut in die Hände des Bräutigams, der es anzog. Nun schmückten sie sich zur Trauung und dann vereinigte die Gesellschaft sich wieder. Der Bräutigam überreichte seiner Braut den Brautkranz, welcher aus Goldschnur bestand, die um Rosmarin künstlich geflochten war. Sie wurde damit bekränzt und hierauf an ihrem Gürtel ein Bund Schlüssel befestigt, als Zeichen ihrer neuen hausmütterlichen und wirthschaftlichen Würde, welche sie jetzt als Hausfrau übernahm. Hierauf wurden vier Wachskerzen angezündet und von vier Gästen gehalten. Einen Becher mit Wein gefüllt credenzte der Bräutigam seiner Braut, welche ihn zur Hälfte leerte und ihn dem Bräutigam zurückgab, der ihn völlig austrank. Nach dieser Ceremonie schenkte die Braut allen anwesenden Gästen so wie auch ihrem Bräutigam Hochzeitskronen, mit Goldschnur umwickelte Kränze, welche gewöhnlich sehr kostbar zu sein pflegten. Auch der Platzmeister erhielt einen solchen Kranz, welcher außerdem mit Federn geschmückt war, die Marschälle, Köche, Spielleute nnd Umbitter erhielten Kränze mit Silberschnüren. Jeder empfing seinen Kranz aus den Händen der Braut, und die ganze Gesellschaft schmückte sich damit. Diese Kränze verbreiteten einen sehr würzigen Geruch im Zimmer, da sie meist aus Würz-

kräutern und stark duftenden Gewächsen bestanden. — Es war um 3 Uhr und man schickte sich zum Kirchengange an. Die Platzmeister in einem festlichen Ornate ordneten den Zug an. Zuerst kamen einige Herren mit brennenden Fackeln von weißem Wachs, dann die Braut in einem ausgeschnittenen Rock von Seide, die andern Frauen schlossen sich ihr an. Nun folgten die Spielleute und Pfeifer mit ihren Instrumenten, dann der Bräutigam in einem schwarzen Mantel und seidenen Unterkleidern, zuletzt die Männer. Die Frauen und Mädchen gingen den Männern voraus. Neben dem Zuge gingen die Platzmeister, die Marschälle und Umbitter, sämmtlich bekränzt. Die Pickelhäringe fehlten auch diesmal nicht und liefen ebenfalls neben dem Zuge her, wobei sie es an Späßen aller Art nicht fehlen ließen, die sie zumeist auf Kosten der Zuschauer trieben, aus deren Mitte sie sich mit großem Geschick die geeigneten Opfer ersahen.

Man pflegte nicht den geraden Weg zur Kirche zu gehen, sondern einen Umweg zu machen, um sich sehen zu lassen. Der Zug dauerte wohl eine gute halbe Stunde, dann trat er in die Nikolaikirche.

Es begann der Gottesdienst. Nach einigen Gebeten mußte das Brautpaar seinen Namen angeben, und als es die Frage, ob sie sich gegenseitig als Mann und Frau begehrten, mit Ja beantwortet hatte, sprach der Geistliche: „Ich vereinige Euch durch die Ehe im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.“ Dann machte er das Zeichen des Kreuzes gegen sie und besprengte sie mit Weihwasser. Zuletzt segnete er den Trauring ein, besprengte ihn kreuzweise mit Weihwasser und überreichte ihn dem Bräutigam, welcher denselben an den Ringfinger der linken Hand seiner Braut steckte.

Hierauf folgte ein Gebet und eine Anrede an das Brautpaar und an die Versammlung, und dann die Brautmesse, welche von den Schulgesellen, d. h. den Lehrern der öffentlichen Schule, gesungen wurde.

Nun wurde der Rückzug zum Hochzeitshause in derselben Ordnung wieder angetreten, wo in der Zwischenzeit in einem Zimmer das Brautbett aufgeschlagen und eingesegnet worden war. Das junge Paar ging Angesichts seiner Verwandten in dies Zimmer und legte sich, angekleidet wie es war, nebeneinander in das Bette. Dann breitete man eine Decke über die jungen Eheleute und deckte sie zu. Das nannte man den Bettsprung, die Beschreitung des Bettes oder auch die Decke beschlagen. Nun erst, nicht also nach der Trauung, galt die Ehe als vollzogen. Daher war diese Ceremonie von der größten Wichtigkeit, und sämmtliche Gäste wurden als Zeugen in Prozession durch das Zimmer geführt; wo es denn an schlechten Witzen nicht fehlte. Endlich erhob sich der junge Ehemann, küßte seine Frau, und man begab sich zur Abendmahlzeit.

In den verschiedenen Zimmern waren verschiedene Tische eingerichtet, worunter auch ein Trompeter- und ein Pfeifertisch, ein Kindertisch, ein Mägdetisch und ein Jungferntisch. An dem Trompetertische saßen die Musiker. Nur der Stadtpfeifer oder der Raths-Thurmmann durften auf Hochzeiten die Musik machen. An dem Jungferntische saßen die unverheiratheten Mädchen, da sie der Sitte nach nicht mit den übrigen Gästen zusammensitzen durften.

Neben den Spielleuten saßen die Possenreißer auf erhöhten Sitzen, damit sie von allen Anwesenden gesehen werden konnten. Durch ihre Possen, Gesichterschneiden, Taschenspielerkünste und allerlei Schwänke und Witzreden füllten sie die Pausen aus, wenn die Musik schwieg. Es

war ihre Aufgabe, die Gesellschaft im Lachen zu erhalten, worin sie nicht selten ein großes Talent bewährten. Freilich waren ihre Possen ziemlich derber Natur, Prügelscenen durften dabei niemals fehlen, das aber erhöhte die Heiterkeit der Gäste; selbst die Damen ergötzten sich an solchen Prügeleien nicht wenig.

Das Amt des Vorschneiders mußten die Schulgesellen übernehmen. Die Umbitter warteten unter dem Namen Drosten bei Tisch auf.

Wenn die Heiterkeit auf ihrem Höhepunkt war, dann meldeten sich diejenigen, welche aufsetzten. Zuerst wurde eine Schüssel mit Schauessen herumgetragen, welches aus Teig geknetet, bemalt und vergoldet war. Jeder Gast legte ein Geldgeschenk für die Köche hinein. Dann kam der Bratenmeister mit einer Schüssel, in welcher ein von Leder künstlich gemachter Braten lag, und forderte ebenfalls seine Geschenke ein. Ihm folgte ebenso der Kellermeister mit einem großen Humpen, dann der Bratenwender, der Schänk, die Schüsselwäscherinnen und endlich eine Büchse für die Armen.

Nun kamen einige Gäste und überreichten dem Brautpaare die Brauthühner, gebratene Hühner, deren Verspeisung man damals für junge Eheleute als sehr dienlich hielt. Sie wurden oft auf kostbaren Schüsseln gereicht und mit diesen zugleich geschenkt.

Um sieben Uhr erhob man sich von der Tafel. Es wurde Wasser herumgereicht, und die Gäste wuschen sich die Hände, dann ordnete sich der Zug, um nach dem Rathhause zu gehen. Hier befand sich der Tanzsaal, der zu solchen Zwecken vermiethet wurde. Auch die erforderlichen Tischgeräthschaften lieferte das Rathhaus gegen Miethe. Der Zug machte ebenfalls einen Umweg und gelangte unter

Musik und Fackelbeleuchtung, von einer Menge Gaffern gefolgt, endlich auf's Rathhaus.

Der große Saal war festlich beleuchtet, die Pfeifer nahmen ihren Platz ein, und ein Trompetentusch zeigte an, daß der Tanz beginne. Der Platzmeister war schon früher hier angelangt, um Alles vorzubereiten. Er hatte jetzt dafür zu sorgen, daß der Anstand beim Tanz nicht verletzt wurde.

Die Musik ertönte. Zwölf Paare ordneten sich, um den Zwölfmonatstanz zu beginnen. Bei dem Anfange stampften alle Tänzer gemeinschaftlich mit dem rechten Fuße stark auf, wozu die Schellen klirrend klapperten; Alle klatschten in die Hände und gingen dann, erst mit in den Kreis gekehrtem Gesicht, nachher mit abgewandtem, mehrere Male ringsum, d. h. sie machten vor- oder rückwärts Ronde, wobei Alle fröhlich jauchzten. Nun gruppirten sich vier Colonnen, jede zu drei Paaren, die wahrscheinlich die Jahreszeiten bezeichnen sollten, und wiederholten dieselben Touren im Kleinen, doch so, daß eine Colonne zu Sechsen immer allein tanzte. Zwischen diesen stampfte die ganze Versammlung von Neuem gemeinschaftlich mit den Füßen auf und klatschte. Zuletzt reichte man sich en chaine die Hände und schloß mit einem lauten Jubelgeschrei.

Dann folgte der polnische Tanz. Er galt als der ruhigste und gesetzteste, welcher vielleicht mit der heutigen Polonaise einige Aehnlichkeit hatte. Nach einer alten Chronik erforderte er große Reverenz und liebliche Reige mit Bücken und Knippen und Knappen. Diesen Tanz machten selbst die älteren Personen mit.

Um so wilder war der Capriolentanz. Er erforderte mehr Kunstfertigkeit und konnte nur von Wenigen getanzt werden. Man sprang in hohen und niederen, halben und

ganzen Capriolen, zwerch und überzwerch, und es gab dabei Veranlassung zu allerlei unartigen Geberden; auch geschah es, daß man der Tänzer Beingewand sah, was als eine Unanständigkeit galt.

Dann kam der Drehtanz, den Viele auf einmal tanzen konnten, und der wahrscheinlich dem jetzigen Walzer ähnlich war. Diesem folgte der Vortanz, bei welchem ein einzelnes Paar erst Solo die Schritte vormachte, welchem dann die übrigen, jedoch in einzelnen Gruppen, folgten.

Dem Vortanz folgte der Taubentanz, und diesem der Schmoller. Die tanzenden Paare kehrten sich dabei in scheinbarem Unwillen einander den Rücken zu und suchten sich zuletzt zu versöhnen.

Dann kam der Zäuner; die Tänzer bildeten zwei Reihen oder, wie es genannt wurde, Zäune, während in der Mitte einige Paare herumsprangen, um welche sie sich tanzend herumbewegten.

Den Beschluß endlich machte der Todtentanz. Die Männer zogen mit verbundenen Augen Lose; wer ein schwarzes zog, mußte den Todten vorstellen. Dann ordneten sich Alle, welche mittanzen wollten, paarweise. Die Musik ertönte, und mit Jubel und Jauchzen fing der Tanz an. Als er eine kurze Zeit gedauert hatte, verstummte die Musik plötzlich, und derjenige, welcher das Todtenlos gezogen hatte, fiel nieder und stellte sich todt. Ein dumpfer Todtengesang erscholl von allen Lippen. Mit abwechselnden, zum Theil possirlichen Sprüngen näherte sich eine Dame nach der andern dem Todten und küßte ihn, wobei sich dieser aber nicht regen durfte. Nachdem die Tänzerinnen alle durch waren, ertönte die Musik von Neuem und der Todte erhob sich. Man umtanzte ihn in großer Ronde, und damit endete der Tanz.

Während die Hochzeitsgesellschaft also lustig auf dem Rathhause war, ging es im Hause des Brautvaters nicht weniger munter her. Sobald die Herrschaften sich in Bewegung gesetzt hatten, wurde für den Umbitter und seine Gesellen die Drostentafel bestellt. Die Possenreißer, welche bis dahin nicht viel zum Essen gekommen waren, nahmen ebenfalls daran Platz. Auch das Küchenpersonal griff jetzt wacker zu.

Zugleich aber auch erschienen noch eine Anzahl von Fremden, theils Pilger, theils arme Reisende, denn der Sitte gemäß konnten sich diese bei einer Hochzeit ungeladen einfinden, und mußten dann mit der unteren Dienerschaft beköstigt werden.

Das Küchenpersonal konnte indeß nicht lange bei Tische bleiben. Die Brautsuppen mußten verschickt und ausgetheilt werden. Zu diesem Behufe war allein ein halber Ochse geschlachtet worden. Die Brautsuppen zu empfangen berechtigt waren: die Cantoren der Kirche, in welcher die Braut getraut war, der Küster, der Calcant, die Rathsdiener, besonders die, welche das Küchengeräth zu der Hochzeit hergegeben, durchreisende Fremde, Kranke und Schwangere. Viele forderten sich die Suppe für diese letztere Kategorie selbst. Auch Bettler fanden sich in Masse ein, welche Abfall von der Hochzeitstafel erbaten.

Die Hauptmusik hatte auf dem Rathhause um neun Uhr ihr Ende. Um diese Zeit gebrauchte der Thurmmann einen Theil seiner Gesellen für die Nachtwache auf den Thürmen. Man begnügte sich indessen mit den wenigen Pfeifern. Das Tanzvergnügen schloß damit, daß der Braut das Strumpfband abgetanzt und zerschnitten unter die Gäste vertheilt wurde. Dann trennte sich die Gesellschaft.

Am andern Morgen stand das junge Paar schon früh-

zeitig auf und kleidete sich an, denn man konnte sehr frühen Besuch erwarten. Der junge Ehemann machte seiner Frau gleich nach dem Aufstehen ein Geschenk. Ein solches Geschenk nannte man Morgengabe. Um sieben Uhr erschien der erste Besuch. Das junge Paar mußte jetzt, wie es üblich war, wieder in's Bett steigen und die Decke über sich ziehen. Der Besuch erkundigte sich nach dem Befinden der Neuverehelichten und legte zugleich das Brautgeschenk auf's Bette. Allmählich erschien Einer nach dem Andern. Die Brauthühner und andere Geschenke häuften sich auf dem Bette, wobei es an witzigen Redensarten nicht fehlte, in welcher Beziehung die Frauen damals viel ertragen konnten.

Nachdem die Brautgeschenke auf eine Tafel gestellt worden, erhoben sich nun Beide aus dem Bette, und die junge Frau wurde zum Kirchgange geschmückt. Ihr bis jetzt lose und in freien Locken getragenes Haar wurde aufgebunden und in Knoten geschürzt. Man setzte ihr eine Haube auf und bedeckte ihr das Gesicht mit einem Schleier*).

Nach neun Uhr reihten sich die Gäste abermals zu einem Zuge an. Es ging wieder zur Kirche. Musik und Fackelträger fehlten auch diesmal nicht. Sämmtliche Gäste waren wieder bekränzt. Es wurde abermals ein Umweg gemacht. In der Kirche wurde eine Messe gehalten. Das junge Paar legte dann sein Opfer auf dem Altar nieder. Darauf hielt der Geistliche an die Neuverehelichten eine Anrede und Ermahnung, ertheilte ihnen nochmals den

*) Der Ausdruck „unter die Haube kommen" datirt von diesem symbolischen Gebrauche. Das lose Haar bezeichnete das Freie, Ungebundene. Den Gefangenen und Leibeigenen wurde das Haar geschnitten als Zeichen der Unfreiheit, und die Tonsur der Mönche zeigte ebenfalls ihre Gebundenheit durch ihre Ordensregel an. Das Weib war nicht mehr frei, sobald es Hausfrau wurde. Dies sollte das in Knoten geschlungene Haar bedeuten.

Segen und besprengte sie mit Weihwasser. Dies nannte man: den Absegen empfangen. Nun begab sich die ganze Gesellschaft nach der Wohnung des Brautvaters, wo das eigentliche Hochzeitsmahl angerichtet war. An kunstreichen Speisen fehlte es nicht. Die Zahl der Gerichte war übermäßig groß*). Die Gäste ließen es sich dann auch gut schmecken und machten sich besonders über die vielen Schweinsköpfe her, welche gelbe Citronen im Rachen hatten.

Beim Beginn der Mahlzeit hatten sich die Schüler eingestellt, welche bei den Cantoren Unterricht erhielten, um den Gästen ihre Aufwartung zu machen.

Sie sangen lustige Minnelieder und füllten die Zeit aus, wenn die Pfeifer schwiegen. Nach der Mahlzeit ging es wieder nach dem Rathhause, wo bis Nachmittags vier Uhr getanzt wurde, dann ging es wieder zurück in's Haus der Braut; man setzte sich um fünf Uhr zur Abendtafel. Um sieben Uhr ging man abermals nach dem Rathhause, blieb beim Tanze bis elf Uhr, worauf die ganze Gesellschaft einander in Prozession nach Hause begleitete.

* * *

*) Aus den Gesetzen ersehen wir, was bei solchen Gelegenheiten geleistet wurde. Auch mit dem Schaueſſen wurde großer Luxus getrieben. So sah man nicht selten als solche goldene Häuser, goldene Thürme und goldene Berge auftragen, in denen lebendige Vögel flogen. Es kamen Speisen in der Gestalt von gewappneten Männern, und die verschiedensten Thiere, Pfauen, Schwäne, Hühner, Enten und Tauben saßen mit ihren Federn und in ihrer natürlichen Gestalt in den Schüsseln, und waren dennoch gekocht und genießbar. Man sah Gebüsche, auf welchen sich gebackene Vögel schnäbelten, und darunter ein krystallhelles Wasser, in welchem lebendige Fische schwammen. Ein Pelikan, aus Kuchen geformt, öffnete mit seinem Schnabel die Brust, und tränkte mit seinem Blute seine Jungen, welche gebratene Tauben waren. Auf seinen Flügeln trug er die Wappen der Verehelichten.

Aber nicht nur solche Lust- und Freudentage sah der ehrwürdige Nikolausthurm, auch Schmerzenstage aller Art, Trauer und Jammer hat er mehr als zu viel erlebt, und wollten wir alle die Bilder festhalten, unser Buch würde nimmer einen Schluß bekommen. Mögen uns auch die andern frommen Häupter etwas von ihren Erlebnissen erzählen. Nur Eines möge hier noch erwähnt sein, ehe wir uns einem andern Gotteshause zuwenden.

Vor uns steigt der 2. November 1539 auf. Da war es dichtgedrängt voll in der St. Nikolauskirche — kein angesehener Bürger Berlins fehlt — keine Bürgerfrau. Vor dem Altar steht der Rath Berlins in Ehrentracht, um von dem sanften und edlen Matthias von Jagow, dem Bischofe Brandenburgs, und vom Probst Buchholzer das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu erhalten. Wie begeistert wogt der evangelische Choral durch die hohen Wölbungen! Dies war der Augenblick, da sich das Schicksal der Mark und ihrer Fürsten entschied. Bannerträger sollten sie fortan sein der Religionsfreiheit in den deutschen Landen!*)

So war der alte heilige Nikolaus evangelisch geworden. Aber auch im Dienste der neuen Zeit ließ er fortan seine fromme Stimme ertönen, und in seine geweihten und heiligen Grüfte ziehen nach wie vor die großen Todten aus jenen edlen Geschlechtern ein, welche der Stadt und dem Vaterlande ihr Leben gewidmet haben.

Steigen wir also jetzt hinab zu diesen Todten. Es sind die besten der Bürger, die hier innerhalb der Kirche, im Chore und um den Altar geschaart, ihre letzte Ruhestätte gefunden, oder sich durch eine Votivtafel verewigt haben. Hier im dämmernden Lichte des Gotteshauses finden wir

*) Oscar Schwebel, Bär I. S. 175.

die Denkmäler jener großen Bürger, die draußen in der stolz und mächtig aufstrebenden Kaiserstadt, wo zumeist nur die Riesen der Schlachten und der blutigen Arbeit des Krieges in Erz und Stein dem Andenken der Nachwelt erhalten sind, keinen Platz finden konnten.

Welche Erinnerungen ziehen hier an dem in Andacht versunkenen Beschauer vorüber! Da hängt das Wappenschild der Ryke's, deren großer Ahn im Kampfe um die städtische Unabhängigkeit von der Fürstengewalt dem eisernen Hohenzollern erlag. Da ist das Grabmal des berühmten Bürgermeisters Thomas Matthias, des Rentmeisters Joachims II., der verkannt von dessen Nachfolger, Johann Georg, als Verräther im Kerker sein Leben beschloß. Hier ist die Grabkapelle der Distelmeier*) und das Grabdenkmal des großen Geschichtsschreibers Samuel von Pufendorf, des großen Vorkämpfers für Deutschlands Größe und Einheit. Und dort! — Welche Fülle unsterblicher Wohlthaten schütten noch heute diese beiden am Südschiff der Kirche, unter der Statue des Auferstandenen, der siegend aus dem Grabe hervortritt, ruhenden beiden Todten über die lebende Nachwelt aus, und wie werden sie gesegnet von allen denen, welche ihnen Erziehung und Pflege verdanken — Severin Schindler**) und seine Gattin Anna Marie!

---

*) Lampert Distelmeier hat im Jahre 1569 die Belehnung Joachims II. mit Polen zu Stande gebracht, eine That von weittragender Bedeutung. († 1588.) Von den berühmten Patriziergeschlechtern und den bedeutenden Männern Berlins werden wir in dem Kapitel: „Berlins alte Patrizierhäuser" ausführlicher berichten.

**) † 1737. Aus der Schindler'schen Legatenkasse, Stiftungsfonds ca. 210,000 Mk., werden Stipendien, Freisitze gegeben und arme Kinder erzogen.

Doch selbst die Todten sind vor den Lebendigen nicht sicher, das fremde, nachlebende Geschlecht mißgönnt ihnen selbst diese dumpfe Grabesstätte. Nicht die Todten — die Kirche soll aus Schutt und Moder sich verjüngen. Wir hören den Mörtel von den Wänden niederfallen. Der dumpfe Hall des Spatens dringt an unser Ohr, mit pietätloser Hand werden die Leichengewölbe aufgesprengt, die Grüfte geöffnet, erbarmungslos aufgewühlt die Saat, gesäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen!

Damit die Lebendigen da oben im Schiff der Kirche in Behäbigkeit ihren Gottesdienst verrichten können, müssen hier die herrlichen Denkmäler beseitigt, die Gräber geöffnet werden! O, wohl ist es interessant zu sehen, wie unter den verschiedenen Verhältnissen der Leib des Menschen zu Staub wird! —

Es ist ein trauriger Anblick, der sich uns beim fahlen Laternenlicht darbietet; nachdem wir in die soeben vor unseren Augen geöffnete Gruft des 1576 verstorbenen zweiten evangelischen Probstes Thomas Brendicke gestiegen*). Man sah die völlig nackten Gebeine des Probstes wie auf einer schwarzen Sammetschicht liegen. Sie war von Allem, was nicht Gebein war, entstanden. Fleisch, Bekleidung, Sarg, alles ein weicher, drei Zoll hoher, schwarzer, lockerer, feuchter Staub, der unter den Füßen des Stehenden in eine dünne Schicht zusammenging; nur acht gewaltige Sarggriffe und ein federleichtes Blumenstraußgerippe waren dem Gebot des zu Aschewerdens entgangen**).

*) Diese Gruft wurde geöffnet, weil eine Centralheizung angelegt werden sollte, und es mußte deshalb in die Decke, die nach Einsenkung des Sarges einst von außen vermauert worden, eine Oeffnung gemacht werden, durch welche man hinabstieg. Wir verweisen auf den höchst interessanten Bericht von Alfieri in der Zeitschrift „der Bär" IV Jahrg.

**) Mehr als einer hat schon die Frage aufgestellt, so berichtet Herr

Hinter dem Altar, wo man zur Heizkammer eine zehn Fuß tiefe mächtige Grube ausgegraben hat, liegen zahllose Gebeine dicht über dem gewachsenen Erdboden; sie müssen beim Bau des Chors, der 1380 nach dem Brande stattgefunden und den Raum des Kirchhofes einnahm, dort zusammengelegt worden sein.

Wohl die ältesten Berliner mochten in dieser Grube ihre letzte Ruhestatt gefunden haben. Es sind kurze, feste Schädel, und mancher Starrkopf, der es als stolzer Berliner Bürger mit Adel und Fürsten aufgenommen hat, mochte darunter sein. Welche Poesie, welche tiefe Anregung zum Nachdenken lag früher für die Besucher der Gotteshäuser darin, wenn sie ihre Seele über den Gräbern ihrer Vorfahren zu dem Ewigen erhoben, welche Mahnung an die eigene Zukunft! Die Todten mögen oft zu ihnen lebendiger als die todten Worte der Geistlichen geredet haben.

Heut, in unserer realistischen Zeit, darf der fromme Kirchenbesucher nicht an die Gewölbe unter sich denken — die in den prächtigen Weinkellern lagernden Bacchusgaben möchten seine Gedanken recht weltlich stimmen — tempora mutantur!

Ja, die Zeiten ändern sich, und die Menschen auch.

Alfieri, wo sind denn die berühmten Oelbilder und Denkmäler hingekommen? Da will einem das Bekenntniß nicht recht von der Zunge: daß sie ganz stiefmütterlich behandelt werden. Die zahlreichen, unschätzbaren Oelbilder, auf Holz gemalt, sie stehen in dem durch ein Gitter abgeschlossenen Thurmraum, dem Bestauben und in der ersten Zeit sogar jedem Arbeiter Preis gegeben. Drei der werthvollsten Oelgemälde, darunter das große Kanzler-Distelmeier'sche Familienbild, sind indessen gar nicht von der Kirchenwand abgenommen worden, sie hängen unverdeckt, allen Unbilden des großen Umbaues ausgesetzt, obgleich Schreiber dieser Zeilen wiederholt um Schutz gerade dieser Stücke nachgesucht, sogar seine Hülfe angeboten hat. Stammvater der Kirche war Stadtbaurath Blankenstein.

Treten wir jetzt in das Gotteshaus hinein, so sind es nicht mehr die Schauer des Todes, die uns erschüttern — der Moder ist verschwunden, das Todtengebein beseitigt, und so viel die alte Kirche durch den Umbau äußerlich gewonnen hat, an ihrem inneren historischen Gehalt hat sie leider nur zu viel verloren. Doch blickt unser heutiges Geschlecht überhaupt noch nach den Thürmen? Es glaubt zu gut zu wissen, was an der Zeit ist, um sich bei ihnen Rath und Sammlung zu holen.

Alter, verlassener Nikolaus! Kaum weiß die Stadt von Deinem Dasein! Von einem Endpunkt der Stadt bis zum andern, und weit, weit über ihre Mauern hinaus wurde ehedem Deine eherne Stimme vernommen, Dein letztes Sterbelied für die Todten, Dein Sturmgeheul, wenn Räuber und Feinde naheten, wenn Du zum frommen Gebete mahntest, und wenn Du den heiligen Festtag begrüßtest — Jeder erkannte Deine Stimme, wie die eines alten, erprobten Freundes! Aber heute? Höchstens daß wehmüthigen, nassen Auges die Gefangenen zu Dir aufschauen, wenn sie die Stadtvoigtei verlassen, oder ein paar Socialdemokraten, denen die Ausweisungsordre eingehändigt, weil sie sich angemaßt, Deine Stelle zu vertreten und den Leuten zuzurufen:

Hört Ihr Herren und laßt Euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen —*).

---

*) 1584 wurde zum Nikolai ein neuer Thurmknopf gemacht und verschiedene Schriften hineingelegt. Am merkwürdigsten ist aber die, welche der Klempner Merten Treptow, der die Büchse zu den Schriften angefertigt, hinzugefügt hat. Außer mehrfachen Klagen über Kaiser, Pabst,

II.

Das graue Kloſter.

Zwiſchen dem „Hohen Hauſe“ und dem Hauſe Nr. 73 in der Kloſterſtraße liegt ein Gebäude, das auf den erſten Anblick ſein hohes Alterthum verräth. Es iſt die Kirche des ehemaligen Franziskanerkloſters. Auch das Kloſter ſelbſt iſt zum Theil noch erhalten und zu einem Gymnaſium umgewandelt. An der Kirche aber ſind nur ganz geringe Veränderungen vorgenommen worden. Die Ziegelhütte des Ritters Jacob von Nebede, zwiſchen Tempelhof und Kölln belegen, die dieſer im Jahre 1290 den Franziskanern zum Bau ihres Kloſters ſchenkte, hat ihnen ein Baumaterial geliefert, deſſen Stärke und Dauerhaftigkeit wir vorzugsweiſe die Erhaltung eines ſo herrlichen Denkmals längſt verfloſſener Vergangenheit danken.

Außer der Kirche iſt der ehemalige Kapitelſaal der merkwürdigſte Theil des grauen Kloſters. Derſelbe wird zum Singſaal benutzt und iſt nebſt dem unter demſelben im Souterrain belegenen Refectorium im Jahre 1823 dem

---

die „die Jaheeszeit verkehret und Weihnachten, Oſtern und Pfingſten, vier Wochen zuvor gehalten“ und über verſchiedene Biſchöfe, die gefreit, meldet er auch unter Anderem; „Der ich zumal ein Mann von 40 Jahren geweſen, habe gute Zeit und böſe erlebet, denn mein Vater ſeel. hat für eine Mandel Eier vier Pfennig gegeben, aber bei meinen Zeiten hat man ſie für einen Silbergroſchen gekauft, auch um zwei, um drei Silbergroſchen, den Roggen zu Thalern, zu guten Gulden, zu XII. Silbergroſchen, auch iſt große, große Schelmerei geweſen, bei großen Leuten, die mit Partikeln ſind umgegangen, die Leute um viel Tauſend betrogen, und ſind ſelbſt zu Bettlern worden.“ Es wurde der Thurmknopf übrigens ſpäter noch mehrmals, nähmlich 1671, 1695, 1734 und zuletzt im Frühjahr 1878 herabgenommen und geöffnet.

Gymnasium zur Vergrößerung seiner Räumlichkeiten überwiesen worden.

Wie wunderbar spielt der Wechsel der Zeit! — In diesem Saale wurden die Provinzial-, Kustodial- und Könobial-Versammlungen gehalten, die Wahlen der Provinvinzialen, Kustoden, Prioren, Procuratoren und Guardiane vorgenommen, über die Aufnahme der Novizen und die Beförderung zu Professen, über die Ausstoßung der Unwürdigen, über die Pönitenzen und über jede wichtige innere und äußere Ordensangelegenheit verhandelt. Hier in diesem Saal wurde zweifelsohne mehr als einmal ein Ketzergericht gehalten, das geheime Sündenschuldbuch über die enormia peccata, wie die größten Vergehungen, zu denen besonders Ketzerei gehörte, genannt wurden, in Anwesenheit aller Mönche aufgeschlagen, und die furchtbare Strafe — in pace — verhängt; und jetzt empfängt in diesen Räumen die protestantische Jugend den Unterricht, der sie fähig machen soll, die mühsam errungene Aufklärung für sich und die folgenden Zeiten zu wahren.

Ihr Kinder einer neuen Zeit, schaut Euch die vier Säulen*) an, auf denen das herrliche Gewölbe ruht!

---

*) Die Säulen bestehen aus starken gut gebrannten Backsteinen, die Steine aber, welche die Inschriften enthalten, sind von ungewöhnlicher Festigkeit. Die Buchstaben sind erhaben, und wahrscheinlich vor dem Einbrennen hoch aufgedruckt. Jede Säule enthält zwei lateinische Inschriften, von denen sich eine unter dem Säulenknauf, die andere am Säulenfuß befindet. An der ersten Säule steht oben: „Segne, Herr, dieses Haus und deinen Diener, den Bruder Adam!“ und unten: „Im Jahre des Herrn 1472, am Tage der Kreuzerhöhung ist diese Säule mit der Inschrift versehen worden.“ Von den andern Unterschriften lauten die vier bemerkenswertheften: 1) „Im Jahre des Herrn 1471 ist dieses Haus in seinen Grundsteinen gegründet worden.“ 2) „Schütze doch, o Herr, diese Wohnung während jeder verborgenen Gefahr.“ 3) „Im Jahre des Herrn 1474 ist dieses Bauwerk (der Kapitelsaal)

Wahrlich, diese Säulen knickt kein Simson, und wäre ihm Jahrhunderte lang das Haar gewachsen. Aber ein Stärkerer als der blinde Simson hat an den Säulen der übermüthig gewordenen katholischen Kirche gerüttelt, daß sie zusammenbrach, — der Geist der Befreiung von zelotischer Seelenknechtung! Und so mußten auch hier die Diener der zusammenbrechenden orthodoxen Kirche, die grauen Mönche, ihr altes, ihnen lieb gewordenes Heim verlassen, damit es lichter würde in den altersgrauen dunklen Hallen!

* * *

Erstes Bild:
Das Probejahr eines Minoriten*).

Der Minorit soll nit studier,
Der Bettelsack ist seine Zierz
Und kann er's, mag er pred'gen schier.
Spruch der Franziskaner.

1.

In dem Kapitelsaale ward am Sonntage Epiphanias i. J. 1477 eine feierliche Handlung vorgenommen.

Ein junger stattlicher Mann ließ sich in den Orden

---

durch den Meister Bernhard vollendet worden." 4) „Gegrüßet seist Du, Maria, Huldvolle Du! Bruder Hermanus, Dein Knecht durch göttliche Gerechtigkeit." Nach der Inschrift der dritten Säule ist das Gebäude, in welchem sich der Kapitelsaal befindet, im Jahre 1473 erbaut, also unter der Regierung des Kurfürsten Albrecht Achilles, welcher von 1470 bis 1486 regierte, und zwar in dem merkwürdigen Jahr, in welchem dieser Fürst die Erbverordnung machte, nach welcher gegen die Sitte der damaligen Zeit die Marken ungetheilt von dem jedesmaligen Kurfürsten regiert werden sollten. Eine Verordnung, die die Zersplitterung der Mark verhütet und somit als erster Grund der wachsenden Größe Brandenburgs betrachtet werden kann. Die Klosterkirche selbst ist bedeutend älter.

*) Minoriten, die niederen Brüder, nannten sich die Franziskaner aus Bescheidenheit.

der Franziskaner aufnehmen. Was bewog ihn, der Welt zu entsagen? War es Neugierde, die Mysterien eines Ordens kennen zu lernen, die längst der Welt kein Geheimniß mehr waren? War es Lust am geistlichen Leben der Mönche, die längst aufgehört hatten, den Sinn dem Himmel zuzukehren? War es endlich Leid, Elend, Gram, der sich zwischen den stillen Wänden einer Mönchszelle ausleben wollte? — Es war weder das Eine, noch das Andere.

Johannes Balduin hatte die Welt genossen, den Freudenbecher bis zum Uebermaß geleert, jetzt hatte er genug. Aus einer Buhlerin wird eine Betschwester, aus einem Wüstling ein Mönch. Jetzt, nachdem der erst dreißigjährige Mann alle Freuden des Daseins gekostet, wollte er das Leben im Sterben erkennen.

Der Frater Guardian*), von sämmtlichen Minoriten seines Klosters umgeben, stellte vor Beginn des Noviziats, wie es die Regel des Ordens gebot, mit dem Aspiranten eine Glaubensprüfung an, und nachdem seine Antworten befriedigend ausgefallen, wandte sich der Guardian an den Frater Novizenmeister, der ihm zunächst stand und sagte:

„Nachdem der Novize erklärt, den Regeln unseres heiligen Ordens sich blindlings, ohne Murren und Widerspruch, unterwerfen zu wollen, entkleide ihn seines weltlichen Anzuges, wirf ihm den Ordensrock über, umgürte ihn mit dem Strick!“

Es war dieses das Werk weniger Minuten.

In dem braungrauen Mönchsrock, ohne Seiten- und Brustöffnung, unter dem Kinn die Mozette oder Lunula,

---

*) Es gab bei den Franziskanern keine patres oder überhaupt höhere Namen als frater, Bruder. Des Ordens Fundament war höchste Demuth, hierauf waren fast alle seine Regeln basirt.

mit dem halbmondähnlichen Bruſt- und Seitenkragen, doch ohne Kapuze*), um die Hüften den knotigen Strick, an den Füßen Sandalen, in dieſer Minoriten-Mönchstracht trat jetzt Balduin wieder vor den Guardian, mit demſelben bleichen, ruhigen, gleichmüthigen Geſicht, das ihn während des ganzen Actes charakteriſirte.

„Jetzt biſt Du Novize, Bruder Johannes," ſagte der Guardian — „komm, mein Bruder, verrichte mit uns Dein Gebet, und dann wird Dich Bruder Paulus mit in ſeine Zelle nehmen und dich in Deinen neuen Pflichten unterrichten."

Und er wandte ſich an die umſtehenden Mönche: „Laßt uns beten!"

Sie knieten Alle nieder, ſie falteten die Hände, ſie lagen alle da im Staube der Demuth und in der Zerknirſchung der Buße, und als ſie ſich erhoben, küßte der Guardian den Novizen, umarmte ihn, ſegnete ihn — und darauf führte ihn Bruder Paulus in ſeine Zelle.

2.

„Die Novizenmeiſter ſollen klug und vorſichtig ſein und ſollen nicht mit andern Ordensgeſchäften überladen werden, um ihren Zöglingen ihre Zeit widmen zu können. Den Novizen muß beſonders Anhänglichkeit und Enthuſiasmus für den Orden eingeflößt werden. Daraus fließt dann ſelbſt Gehorſam, Duldung und Ertragung deſſen, was ſonſt nicht gefällt, und jede Beſchränkung des freien Willens."

---

*) Die Kapuze, von gleicher Farbe mit dem Rocke, war an demſelben befeſtigt und vertrat, über den Kopf geſchlagen, die Stelle des Hutes oder der Mütze. Die Kapuze erhielt jedoch der Novize erſt, wenn er nach abgelaufenem Noviziat in den Orden aufgenommen wurde.

Das war die Pflicht eines Novizenmeisters, und Bruder Paul verstand sie vollkommen auszuüben, denn er war ein wahrer Jünger des Stifters seines Ordens, Franziskus von Assisi.

In einer Zeit, wo die Sitten der Geistlichen bereits dermaßen ausgeartet waren, daß sich im Schooße der Kirche selbst das Bedürfniß nach Reform kundgab, da kein Orden bei seiner ursprünglichen Bestimmung, kein Priester bei seinen ursprünglichen Pflichten, keine Ceremonie bei ihrem ursprünglichen Sinne belassen war, da sich das Band zwischen Laien und Geistlichen gelockert, die Uebereinstimmung zwischen Glauben und Denken, zwischen Beten und Andacht sich längst verloren hatte, in dieser Zeit tiefen kirchlichen und religiösen Zwiespaltes lebte Frater Paul wie ein Mönch der guten alten Zeit, mit allen Eigenschaften eines Gläubigen und solche auch von den Geistlichen der Gegenwart fordernd.

Demnach war der Novizenmeister ein streng nach den Regeln seines Ordens lebender Frater, ein finsterer Ascet, und in seinem Kloster mehr gefürchtet als geliebt.

Das war der Mann, dessen bildenden Händen Johannes Balduin übergeben wurde.

Ihre beiden Zellen lagen neben einander; was Balduin that, was er dachte, Alles mußte Frater Paul wissen, und Alles wußte er. Und jeden Morgen nach der Frühmette und nach der Hora und jeden Abend nach der Vesper und nach der Complette, nach der Prima, Tertia, Sexta und Nona, d. h., jeden Augenblick des Tages und der Mitternacht besuchte er den Novizen und wiederholte mit ihm die Regeln seines Ordens und die Geschichte seines Stifters.

„Ich habe schon viele Novizen vor Dir unterrichtet,

Frater Johannes," sagte er nach wenigen Tagen, „aber Du bist der Erste, der mir Hoffnung macht, einen wahren Franziskaner heranzubilden. Wahrlich, zwischen den Trägern dieses Namens und unserm heiligen Stifter liegt eines Himmels Ferne. Komm', mein Bruder, komm' in unsere Kirche, ich werde Dir die heiligen Bilder, mit denen sie geschmückt ist, zeigen und die großen Werke unseres Meisters deuten und die Geschichte unseres Ordens Dir lebendig machen."

Mit diesen Worten führte er Balduin in die Klosterkirche, wo im Chore über den fünfzig Mönchssitzen, elf Fuß hoch über der Erde, zwei merkwürdige Inschriften sich befinden.

„Kannst Du lesen, mein Sohn?" fragte der Novizenmeister.

„Nein," sagte Balduin, „das ist Mönchsschrift, deren Sinn ich nicht zu enträthseln vermag."

„Also steht's da," hob Frater Paul an und faltete andächtig die Hände:

„Im Jahre 1271 haben die erlauchten Fürsten und Herren Otto und Albert, Markgrafen von Brandenburg, aus besonderer Verehrung des Ordens den Platz, auf welchem dies Kloster erbauet ist, den Ordensbrüdern zum ewigen Besitz gnädigst übergeben."

„Nachher hat im Jahre 1290 der wackere Ritter, Herr Jacob von Nebede, den hiesigen Ordensbrüdern die Ziegelscheune zwischen Tempelhof und Berlin geschenkt. Und somit sind der gedachte Ritter und die genannten Fürsten die Stifter dieses Klosters*).

Und weiterhin steht:

---

*) Diese Inschriften sind noch heute daselbst vorhanden.

„Der Orden der niedrigen Brüder, welchen der allmächtige Gott wegen der Verdienste seines heiligen Franziskus mit reichem Segengeschenk entgegen kam, den er mit einer großen Anzahl von Mitgliedern und Klöstern bereichert und in der ganzen Welt weit herum verbreitet hat, besitzt jetzt sechsunddreißig Provinzen, sechszehn Vicarien, welche wegen der geringen Anzahl von Klöstern nicht Provinzen heißen, 1733 Mönchsklöster, 452 Klöster der heiligen Klara*), und so sind es überhaupt 2185 Klöster, welchen allen, unter Begünstigung des Allerhöchsten, nur ein Ordensvater (Franziskus und nachher der jedesmalige Ordensgeneral in Rom) vorsteht."

„Höher hinauf, mein Sohn," fuhr der Novizenmeister fort, „kannst Du die lange Reihe der Provinzen, Kustodien und Klöster unseres Ordens lesen. Doch dieses ein ander Mal. Genug für heute der Erkenntniß, wenn Du inne wirst, daß auch die größten Dinge der Erde einen kleinen Ursprung haben, und nichts in dieser Welt an sich unbedeutend ist."

„Darin aber liegt kein Grund zur prahlerischen Selbstüberhebung, sondern zur höchsten Demuth — wie sie unser Herr und Meister, der heilige Franziskus, geübt."

„Was war Franziskus? — Entäußerte er sich nicht seines väterlichen Erbtheils und verließ seine Vaterstadt bettelarm und kehrte bettelarm zurück? — Feld oder Kirche war seine Hausung, die Frucht des Feldes seine Nahrung, und was ihm freiwillig bot des Mildthätigen Erbarmen. Und hat dieser Bettler nicht drei Kirchen in seiner Vaterstadt wieder hergestellt, die Dominuskirche, die Peterskirche und die Marienkirche der Engel? Das that ein Bettler!" —

*) Franziskus stiftete auch diesen weiblichen Franziskaner-Orden.

„Und darauf stiftete er einen Bettelorden mit zehn Männern seiner Gesinnung. Aber die Ordensregel war diese: Gehorsam dem Papste — denn er ist das Haupt der Kirche, Christi Stellvertreter auf Erden. Bettelarmuth — denn die Frommen nährt der Himmel. Keuschheit, denn sie ist die Mutter aller Tugend. Entbehrung der Wohlgenüsse des Lebens — denn wer dem Irdischen entsagt, sichert sich das Erbtheil des Heilandes!" —

„Und so war's mit unserm großen Stifter, mein Sohn, denn ist er nicht fast gottähnlich geworden? — Drückte ihm nicht der Heiland seine fünf Wunden an Händen, Füßen und Brust auf?"

„Schau, hier ist sein Bild*). Und welche Wunder sind noch ferner mit ihm geschehen, die man kaum aufzuzählen im Stande ist?"

„Einst hielt der heilige Franziskus einen Vortrag an das Volk und ein schreiender Esel störte ihn. Es giebt der Esel noch viele, die schreien, wenn die Weisen reden. Aber dieser Esel war ein anderer Esel. Als Franziskus sprach: Frater asine, ich bitte Dich, daß Du schweigest und das Wort Gottes nicht störest, welches ich dem Volke predige — siehe, da gehorchte der Bruder Esel, er trat näher und hörte gleich allen Anwesenden aufmerksam der Predigt bis zum Ende zu. Und ein ander Mal: Einst störte ein ausgelassenes Mädchen mit der Cymbel seinen Vortrag, und als sie der Ermahnung des heiligen Franziskus nach dreimaligem Zuruf nicht achtete, da rief der Meister: Tolle, tolle, Diabole, quod tuum est! d. h. nimm fort von hier, Satanas, was Dein ist! Und vor Aller Augen ward das

*) Die zwölf Apostel, die früher sich im Chore befanden, sind daselbst nicht mehr vorhanden. An der Stelle des Judas Ischarioth stand Franziskus.

Mädchen in die Lüfte weggeführt und erschien nimmer wieder. Und wiederum kam eine Heuschrecke auf seinen Befehl, setzte sich auf seine Hand und sang. Der Meister gebot ihr: Singe, meine Schwester Heuschrecke, und lobe den Schöpfer mit Deinem Gesang. Und siehe, sie sang die laudes dei, bis ihr Franziskus wegzufliegen befahl. Und noch Vieles wird von ihm erzählt und gepriesen, und es ist alles wahr, mein Sohn, und steht in den heiligen Canonen."

„O, und das ist lange nicht Alles, was die heilige Legende von ihm Großes und Wunderbares berichtet, noch viel wirst Du erfahren, doch wir wollen es für die anderen Tage aufbehalten. Jetzt aber wollen wir beten und uns geißeln, denn sündig ist das Fleisch und der Leib, und die Seele sündig durch ihn, und die Welt sündig durch den schlimmen Geist, der sie beherrscht. Denn er geht nicht in sich, sondern außer sich, außer der Religion, außer dem Glauben, außer Gott! — Komm', laß uns beten, mein Sohn."

Und sie knieten Beide nieder und entblößten sich Rücken und Brust, und der ascetische Novizenmeister rief mit lauter Stimme: „Tolle, tolle, Diabole, quod tuum est!" — und schwang mit kräftiger Hand die Geißel, daß das Blut stromweise herabfloß von dem zerrissenen Nacken. Und dann wurde die Hand matt, die Geißel entfiel ihr, aber seine Lippen fuhren fort zu beten.

Balduin war seinem Beispiele gefolgt. Schauer der Andacht durchrieselten ihn, es war ihm, als wollte er vergehen. Das Gewölbe der Kirche hob sich, seine Sinne schwanden im Raum der Unendlichkeit. Es klang ihm wie Sphärengesang aus den Lüften und lebendig wurde es in der Kirche. Gespensterhaft saßen da die schwarzen Fratres auf ihren Sitzen und vereinigten ihr Gebet mit dem seinen.

— Die Werkzeuge der Passion Christi, die in den Wappenschildern über den Mönchsstühlen angebracht waren*), schienen in Blut zu triefen. Wie ihn das Gesicht des Juden, welcher dem Heiland in's Antlitz speit, in erschrecklich grauser Boßheit anstarrt! Wie der falsche Judas heuchlerisch süß ihn angrinst! Ja, selbst die Leichensteine bekommen Leben und die gewappneten und geharnischten Ritter entsteigen ihren Gräbern: Johann von Hohenlohe, Kraft von Lautersheim, Philipp von Utenhoven, die Getreuen des Burggrafen, welche für ihn am Cremmer Damm gegen die Pommernherzöge gefochten und die Todeswunden davongetragen**). Ihren Gräbern entsteigen der Herzog Ernst von Sachsen***), und die hohe adlige Gestalt Ludwig des Römers, des einstigen Herrn der Mark, der minder glücklich als die Zollern sich vor den Berliner Bürgern hatte demüthigen müssen und in der Blüthe seiner Jahre dahinstarb.

Und immer mehr versank der betende Balduin in diese vor ihm lebendig gewordene Geisterwelt bis auch er, wie Frater Paul in Andacht gleichsam erstarrte.

So fand sie die Frühmette.

3.

Wir beschließen dieses Bild mit dem Profeß, das heißt mit dem Bekenntniß des Novizen, nach abgelegtem Probe-

*) Diese sehr schön geschnitzten Mönchsstühle, aus dem 14. Jahrhundert stammend, sind ebenso wie die andern hier erwähnten Gegenstände, heute noch vorhanden, desgleichen die weiter unten erwähnten Grabstätten und außerdem noch viele andere. Nur die Grabstätte Ludwig des Römers und seiner Gemahlin sind nicht mehr aufzufinden.

**) Die Bundesgenossen der Quitzow.

***) Derselbe ist hier ebenfalls mit seiner Gemahlin im Franziskanergewande begraben worden.

jahr, Alles zu halten, wozu ein Minorit verpflichtet war. Es gehörte gewiß eine eigenthümliche Richtung der Zeit dazu, also nicht nur des einzelnen Individuums, um sich klösterlichen Regeln wie die der Franziskaner zu unterwerfen. Man glaube nicht, daß das Leben der grauen Mönche ein heiteres, lustiges war, wie das Leben der Mönche überhaupt. Denn wenn sie überall auch lauer in der Befolgung ihrer Regeln wurden, gegen ihre ursprüngliche Bestimmung bedeutend verstießen, und wenn alles in bloße Förmlichkeit ausartete, so blieb doch immer diese Form erhalten, die dem Leben der Mönche einen harten Zwang auferlegte. So bestand bei den Franziskanern ein vielfältiges Fasten und Beten, das wenigstens immer beobachtet werden mußte, und wir brauchen nur die Betstunden hier zu nennen, um das Leben der Minoriten als kein besonders einladendes erscheinen zu lassen.

Die Mönche mußten sich versammeln:

1. zur Frühmette um 3 Uhr Morgens. Zu dieser Zeit beteten sie 24 Paternoster, das Credo und das Gloria Petri.

2. zur Hora, Laudes genannt, zwischen 3 und 4 Uhr: 5 Paternoster.

3. Zur Prima, 6 Uhr: 7 Paternoster und Gloria Petri.

4. Zur Tertia, 9 Uhr: 7 Paternoster und Gloria.

5. zur Sexta, 12 Uhr Mittags: 7 Paternoster und das Gloria.

6. zur Nona, 3 Uhr: 7 Paternoster und Gloria.

7. zur Vesper, 6 Uhr: 12 Paternoster.

8. zur Complette, 9 Uhr: 7 Paternoster, Credo in Deum und Gloria Petri.

Die Tagesstunden begannen mit der Prima, früh 6 Uhr,

und schlossen mit der Complette, 9 Uhr Abends. Frühmette und Hora fielen also in die Nacht.

Mit jedem Paternoster war eine Anzahl Ave Maria verbunden; außerdem waren für die Verstorbenen sieben Paternoster und das Requiem aeternam, für die Fehler und Versäumnisse der Fratres aber täglich drei Paternoster zu beten. Dazu war das Betteln oder Terminiren, zu dem jeder Minorit verpflichtet war, gewiß kein angenehmer Beruf, obgleich es in der Vorschrift heißt: „Keiner schäme sich zu betteln — Ihr müßt dreist fordern."

Und es schämten sich dessen wirklich die reichsten Klöster nicht.

Demungeachtet war dieses Leben nicht angenehm, und es kann mithin nur in der ascetischen Richtung der Zeit gesucht werden, wenn sich die Klöster noch immer bevölkerten, wie wohl auch manchmal Verzweiflung, innere Zerrissenheit und sonstige äußerliche Gründe zum Kloster geführt haben mögen.

Indessen war auch nicht in jedem Kloster ein Novizenmeister, und ein solcher wie Frater Paul. Sicher würde solche Strenge manchen Novizen von dem Gelübde abgehalten haben. Es ist eine eigenthümliche, psychologische Erfahrung, daß gerade Wüstlinge oft eine große Energie entwickeln, wenn sie einmal einen Entschluß mit ganzer Seele erfaßt, und so ging's auch mit Balduin, er überstand geduldig das Probejahr und ward mit den üblichen Ceremonien in den Orden der Franziskaner aufgenommen.

Er ward abermals entkleidet, und erhielt nun einen Rock mit der Kapuze, dann ward er gesalbt, hierauf Gebet und Beichte, und der Strick, der den Rock um die Hüften hielt, ward mit den Worten eingesegnet:

„O Gott, der Du, die Sünder zu befreien, Deinen

Sohn hast wollen mit Stricken binden lassen, segne diesen Strick, damit dein Knecht, der Bruder Johannes, welchen wir damit umgürten wollen, der Bande deines Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi allezeit eingedenk sei."

Darauf mußte Balduin sprechen:

„Ich gelobe und verspreche Gott, der h. Jungfrau Maria, dem h. Franziskus, allen Heiligen und Dir, ehrwürdiger Pater, die vom Papst Honorius bestätigte Regel der niederen Brüder mein Lebelang zu beobachten, im Gehorsam, ohne Eigenthum und in Keuschheit zu leben."

Jetzt hatte Balduin Profeß gethan, und ein unauflösliches Band knüpfte ihn an die Regel des Ordens und machte ihn blind unterthan seinen Vorgesetzten.

Wehe ihm, gewönne er anderes Licht und andere Einsicht zwischen den Wänden seiner Zelle!

Zweites Bild.

In Pace.

Ecclesia non sitit sanguinem.
(Die Kirche vergießt kein Blut.)
Gesetz der katholischen Kirche.

1.

Es war im Jahre 1517, zur selben Zeit also, in welcher Luther durch sein kräftiges Auftreten dem Ablaßunwesen und der angemaßten Unfehlbarkeit des Papstes den Todesstoß gegeben hatte.

Auch in Berlin fehlte es nicht an Geistlichen und Weltlichen, die dem unerschrockenen Reformator im Grunde ihres Herzens Recht gaben, aber der damalige Beherrscher der Mark, Kurfürst Joachim I., hielt fest an dem katholischen Glauben.

Selbst in den Klöstern hatte Luther seine Anhänger gefunden, aber hier hütete die Kirche die ausbrechende Ketzerei mit Argusaugen. Verloren war der Mönch, der auf des Reformators Glauben schwor, denn die Kirche, die Orden verziehen Alles — nur Ketzerei, nur Abfall von den bisherigen Lehrsätzen der Kirche nicht.

Unmöglich war es einem solchen Unglücklichen, der zur besseren Einsicht erwacht, zu entfliehen; der Arm der Kirche reichte weiter, als der der weltlichen Macht, er reichte bis in die Herzen, bis in die Gewissen hinein, bis in das Jenseits hinüber. Hier gab es nur einen Ausweg: heule mit den Wölfen, bete mit den Minoriten, gieb deiner besseren Einsicht ein Grab in deinem Herzen. Aber das ist die große Kraft, der göttliche Trieb der Wahrheit, sie sucht den Kampf, sie sucht die Gefahr, sie sucht die Lüge — sie kämpft auf Leben und Tod.

Und Bruder Martin, ein Mönch von 45 Jahren, trat mit dem offenen Bekenntniß vor den Frater Guardian:

„Ich habe in der Einsamkeit über Luthers Worte und Sätze nachgedacht und sie mit meiner gewonnenen Ueberzeugung übereinstimmend gefunden. Entbinde mich meines Gelöbnisses, daß ich dieses Kloster verlassen kann."

Da wurde der Guardian wuthbleich und sprach zum Frater Martin mit zornigen Blicken:

„Du kennst die Strafe der Ketzerei — vier Stunden lasse ich Dir Bedenkzeit, ob die Fratres das: „„in pace requiescat"" Dir nachrufen sollen."

Bruder Martin entfernte sich stillschweigend, vom Schauder durchrüttelt. Zwei Stunden kämpfte er mit sich einen schweren Kampf — dann warf er die Kutte und den Strick ab und verließ heimlich das Kloster.

2.

Acht Tage später läutete im Kloster der Franziskaner die Kapitelglocke. Es war dies ein Zeichen, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen war.

Der entwichene Bruder Martin war wieder eingefangen worden; jetzt sollte über ihn Gericht gehalten werden.

Da saßen sie wie gespenstige Schatten, die zum Convent versammelten Fratres. Lautlose Stille herrschte im Kapitelsaal, der, obwohl die helle Mittagssonne durch die Fenster schien, mit eben so viel Kerzen erleuchtet war, als Mönche sich im Saale befanden.

Jetzt wurde die unheimliche Stille durch das Geräusch unterbrochen, welches die klirrenden Ketten verursachten, mit denen der in diesem Augenblicke vor den Convent geführte Bruder Martin gefesselt war.

Der Unglückliche konnte seine Apostasie*) nicht leugnen, und die beredteste Vertheidigung würde ihm nichts genützt haben. Die finsteren, drohenden Blicke des fanatischen Novizenmeisters, die grimmen, rollenden Augen des Guardian, Alles, was er sah, verkündete ihm die Unerbittlichkeit seiner Richter, seinen unvermeidlichen Tod.

Und als das furchtbare Urtheil von dem Guardian gesprochen war, und die Mönche mit lautem: „Fiat! Fiat!“**) es bestätigt hatten, da hob Bruder Martin die gefesselten Arme zum Himmel empor und rief mit heroischer Ergebung die Worte des dem Märtyrerthum geweihten Erlösers:

---

*) Abfall vom Bekenntnisse und Desertion aus dem Kloster.

**) So geschehe ihm.

„Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“

„Fiat! Fiat!“ ertönte nochmals der furchtbare Richterspruch, und nun sprach der Guardian die Excommunication über den Verurtheilten aus, dann näherte sich ihm der Novizenmeister und schabte ihm die Stelle des Scheitels ab, auf welcher er beim Profeß das Salböl erhalten; das Ordenskleid ward ihm vom Leibe gerissen, der Bart abgeschnitten, und während die frommen Henker an dem Unglücklichen diese Galgentoilette vollendeten, ertönte von den Lippen der betenden Mönche der schaurige Gesang:

„Setze Gottlose über ihn, und daß der Satan stehe zu seiner Rechten!“

Mit den letzten verklingenden Strophen wurden sämmtliche Kerzen bis auf eine einzige ausgelöscht, welche man dem Bruder Martin in die Hand gab; und die ausgelöschten Kerzen in den Händen erhoben sich jetzt die Fratres, um den Verdammten zu seinem furchtbaren Grabe zu geleiten, das inzwischen für ihn bereitet worden war.

Voran schritt der Kruzifixträger mit umgekehrter Kapuze, dann folgten der Guardian und der Novizenmeister mit Weihkessel und Rauchfaß.

Der entsetzliche Ort, wo die Vermauerung stattfinden sollte, war erreicht, abermals erhoben die schwarzen Brüder ihre Stimme, und dumpf klang es wieder von ihren Lippen:

„Ich bin arm und elend, und mein Herz ist zerschlagen in mir. Ich fahre dahin wie ein Schatten!“

Während dieses Gesanges wurde der dem Tode Geweihte mit Weihwasser besprengt, das Grab mit den Dämpfen des Räucherwerkes erfüllt.

Dann noch eine letzte That furchtbarer Barmherzigkeit: Man legte ein Brod in die Gruft, stellte einen Topf

Wasser und ein brennendes Licht hinein — und hinabgestoßen ward er nun selbst, der Lebendige, in den Todtenschrein. Ein letzter furchtbarer Schrei der Verzweiflung, übertönt von den dumpfen Hammerschlägen des Maurers, der die Gruft wieder schloß, und mit entsetzlichem Hohn in frommen Worten auf den Lippen entfernten sich die betenden Fratres, indem sie sangen:

„In pace requiescat!*)"

* * *

Außer dieser fürchterlichen Strafe, die zweifelsohne, wenn auch nicht oft, so doch zu verschiedenen Zeiten vorgekommen ist, sind noch folgende minder entsetzliche Bußen im Strafcodex der Franziskaner angeführt:

1) die Artactio. Der Verdächtige wird bei Wasser und Brod eingesperrt und muß sich wöchentlich dreimal im Refector mit seinem Stricke geißeln. Der Superior zählt die vorgeschriebenen Hiebe am Rosenkranz nach.

2) Flagellatio per alium. Die Geißelung durch einen Anderen, wobei ein Strick oder ein Riemen, ein Stock, Rohr, auch eine mit Draht geflochtene Geißel gebraucht wird.

3) Sibili, Quetschhölzer. Zwischen jeden Finger wird ein dünnes, festes, handbreites, vier Zoll langes Holz gelegt, und die Enden der Holzstücke mit Bändern zusammengeschnürt, wobei die Finger breit gequetscht werden.

Indeß soll diese Qual nur so lange dauern, als man zwei Miserere oder drei Paternoster herbeten kann.

4) Juxilli, Knöchel. Durch zwei Brettstücke werden die Knöchel an den Füßen empfindlich gedrückt.

*) Er ruhe in Frieden.

5) Chorda, Seil. Der Deliquent wird mit auf den Rücken gebundenen Händen an einem Strick in die Höhe gezogen.

6) Ovum fervens. Ein hart gesottenes Ei wird aus dem siedenden Wasser genommen und so mit einem dünnen leinenen Tuche dem Sträfling unter die Achsel gebunden, und zwar so lange ein Credo, die Hersagung des apostolischen Symbolums, dauert.

Noch ist dazuzuzählen: der Verlust der Ehrenämter, und Vertauschung der Kapuze mit der Novizenkappe, Kerker, Bann, Verlust der Ordenskleidung, Entbehrungen aller Art, entehrende Stellungen, der Zwang, die Speisen auf der Erde knieend oder liegend von der Erde zu sich zu nehmen.

Diese Strafen oder Torturen, denn sie dienten auch oft nur dazu, um Geständnisse zu erpressen, hatten indeß, so grausam sie auch sind, nichts Außergewöhnliches, von den weltlichen Strafen Verschiedenes, sie waren ganz im herrschenden Geiste der Zeit. Auch das weltliche Gesetz bestrafte den bloßen Diebstahl der Weiber mit Lebendigbegraben. Die Kirche war nicht grausamer, aber sie war auch nicht milder als die weltliche Justiz; und ihrem Gesetz:

„die Kirche vergießt kein Blut!"

hat sie eine nur allzu blutige Deutung gegeben.

* * *

Der große bedeutsame Wendepunkt, welcher mit der Einführung, oder man sollte eigentlich sagen, mit der öffentlichen Anerkennung der Reformation unter Joachim II. eintrat, machte dem klösterlichen Leben in Berlin ein Ende. Es wurde den Mönchen gestattet, das Kloster zu verlassen und einen beliebigen Beruf zu wählen, doch zogen es die

meisten vor, ihre Tage in irgend einem Kloster zu beschließen. Die Dominikaner wurden nach Brandenburg in's dortige Kloster verwiesen, den Franziskanern aber gestattete man, in ihrem Kloster bis zum Tode zu verbleiben, nur durfte kein neuer Mönch aufgenommen werden. Natürlich veränderte das Kloster gänzlich seinen Charakter, denn es ward Staatseigenthum, und alle Kostbarkeiten den Beamten des Fürsten ausgeliefert.*)

1571, einen Tag nach des Kurfürsten Joachims II. Tode, verschied der letzte Mönch des grauen Klosters, Bruder Peter, und es ist bei seiner Bestattung, merkwürdig genug, die ganze Stadt zugegen gewesen, um diesem Mönch die letzte Ehre zu erweisen. Mit ihm war das Mönchswesen für immer in Berlin zu Grabe getragen. Und dieses Gefühl mochte auch dem Begräbniß des Bruders Peter eine solche Theilnahme erregt haben.

Er ruhe in Frieden!

Drittes Bild.
Der Zauberer.

Wir können die Darstellung vom grauen Kloster unmöglich schließen, ohne einer so bedeutsamen Periode für die Geschichte dieses Gebäudes zu gedenken, wie es diejenige war, welche die Jahre von 1571—1585 in sich schloß. Der letzte Mönch war verschieden, und das graue Kloster nunmehr, jedoch nur kurze Zeit, unbewohnt. Denn bald waren die dunkeln Klostergänge von Neuem belebt, aber

*) Eine Berlinische Urkunde vom 8. August 1540 enthält eine Quittung der kurfürstlichen Silberknechte über die von den Kirchen-Visitatoren ihnen abgelieferten Kirchengeräthe aus dem grauen Kloster.

das regsame Treiben, welches nun in allen Theilen des Gebäudes hörbar und sichtbar wurde, war dem Volke unheimlicher und geheimnißvoller, als das Treiben der grauen Mönche drinnen, als sie noch die Geißel schwangen, die Stricke spannten, die Daumen quetschten, beteten und fasteten, bettelten und praßten und das furchtbare — in pace — ertönen ließen.

Mehr als je sah das Berliner Volk die verlassenen düstern Räume des Kosters mit abergläubischer Scheu an, als die wissenschaftliche Werkstatt eines genialen Mannes sich in den Hallen des grauen Klosters befand, der in den Augen des Volkes für einen Hexenmeister galt.

Niedergetreten war in der Mark der Papismus und seine seelenbewältigende Macht, aber keineswegs der Aberglaube, der noch fort und fort seine Triumphe feierte.

Nicht Jahrzehnte, es mußten Jahrhunderte über die Häupter des Menschengeschlechts hinwegrauschen, Generation auf Generation begraben, eine geistige Fessel nach der andern zertrümmert, das Wort gewaltiger, das Recht stärker, das Gesetz weiser, die Wissenschaft reicher, der Geist freier werden, bis der Glaube an Zauberei und Hexerei in den oberen Schichten der Gesellschaft verschwand. In den unteren, das lehren die Erfahrungen, ist er noch heute nicht beseitigt, und wird er wohl niemals ganz beseitigt werden.

Wir wollen nun in kurzen Skizzen das Leben eines Mannes darstellen, der, ein Faust seiner Zeit, nach dem Glauben der Leute mit dem Teufel im Bunde stand, seine Laufbahn glücklich begann und tragisch endete.

Es war in der ersten Hälfte des Jahres 1571, als in Berlin das allgemeine Gerede ging, im grauen Kloster sei es nicht geheuer, ein Hexenmeister habe daselbst seine Werkstatt eingerichtet und auf dem Dache der Kirche seine Woh-

nung aufgeschlagen.*) Dort pflege er mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns und seinen Creaturen in Gestalt von schwarzen und grauen Brüdern täglichen Umgang.

Wenn nun auch selbst die Verwegensten unter den damaligen Bewohnern der beiden Städte sich scheuten, im Kloster selbst gründlich nachzuforschen, was an der Sache sei, so schlich sich doch Mancher, der seine Neugierde nicht bemeistern konnte, nach der Klosterstraße, um so von ungefähr einen Blick in das Klostergebäude zu werfen.

Zu diesen Neugierigen gehörte auch der Meister Hensel. Gerade als er vorüber ging, bewegte sich auf dem Dache ein schwarzes vierbeiniges Wesen; bald kroch es, bald tanzte es, bald sprang es wie ein Bock; und wenn diese schwarze vierbeinige Creatur auch mit einem Hunde die allergrößte Aehnlichkeit hatte, so war es bei Meister Hensel doch eine ausgemachte Sache, daß dies eitel Blendwerk wäre, und daß in dem Thiere etwas ganz Anderes als ein bloßer Hund stecken müsse.

Ein Narr macht mehrere. Wie Meister Hensel so dastand und unverwandt nach dem Dache der Kirche blickte, indem er höchst bedenklich mit seinem weißen Haupte schüttelte, fand sich bald ein ganzer Haufe müßiger Gaffer um ihn, und da der unheimliche Vierbeinige inzwischen auf sehr geheimnißvolle Weise, wie Meister Hensel behauptete, vom Dache verschwunden war, und man daselbst nichts Ungewöhnliches wahrzunehmen vermochte, versetzte der kluge Meister auf die allgemeine Frage, was denn eigentlich da oben zu sehen sei:

*) Die Franziskaner hatten keine eigentlichen Thürme, weil ihnen ihre Regel Demuth vorschrieb; auch auf der alten Klosterkirche befand sich damals nur ein Glockenhaus mit einem in eine Spitze auslaufenden Dache.

„Bemerkt Ihr denn nicht, daß sich der Klosterthurm da oben gänzlich verändert hat?“

„Ei, was redet Ihr da, Meister Hensel,“ entgegnete ein neben ihm stehender Gastwirth, „ich vermag nicht die geringste Veränderung an dem Thurme zu bemerken.“

„Dann habt Ihr ein Futteral über Eure Augen gezogen, Nachbar,“ versetzte Meister Hensel patzig, „ich sage Euch, der Thurm sieht heute wie ein leibhaftiger Kapuziner aus. Ich erkenne das ganz deutlich, und was ich mit meinen eigenen Augen sehe, das laß ich mir nicht bestreiten.“

„Aber was hat der Kapuziner denn vor,“ fragten jetzt mehrere alte Mütterchen, die sich fromm bekreuzten.

„Was er vor hat, das ist leicht zu errathen,“ entgegnete der Meister, „er will die Stadt behexen, damit sie wieder papistisch werde.“

Das leuchtete den Gaffern ein; mit diesem Ausspruch schien Meister Hensel den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben; man vernahm Flüche und Drohungen, mit welchen namentlich die leichten Bewohnerinnen der Rosengasse, die überall zu sein pflegten, wo es etwas zu gaffen gab, sehr verschwenderisch waren. Endlich aber, da sich gar nichts Ungewöhnliches zeigen und ereignen wollte, verlief sich das Volk; aber seine so leicht erregte Phantasie fuhr fort, das unheimliche Kloster mit einem mystischen Gewebe von wunderbaren und seltsamen Geschichten zu umspinnen.

Unter Anderem erzählte man sich, wie uns die Chronik sehr ernsthaft berichtet, folgende Historie, die von Mund zu Munde ging, und um so fester geglaubt wurde, je phantastischer sie war:

Man habe im grauen Kloster drei schwarze Mönche zu Tische sitzen sehen. Als zu diesen nun ein kurfürstlicher Page mit einem besonderen Auftrage sich begeben, sei er

von den Brüdern jämmerlich geschunden worden, und nicht besser sei es dem Trabanten gegangen, den der Kurfürst dem Pagen nachgeschickt.

* * *

Während also dieser Aberglaube in den Köpfen der guten Berliner seinen Spuk trieb, saß der vermeintliche Hexenmeister mit einem langen seidenen Talar und einem Sammetkäppchen bekleidet in seine Studien tief versenkt, in seinem Laboratorium, welches ihm der Kurfürst hatte einrichten lassen.

Außer vielen Flaschen und Fläschchen und sonstigen Dingen, die man heute alltäglich in den Apotheken und Droguenläden, bei den Bandagisten und Chemikern sieht, befanden sich in diesem Laboratorium noch allerlei Präparate in Spiritus, so besonders ein großer Scorpion, den man für den spiritus familiaris*) des Zauberers hielt, und eine Menge anderer Attribute der Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Studien.

Ein Mann, der so viele seltsame Dinge besaß, mußte nach den damaligen Anschauungen allerdings ein großer Hexenmeister sein, und es war in der That nicht wunderbar, daß das Volk so dachte, da ja die Gelehrten selbst, und sogar ganz ehrlich, an ihre eigenen Zauberkünste glaubten.

Die Wissenschaft war im Mittelalter rückwärts gegangen; der Katholicismus, Erbe der griechischen und römischen Kultur, hatte diese nur zum Theil vor völliger Vergessenheit und Vernichtung gerettet, zum großen Theil aber auch

*) Der dienstbare Geist eines Hexenmeisters.

dem Vandalismus geistbeengender Satzungen preisgegeben. — Wissenschaft und Aufklärung hätten sich nimmer unter das Joch der Tiara gebeugt, geistige Knechtschaft aber konnte nur Aberglauben, der Wahn nur Wahn erzeugen. Die Chemie wurde zur Alchymie, die Astronomie zur Astrologie; die noch nicht ergründeten Gesetze der Natur wurden dem gelehrten Aberglauben dienstbar gemacht — der sich Jahrzehnte lang mit der Lösung nur eines Problems beschäftigte — den Stein der Weisen zu finden.

Der geheimnißvolle, wunderkundige Zauberer, den das Berlin, ja das Europa des sechzehnten Jahrhunderts anstaunte, war — Thurneisser.

2.

Der merkwürdige Mann hatte ein Glas, mit einer gelben Flüssigkeit gefüllt, vor sich stehn, und schien gerade mit seinen wunderlichen alchymistischen Versuchen beschäftigt zu sein, als die Thür geöffnet wurde, und ein Mann von starkem, robustem Körperbau mit einem breiten Gesichte, das jedoch einen sehr intelligenten Ausdruck hatte, tief in einen Mantel gehüllt eintrat und schweigend, ohne nur einen Gruß zu bieten oder solchen zu erhalten, Thurneisser gegenüber Platz nahm.

Dieser Mann war kein anderer als der Kurfürst Georg.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit blickte er auf das Glas mit der gelben Flüssigkeit, welches Thurneisser jetzt in der Hand hielt, der, als wäre er dabei, den in dem Glase vor sich gehenden chemischen Prozeß zu verfolgen, nicht die geringste Notiz von der Anwesenheit des Kurfürsten nahm, und sich in folgende Deduction vertiefte.

„Nimm einen Theil reinen Goldes, zerreib' es fein, thu' dazu zwölf Theile von reinem Wasser, solvir' es in

reinem Wasser durch Fäulung zweiundvierzig bis fünfzig Tage, verwahr' es in linder Wärme; — so es ausgefaulet ist, zeuch es ab durch Destillation, nämlich zuerst das Element des Wassers, welches weiß ist. Wenn alsdann das Feuer abgegangen, und die Gefäße abgekühlt, so leg' wohl lutirt einen andern Recipienten vor und destillire sodann die gelbe Luft und endlich das rothe Feuer über: so bleibet die Erde schwarz im Grunde liegen. Die Luft sammt dem Feuer gieb der Erde zu wiederholter Erweichung immer wieder, so oft und viel mit Cohobation und Solution, bis du unserm Golde seine Essenz als seine Seele gar ausgezogen hast, und die Erde im Boden wie ein Tintenpulver zurückbleibt. Darnach scheide die gelbe Luft durch die philosophische Sublimation und Destillation von dem Feuer. Sodann rectificire jedes Element insonderheit für sich selbst sieben Mal."

Nach dieser alchymistischen Lection schwieg Thurneisser eine Weile gedankenvoll. Dann fuhr er, zum Kurfürsten gewandt, fort:

„Der erste Prozeß der Verwandlung durch Faulung ist gelungen. Es ist heute der zweiundfünfzigste Tag. Diese Nacht noch schreite ich zum zweiten Prozesse, und wenn sonst kein ungünstiger Umstand hinzutritt, sind wir nach wenigen Monden am Ziele."

„Und dann werden wir Gold in Fülle haben!" versetzte der Kurfürst vergnügt.

„Ja, gewiß," entgegnete Thurneisser, „mehr als wir bedürfen, um glücklich zu sein."

„Ei! Thurneisser, ich befürchte, das wirst Du nimmer, so lange noch ein A B C existirt, das Du nicht in Deinem Kasten hast;" entgegnete der Kurfürst. — „Da fällt mir eben ein, daß ich in dieser Nacht einen seltsamen Traum hatte,

den mußt Du mir deuten, denn ein Mann Deiner Art kann Alles.

„Laßt hören, gnädiger Herr," versetzte Thurneisser.

„Des Traumes Anfang ist mir nicht mehr deutlich," begann der Fürst, „aber dessen entsinne ich mich, daß ich in dem untersten Gewölbe dieses Klosters in Deiner Buchdruckerei stand und den Gesellen zuschaute, die setzten und druckten."

„Bald sah ich auf die Letternkasten, bald auf die Presse und konnte des Anblicks nicht satt werden. Da plötzlich schien es mir, als bewegten sich die Lettern, erhoben sich aus den Kästen und traten feierlich zur Presse, die nun ebenfalls Leben gewann und größer und größer wurde. Und immer höher hob sich das Gewölbe und immer mächtiger wuchs die riesige Presse, und die kleinen zwerghaften Lettern sprangen auf den Bengel und drehten ihn so lange, bis sich aus dem Fundament der Presse eine Gestalt erhob, erst klein, dann größer und immmer größer, bis sie weit über die Presse hinwegragte und das Gewölbe mit ihrem Haupte berührte."

„Und jetzt sah ich den Himmel voll funkelnder Sterne. Die riesige Gestalt aber trat feierlich zu mir hin und, auf die Presse und auf die Buchstaben deutend, die jetzt unbeweglich dastanden, sagte sie:

„Ich bin geboren, die Welt zu beherrschen; aus dem Todten bin ich entstanden, aber ich werde triumphiren über alles Leben und über alle Zeit. — Die Legionen der Römer, die in Germaniens Sümpfen vermodert, werden wieder auferstehen, die Phalanx der Macedonier wird wieder kämpfen unter der Führung eines Alexander, ein neuer Tamerlan wird wieder die Sichel schwingen über die Kinder des Morgenlandes, und das Blei wird sich mit dem Eisen gatten,

die Welt unters Joch zu bringen. — Aber dieses Heer der Pygmäen wird triumphiren über die Legionen, über die Phalanx und über die Sichel — dieses Blei wird tödten — das Blei! —""

„Und mit diesen letzten Worten ward es dunkel ringsumher, und ich erwachte."

Bei der Erzählung dieses Traumes war Thurneisser tief in Gedanken versunken, dann plötzlich blickte er zum Kurfürsten empor und rief mit begeisterter Stimme:

„Gnädiger Herr! Im Traume selbst liegt seine Deutung; die todte Presse wird die lebendige Wissenschaft gebären, und die Wissenschaft wird siegen über das Eisen und über das Blei!"

„Amen! Amen!" sagte der Kurfürst mit frommem Staunen auf den wunderbaren Mann blickend, und ihm die Hand reichend, fügte er mit bewegter Stimme hinzu:

„Und dann werden wir gewißlich das Gold zu machen verstehen, und dann sind wir gewißlich im Besitze des Steines der Weisen! — Wann wird der Prozeß mit der tinctura aurea (Goldtinctur) zu Ende sein?"

„Nach zweiundfünfzig Tagen, gnädiger Herr, wenn der Sirius*) aufgeht."

„Nach zweiundfünfzig Tagen? So müssen wir uns bis dahin gedulden. Gute Nacht Thurneisser!"

So schloß diese merkwürdige Zusammenkunft.

Bevor wir unsere Darstellungen vom grauen Kloster nun völlig abschließen, wollen wir in Bezug auf Thurneisser noch Folgendes erwähnen:

*) Mit dem Aufgange des Sirius oder des Hundes beginnt die Hundstag-Epoche, also der 22. Juli.

Thurneiſſer wurde 1530 in Baſel geboren und kam zu einem Goldarbeiter in die Lehre, bei dem er das Abtreiben der Metalle lernte, dann leiſtete er einem botaniſirenden Arzte Beihülfe und mußte ihm den Paracelſus vorleſen. Er war ſiebzehn Jahre alt, als er heirathete. Dieſe voreilig geſchloſſene Ehe, Geldverlegenheiten, Vorwürfe des Vaters, Tücke des Bruders, vermochten ihn nach einem Jahre Frau und Vaterſtadt zu verlaſſen und große abenteuerliche Reiſen zu unternehmen. Endlich kam er nach Münſter, wo eine berühmte Buchdruckerei war, und ließ ſich daſelbſt ſeine Grundlehre der Aſtrologie und Alchymie im Jahre 1569 auf ſeine Koſten drucken. Obgleich ihn der damalige gelehrte Biſchof von Münſter, Graf von Hoya, ſehr auszeichnete, ſo zog Thurneiſſer doch nach Frankfurt a. O., wo die Eichhorn'ſche Druckerei in gutem Rufe ſtand, und wo ſich geſchickte Zeichner und Formſchneider befanden. Hier ließ Thurneiſſer ſein großes Werk „Piſon" — von den Gewäſſern — drucken und machte großen Aufwand und Aufſehen.

Im Anfange des Jahres 1571 kam der Kurfürſt Johann Georg mit ſeiner Gemahlin und dem Hofe nach Frankfurt, um ſich huldigen zu laſſen. Der Kurfürſt hörte von dem Wundermann und ließ ſich einige Bogen von der eben im Druck befindlichen Schrift „Piſon" vorlegen. Thurneiſſer ſpricht hierin von dem Goldſande in der Spree, von Saphiren bei dem Dorfe Buchholz bei Berlin, von Rubinen bei Brokow und von anderen verborgenen Schätzen in der Mark. Zur ſelben Zeit befand ſich die Kurfürſtin nicht wohl, welche ohne Hoffnung auf völlige Geneſung fortwährend kränkelte. Der Kurfürſt ließ Thurneiſſer zu ſich kommen und fragte ihn auch wegen des Uebelbefindens ſeiner Gemahlin. Thurneiſſer äußerte, daß einige

Fehler im Innern des Körpers die Ursache seien, welche Angaben der Kurfürst und seine Gemahlin zu ihrem nicht geringen Erstaunen als richtig erkannten. Thurneisser gab Arznei und die Genesung erfolgte. Da die kurfürstliche Familie noch an andere Orte zur Huldigung reiste, mußte Thurneisser mitgehen. Der feine Mann gab den Hofdamen Schönheitsöl, wohlriechendes Waschwasser und Schminke, und sein Glück wurde noch fester begründet. Der Kurfürst ernannte ihn zu seinem Leibarzt, überließ ihm das graue Kloster zur Wohnung, Einrichtung eines Laboratoriums, Aufstellung seiner obengenannten Seltenheiten, Einrichtung einer Buchdruckerei, Schriftgießerei und Formschneiderei. Fremde von den höchsten Ständen und aus allen Orten strömten herbei, um Heilmittel zu holen und Geheimnisse zu erlernen; darunter fehlten auch nicht Wundersüchtige, gleich den Rosenkreuzern und Adepten.

Thurneisser hatte den Kopf voller Projecte. Die Gunst der Großen wußte er geschickt zu benutzen und erwarb sich bedeutende Reichthümer. Seine ärztlichen arcana und der Umstand, daß er meist nur Goldtincturen, Perlenextracte und andere sehr theure Mittel selbst bereitete und seinen Patienten gab, daß er metallene Talismane und schriftliche Nativitätszettel beifügte, brachte ihm viel ein. Dazu kam der Verkauf seiner Kalender und Bücher, die fixe Einnahme eines Jahresgehaltes von 1352 Thalern, große Geschenke von allen Enden ꝛc. Die neun Centner Silbergeschirr, die er besitzen sollte, und alle anderen Kostbarkeiten erklärten sich hieraus von selbst, ohne einen spiritus familiaris und den Stein der Weisen. In seiner glänzenden Periode hatte er an zweihundert Arbeiter in seinem Dienste, welche größtentheils im grauen Kloster wohnten. Seine Buchdruckerei, die er daselbst angelegt hatte, enthielt, außer den vielen deut-

schen und lateinischen Lettern, gar mannigfaltige morgenländische und abendländische Typen, namentlich hebräische, syrische, persische, türkische, indische, abyssinische, koptische, armenische, samaritanische, griechische, slavonische u. a., desgleichen Formstücke aller Art, wie die mit der Aufschrift: „Gedruckt zu Berlin im graven Kloster" erschienenen Bücher und Drucksachen sattsam beweisen.*)

Viele auswärtige Gelehrte ließen hier drucken, und Thurneissers Officin erhielt einen weitverbreiteten Ruf.

Wie endete dieser Mann? — Ein seltsames Zusammentreffen von Unfällen führte seinen Sturz schnell herbei. Ein betrügerischer Bruder, untreue Diener in den verschiedenen kaufmännischen Anlagen der Druckerei, während seiner Abwesenheit erlittener Diebstahl und kostspielige Prozesse verminderten sein Vermögen. Dr. Joel, Professor in Greifswald, gab eine Schrift heraus, in welcher er den Thurneisser der Zauberei und des Bündnisses mit dem Teufel beschuldigte. Diese Schrift bestärkte natürlich den gemeinen Mann in seiner Meinung und machte dem Thurneisser seinen Aufenthalt in Berlin unleidlich.

Er reiste zu Ende 1579 nach Basel, blieb daselbst bis gegen Mitte 1580, faßte den Entschluß, sich daselbst niederzulassen, kaufte ein Haus und heirathete ein Fräulein, das er nicht kannte. Er kehrte darauf allein nach Berlin zurück und schickte zuerst seine besten Sachen auf neun Wagen

---

*) Von diesen in typographischer Hinsicht höchst merkwürdigen Werken führen wir nur die Archidoxa an, die vor uns liegt, darin der wahre Lauf der Planeten und das fünfte Wesen aus den Metallen, Kräutern und anderen Dingen und viele verborgene Mysterien der Medicin und Alchymie an den Tag gegeben werden. Berlin im grauen Kloster 1575.

nach Basel und ließ die übrigen folgen. Aber der Kurfürst wünschte ihn hier zu behalten, und Thurneisser ließ seine Frau nach Berlin kommen. Mit seiner ersten Frau war er unglücklich, mit seiner zweiten Frau hatte er eine glückliche, aber nur kurze Ehe verlebt, diese dritte war ein schamloses Weib, das er schon nach drei Wochen nach Basel zurück schickte.*)

Im Jahre 1584 reiste der Kurfürst zur Vermählung seiner Tochter an den Kurfürsten Christian zu Sachsen nach Dresden und hieß seinen Leibarzt, ihn begleiten. Thurneisser versprach, in einigen Tagen nachzukommen. Er reiste wirklich von Berlin ab, aber wie man später erfuhr, nicht nach Dresden, sondern nach — Italien. Er kam nicht wieder — der Grund seiner Entweichung ist niemals bekannt geworden. Man sagt, daß er 1595 in Italien, oder, wie Einige behaupten, in Köln am Rhein verstorben sei.

Thurneisser soll in der That vor dem Kurfürsten ein Probestück seiner Goldmacherkunst abgelegt haben. Es ist dies ein Nagel, halb Eisen, halb Gold, welcher sich in der Kunstkammer befindet. Es ist dieses Wunder weiter nichts, als ein Kunststück des Schmelzens dieser beiden nicht leicht vereinbaren Metalle, welches damals noch ziemlich unbekannt gewesen sein muß, und heute durchaus nichts Wunder-

*) Ihre Eltern, aus vornehmer, adliger Familie, bewirkten es, daß die Tochter als rechtmäßige, aber ungerechter Weise verstoßene Ehefrau in das dort befindliche Thurneisser'sche Haus und in das ganze Vermögen eingesetzt, und der Mann als sträflich verdammt wurde, weil er nicht gleich auf die Citation erschienen war. Thurneisser konnte wegen Unpäßlichkeit und wegen seiner in Berlin fortdauernden Geschäfte nicht dahin reisen, und nahm einen dortigen Mandatarius an, der die Vertheidigung schlecht besorgte. Zwar verwandte sich der Kurfürst bei den Baselern für seinen Leibarzt, aber die Antworten wurden bis 1584 in die Länge gezogen.

bares oder nur Ungewöhnliches ist. — Im Uebrigen hat sich Thurneisser auch um das Klostergebäude und namentlich um die Kirche sehr verdient gemacht, indem er sie auf eigene Kosten restauriren ließ und uns so manches schätzbare Denkmal der Vergangenheit erhalten hat. Auf der Emporkirche linker Hand befindet sich an der Wand ein großes Werk von halb erhabener Arbeit in Holz, acht Fuß hoch und vier Fuß breit, welches den heiligen Franziskus darstellt, in der Linken ein aufgeschlagenes Buch haltend, worauf steht:

„Thurneisser hat mich neuw gemackt
Da ich war alt und gar veracht. Anno 1584."

Werfen wir nun noch einmal den scheidenden Blick auf das herrliche, halb gothisch, halb byzantinisch geformte Portal des alten Gotteshauses, dann nehmen wir mit dem versöhnenden Gefühl von ihm Abschied, daß der Wellenschlag der Zeit, der so viel Großes und Herrliches in seinen unergründlichen Strudel hinabreißt, auch eben so Herrliches und Großes wieder zu Tage fördert, und daß mit all' den erhabenen Gestaltungen des Lebens auch Bosheit, Irrthum und Sünde von den Fluthen der Zeit hinweggeschwemmt werden.

III.
Die Marienkirche.

Es zeugt von der Macht und der Innigkeit des kirchlichen Geistes, daß es möglich war, so große und erhabene Baudenkmäler auf einem so kleinen Raum, wie Alt-Berlin ihn einnahm, hinzustellen. Die Nikolai- und die Marienkirche stehen so nahe bei einander, daß sie, wenn ihre Thürme sich zueinander neigen könnten, Haupt an Haupt ruhen würden.

Die Marienkirche ist die herrlichste und schönste unter den Kirchen Berlins. Sie ist gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts gegründet und mit ihr gewann Alt-Berlin abermals bedeutend an Ausdehnung und an städtischem Ansehen.*)

Freilich waren diese majestätischen Kirchen nicht gleich mit Thürmen und Uhren geziert. Denn wenn damals die Menschen wissen wollten, wie viel es an der Zeit war, dann pflegten sie nicht nach der Uhr zu sehen, sie fragten sich

*) Mit dem Bau dieser Kirche ging es nicht so rasch, wie mit der Nikolaikirche, denn im Jahre 1340 war der Rath von Berlin genöthigt, von seinem Münzmeister Otto von Buch 50 Mark Silber zu leihen, um den Bau der Kirche fortsetzen und vollenden zu können. Aber kaum ein halbes Jahrhundert später (1380) war sie mit von der entsetzlichen Feuersbrunst ergriffen, die fast die ganze Stadt in Asche legte. Ein hunderttägiger Ablaß vom Papste Urban VI. demjenigen verheißen, der ihren Bau fördern hülfe, wirkte Wunder, denn nach drei Jahren stand die Kirche prächtiger und schöner als zuvor. Dieser im Jahre 1383 vollendete Bau ist mit Ausnahme des Thurmes noch ganz derselbe wie wir ihn heute sehen. Der Thurm ist nach abermaligen Brandschaden von 1663—1666 erbaut und erhielt 1790 eine neue Spitze. Er ist 280 Fuß und 8 Zoll lang. — Der Taufstein von Erz ist 1437 verfertigt und die Kanzel ist von Marmor, auf kühn gebauten Säulen ruhend.

einfach: was wird gebetet, die Laudes oder der englische Gruß? hat man zur Frühmesse geläutet, zur Vesper oder Complete? Man fragte auch nicht, der wievielste Tag im Monat ist heute, sondern welchen Heiligen haben wir? So beherrschte die Kirche alle Verhältnisse des Lebens, und wenn wir die Institutionen des Mittelalters begreifen wollen, dann müssen wir selbst in die Kirche hineintreten.

Bis zur Reformation und noch einige Zeit darüber hinaus hatte die Christenheit keinen anderen Kalender als den sogenannten Cisio-Janus. Gleich wie bei den Römern die Auguren*) die Tage, auf welche die Feste fielen, dem Volke erst bekannt geben mußten, ehe es dieselben feiern konnte, so war auch dem christlichen Volke im Mittelalter der Kalender ein Geheimniß. Was heute jeder Bauer gedruckt in Händen hat, und woraus er jeden Augenblick Belehrung schöpfen kann, das konnte er früher nur von seines Pastors Gnaden empfangen.**)

Die katholische Kirche machte sich ihre Heiligen, wie die heidnische Welt sich ihre Götter und Halbgötter schuf, und bald wurden der Heiligen so viele, daß die 365 Tage des Jahres nicht mehr ausreichten. Um alle diese Heiligen nun dem Gedächtniß der Menschen zu erhalten, mußten sie alle ihren Platz im Kalender erhalten und auf sämmtliche Tage des Jahres vertheilt werden. So kamen denn nach und nach fast auf jeden Tag mehrere Heilige, aber es wurde gewöhnlich Einem der Vorzug vor allen Anderen

*) Priester.

**) Die Macht der Priester hängt bei allen Völkern mit dem Grade ihrer Unwissenheit genau zusammen; je unwissender das Volk, je mächtiger die Priester, daher sind sie überall, wo die Kultur noch nicht vorgeschritten ist, Seelsorger, Aerzte, Gesetzgeber, Gesetzesausleger und Richter in einer Person.

eingeräumt und nach ihm der Tag benannt. Sollte die Christenheit aber alle diese Tage feiern, dann hätte der Erdball ein Paradies sein müssen, das die feiernde Menschheit zu ernähren vermochte, ohne daß sie säete und erntete.

Dies war aber nicht der Fall, und die Kirche mußte dem Volke Werkeltage geben. Es wurde also nur ein Theil der Heiligentage kirchlich gefeiert, und auf diese Tage war das ganze Kalendersystem gebaut. Um nämlich die Heiligentage, welche gefeiert werden mußten, dem Gedächtnisse einzuprägen, verfuhr man mit ihnen, wie man noch heute mit den Regeln der Grammatik verfährt, um sie dem jugendlichen Gedächtniß einzuprägen. Man brachte die Monatstage in Verse, und zwar in derselben Sprache, in welcher die Kirche betete, in lateinische Verse also, die, so barbarisch sie auch waren, doch ihren Zweck erfüllten.

Nun begann der erste Vers für den Monat Januar mit den Worten: Cisio*) Janus und der ganze Kalender erhielt nach diesen beiden Worten seinen Namen.**)

*) Beschneidung (Christi).

**) Der ganze Vers hieß nämlich:
Cisio Janus Epi sibi vendicat oc Feli mar An,
Prisca Fab Agn Vincenti Pau Po nobile lumen.

Diese beiden Verse, wie alle übrigen, haben gerade so viele Sylben, als der Monat, für welchen sie gemacht sind, Tage hat. Im vorliegenden Verse heißt die sechste und siebente Sylbe Epi. Das Fest des Epiphanias fiel also auf den sechsten Januar. Der vierzehnte mit der fünfzehnten heißen Feli, die sechszehnte mar, die siebzehnte An, mithin fiel das Fest des heiligen Felix auf den 16ten und des heiligen Antonius auf den 17. Januar. Auf den 18., 20., 21., 22., 25., 26. fielen Prisca, Fabian, Sebastian, Agnes, Vincentius, Pauli Bekehrung und Polycarpus. Das Fest der circumcisio domini aber auf den ersten Januar. Die inzwischen liegenden Sylben waren bedeutungslos und dienten nur zur Ausfüllung, um die volle Zahl der nöthigen Sylben heraus zu bekommen.

Dieser Cisio-Janus machte den Haupttheil aller Wissenschaft aus, die in den Schulen gelehrt wurde, und Jeder, der einigen Anspruch auf Bildung machen wollte, mußte ihn auswendig wissen. Man zählte also früher nicht und führte selbst diejenigen Tage, welche nicht nach Heiligen benannt wurden, auf diese zurück, indem man z. B., wie ja oft in alten Urkunden zu lesen ist, nicht am Donnerstage den 23. Januar, sondern am Donnerstage nach Vincenz u. s. w. schrieb. Die Sonntage aber, welche keine Festtage waren, wurden durch die für dieselben vorgeschriebenen Eingänge zur Messe bezeichnet. Z. B. am Sonntage Misericordia domini.

Uebrigens hatte man auch deutsche Verse, welche nicht mehr Sinn als die lateinischen hatten. Wir wollen Einige davon hierher setzen:

Für den Januar:

Jesus das Kind ward beschnitten,
Drei Könige vom Orient kamen geritten,
Und opferten dem Herrn lobesan.
Antonius sprach zu Sebastian,
Agnes ist da mit Paulo gewesen.
Wir sollen auch mit wesen.*)

Für den Februar:

Da Maria wollt' zu Agathen gehn,
Jesum ihr Kind opfern sehn
Da ruft Valentinus mit Macht,
Freuet euch der Fastnacht,
Denn Petrus und Matthias,
Kommen schier, wisset das! — u. s. w.

Die Namen der Monate waren die noch jetzt gebräuchlichen, die Geistlichen aber pflegten nach dem römischen Kalender zu rechnen.

*) Im Deutschen muß man nicht nach Silben, sondern nach Worten zählen.

Am ersten Monatstage versammelte jeder Probst oder Dekan die unter ihm stehenden Pfarrer, und nun wurden die Fest- und Feiertage des Monats nach den Vorschriften der Kirche und nach dem Cisio-Janus festgesetzt. Hierauf wurden diese Bestimmungen den unter dem Pfarrer stehenden Geistlichen mitgetheilt, und diese wiederum verkündeten allsonntäglich am Schlusse des Gottesdienstes der Gemeinde diejenigen Feiertage, welche in der Woche zu feiern waren.

Das Jahr hatte genau 365¼ Tage. Aber über den Jahresanfang stand nichts fest. Der Beginn des neuen Jahres wurde nicht gefeiert. Im nördlichen Deutschland war es jedoch Sitte, das neue Jahr mit dem Weihnachtstage zu beginnen.

Für die vier Jahreszeiten gab es ebenfalls einen Vers, in welchem die Heiligen die Hauptrolle spielen. Er hieß wie folgt:

Vier Theile des Jahres ich fand,
Der erste wird der Lenz genannt —
Peter Stuhlfeier hebt ihn an,
Und geht aus auf St. Urban.
Urban den Sommer send',
Simphon behält das End',
Simphon den Herbst anhebt,
St. Clemens am Ende schwebt,
Clemens der Winter gefällt,
Peter wird an's Ende gestellt.

Den Tag begann das christliche Europa und also auch Berlin, in dieser Zeit mit dem Abend. Dieser Gebrauch bestand bei den Juden, und die Kirche nahm ihn auf. Die Eintheilung des Tages in vierundzwanzig Stnnden war bekannt, aber wenig angewandt. Dagegen adoptirte die katholische Kirche die Tageseintheilung, wie sie bei den Römern und Juden gebräuchlich war. Diese theilten nämlich

den Tag von Sonnenauf- bis Sonnenniedergang in vier Theile, und sie hießen Primas, Tertias, Sextas, Nonas. Die Prime fiel um Sonnenaufgang, die Terz drei Stunden später, die Sexte fiel mit dem Mittage zusammen, die None drei Stunden später. Natürlich fielen diese Tageszeiten mit den verschiedenen Jahreszeiten anders, aber dieses brachte weiter keinen Uebelstand hervor, denn damals lebte man weit naturgemäßer als heute und fand es ganz in der Ordnung, daß der Morgen im Sommer um einige Stunden früher als im Winter anfing, und daß man im Winter um einige Stunden früher als im Sommer zu Bette ging. Uebrigens glich man diese Verschiedenheit einigermaßen dadurch aus, daß man die Prime im Winter vor, im Sommer etwas nach Sonnenaufgang eintreten ließ; die vier Tageszeiten waren also unserm heutigen sechs Uhr Morgens, neun Uhr, zwölf Uhr und drei Uhr ziemlich entsprechend.

Die Kirche ordnete nun für diese vier Tageszeiten Gebete an, die theils aus Stellen der heiligen Schrift, aus Legenden der Heiligen, Antiphonien und Responsorien bestanden, und mit der Zeit wurden dieser Gebete so viele, daß man sie abkürzen mußte, denn die Leute wären damit nicht fertig geworden, hätten sie auch den ganzen Tag gebetet. Diese abgekürzten Gebete wurden zu einem Buche zusammengefaßt und Brevier genannt. Die Laien waren nicht verpflichtet, das Brevier täglich zu beten, wohl aber der größte Theil der Geistlichen und alle Mönche und Nonnen in der Klosterkirche. Mit dieser Andacht gab sich die Kirche noch nicht zufrieden, sie glaubte, jede Minute, die nicht im Gebet verlebt würde, sei der sündigen Menschheit verloren, und so kamen zu den genannten vier Gebetzeiten noch einige hinzu, nämlich 1) die Mature oder Messe,

Frühmesse nebst den Laudes, des Morgens um drei Uhr, im Winter um vier; 2) die Vesper, im Winter nach drei, im Sommer nach vier Uhr Nachmittags; 3) das Completorium, mit welchem Alles, was etwa noch vergessen sein könnte, ergänzt wurde, vor Schlafengehen, im Durchschnitt um sechs bis sieben Uhr.

Zu allen diesen Gebeten wurde das gläubige Volk feierlich eingeladen und demnach fand in allen Städten, die Klöster oder Kathedralen hatten, — denn in diesen letzteren mußten die Domherren die Zeiten abhalten — ein siebenmaliges Läuten statt, und dieses Geläute galt dem Volke statt unserer Uhren. Der Glöckner selbst richtete sich nach einer Sonnen- oder Sanduhr.

Zu diesem Geläute kam aber später noch eines, von dem wir um so mehr Notiz nehmen müssen, als ein merkwürdiges Berliner Gesetz vom Jahre 1335 seiner erwähnt.

Dieses Gesetz sagt nämlich:

„Es soll Niemand nach den „letzten" Glocken die Schänke besuchen, auch soll Niemand, weder Frau nach Mann, nach den „letzten" Glocken auf der Straße tanzen."

Wir werden auf diese Bestimmung in dem Kapitel: „Berlins vergnügte Welt" wieder zurückkommen, hier wollen wir nur noch erläutern, was die „letzten" Glocken zu bedeuten hatten. Es war dies nämlich das achte Geläute, welches täglich nach Sonnenuntergang und nach der Complete stattfand. Es geschah dieses in drei Zwischenräumen. Es war eine fromme, von der Kirche gebotene Pflicht für Jedermann, beim Klange der letzten Glocken das Ave-Maria zu beten, weshalb sie auch das Avemariageläute genannt wurden. Im vierzehnten Jahrhundert wurde auch des Morgens nach Sonnenaufgang ein Avemariageläute, und später noch ein solches um Mittag eingeführt, und

nun wird man begreifen, daß man auch in alten Zeiten keineswegs in den Tag hinein zu leben brauchte, vielmehr eine ziemlich sichere Zeiteintheilung hatte, bei welcher man die Uhren*) nicht besonders entbehrte.

Zu diesem regelmäßigen Tagesgeläute kam noch das Wetterläuten beim Gewitter — wodurch man die gewitterschwangere Luft unschädlich zu machen glaubte — das Läuten bei Begräbnissen, das Einläuten der Jahrmärkte und Feste. Die Glocken spielten also damals eine in vieler Hinsicht wichtigere Rolle als heute. Die Uhren, die Blitzableiter und die Kanonen haben ihnen einen großen Theil ihrer ehemaligen Funktionen abgenommen. Denn auch zu Ehren großer Herren, wenn sie eine Stadt besuchten, und bei sonstigen freudigen Ereignissen, welche die Herrschaft und das Land gemeinsam betrafen, mußten die Glocken ihre Stimme ertönen lassen, und im Ganzen läuteten die Glocken so ziemlich den ganzen Tag über, was allerdings mit dem kirchlichen Charakter der damaligen Zeit sehr gut harmonirte.

Man sieht also, daß die ganze Zeiteintheilung von der Kirche ausging, und schon hieraus läßt sich ihr großer Einfluß auf das damalige Leben erkennen. Bei einer genauen Verfolgung des Fortschrittes vom vierzehnten Jahrhundert an wird man bemerken, wie eine neue Erfindung nach der anderen dahin wirkte, die Menschheit mehr und mehr von der Bevormundung der Kirche zu befreien. Wohin werden uns unsere heutigen riesigen Erfindungen noch führen, welche neue Gestaltung der Dinge wird ihnen folgen?

Wie aber die Kirche in jeder Hinsicht die Zeit be-

*) Das Wort Uhr kannte man damals noch nicht. Die Sonnenuhr hieß der Sonnenweiser, die Sanduhr der Sandfinger. Die Uhr selbst hieß anfänglich Hure und ist aus hora (Stunde) entstanden.

herrschte, so beherrschte sie auch den Raum, denn die ganze bekannte Erde, deren Mittelpunkt Rom bildete, war in Erzbisthümer eingetheilt, diese in Bisthümer und diese wiederum in Archidiaconate. Die Länder hatten allerdings Namen, welche mit der Kirche nichts zu schaffen hatten, aber die Regenten derselben führten doch zumeist kirchliche Beinamen, z. B. „allerchristlich", „apostolisch" und mit welchen Namen die Päpste sonst noch die kirchlich gesinnten Fürsten zu belohnen pflegten.

Die Markgrafen von Brandenburg, welche nicht selten mit der Kirche im Kampfe lagen, hatten keinen Beinamen, aber sie waren Archidiacone. Zu ihrem Archidiaconate gehörte auch Berlin. Wollten wir fortfahren, Berlins kirchliche Zustände zu schildern und seine geistliche Physiognomie zu zeigen, man würde daran erkennen, wie fromm und gottesdienstlich die alten Berliner trotz aller ihrer Störrigkeit waren, und daß sie eigentlich so zu sagen selbst nicht wußten, wie sie zu dem Todtschlage eines Probstes gekommen waren, wofür sie übrigens reumüthig genug zu Kreuze krochen.

Ja, es ist ein gar merkwürdiges Kreuz, welches man noch heute an dem Portale des Thurmes der Marienkirche befestigt sieht. Es ist das Kreuz Berlins und war seiner Zeit ein schweres Kreuz für die hart bestrafte Stadt, denn sie mußte es zur Sühne ob des im Jahre 1323 erschlagenen Probstes von Bernau aufstellen und eine kleine Kapelle mit einer ewigen Lampe dabei stiften, die ein Klausner hütete. Die Kapelle verschwand bei Einführung der Reformation, und der Protestantismus löschte die ewige Lampe aus, aber das Kreuz blieb bis 1726 an seiner alten Stelle*)

*) In der Spandauerstraße, Ecke der Papenstraße bei dem Hause Nummer 70.

stehen und wurde dann bei der Erweiterung dieser Gegend an den Thurm der Marienkirche versetzt.

Wie viele unserer alten Berliner mochten vor diesem Kreuze niedergekniet sein mit dem frommen Wunsche auf den Lippen:

Ave Maria — bitte für uns!

* * *

Es war an einem Markttage, die Marienkirche war gedrängt voll, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Probst Nicolaus Cyriakus von Bernau würde eine Predigt halten, bei welcher den Berlinern Hören und Sehen vergehen würde. Wie erstaunt aber waren die auf's Höchste gespannten Zuhörer, als ihnen der gute Probst nicht etwa den Text über den Verfall der Sitten und über ihr ausschweifendes Leben las, was die Berliner sich gewiß ohne Murren hätten gefallen lassen, sondern ganz prosaisch an eine Schuld mahnte, mit welcher sie bei ihm an die Kreide gerathen waren.

Dies empörte das fromme Gefühl seiner Zuhörer. Auf eine interessante Kapuzinade waren sie gefaßt, und nun sahen sie einen Manichäer vor sich auf der Kanzel, der ihnen eine Rechnung vorhielt und sie aufforderte, ihre Schuldverschreibung einzulösen — oder seines Fluches gewärtig zu sein.

Man begann zu murren; die Rufe: „herunter von der Kanzel! hinaus mit dem Pfaffen!" wurden immer lauter und dringlicher, und wüthend über diese Behandlung, erhob der Gottesmann die vor Erregung zitternden Arme und sprach den Bannfluch über die zum Gottesdienst versammelte Gemeinde aus.

Einen Augenblick verharrte diese in starrem Schweigen,

bald aber wurde die dumpfe Stille von drohenden Zurufen unterbrochen, und plötzlich erdröhnte das Schiff der Kirche von dem in grimmige Flüche ausbrechenden Zorn des Volkes. Wilde, nichts Gutes verkündende Gestalten drängten sich bis an den Chor heran, und kaum gewann der unbesonnene Probst so viel Zeit, durch die Sacristei in's Freie zu flüchten. Aber er entkam nicht weit, unfern der Kirche wurde er von dem ihn verfolgenden Haufen umringt und zu Boden geschlagen, der zuckende Leichnam triumphirend durch die Gassen geschleift und auf dem neuen Markte, der Richtstätte für Verbrecher, auf einem schnell errichteten Scheiterhaufen verbrannt.

Der unseligen That folgte schnell genug das Strafgericht. Die Stadt ward in den Bann gethan, und zu den politischen Wirren der damaligen Zeit gesellte sich das Aufhören alles kirchlichen Lebens.

Erst nach langjährigen, mühevollen Unterhandlungen gelang es den Berlinern zweiundzwanzig Jahre später die Aufhebung des Bannfluches zu erwirken. Als Zeichen ihrer Buße mußten sie unter Anderem auch jenes steinerne Kreuz errichten, dessen wir bereits Erwähnung gethan, es kostete ihnen aber auch ein schönes Stück Geld, ehe die strafende Kirche ihren Absalon wieder zu Gnaden aufnahm. Drei Mal wurde die Stadt von dem Bischofe von Brandenburg gebrandschatzt, ehe er das Verbrechen für gesühnt erklärte; aber der verwegene und gewaltthätige Sinn der Berliner war durch diese schwere Strafe keineswegs gebrochen.

* * *

Kaum zwei Decennien später war die Marienkirche wiederum Zeugin eines ähnlichen Volksauflaufes.

Der Erzbischof von Magdeburg nämlich befand sich im Sommer des Jahres 1364 in Berlin, und mit ihm war sein Freund, der Herzog Rudolph von Sachsen, gekommen, ein dem Berliner Volke verhaßter Fürst*), der jedoch bei der Geistlichkeit in großem Ansehen stand und auch von den Patriziern und Rathmännern hochgehalten wurde. Leider fand sich für das Volk nur zu bald eine willkommene Veranlassung, seinem Groll die Zügel schießen zu lassen.

Der Geheimschreiber des Erzbischofs, der Domvicarius Conrad Schütz, machte einer ehrsamen Bürgersfrau, die allein auf der Straße ging, den unziemlichen Antrag, ihn in's Bad zu begleiten. So frivol nun diese Zumuthung auch war, so hatte sie doch im Munde eines Geistlichen nichts Befremdendes, denn das Cölibat hatte die Clerisei längst aller Zucht und Ehrbarkeit entkleidet, die selbst äußerlich selten gewahrt blieb.

Es hörten aber Vorübergehende die galante Aufforderung des Vicars, und sie ergossen sich in Schmähungen über den Unbesonnenen, der schleunigst die Flucht ergriff.

---

*) Nach dem Ableben des vom Volke so geliebten Markgrafen Waldemar, der seinen unmündigen Neffen Heinrich als legitimen Nachfolger hinterließ und als dessen Vormund Herzog Wratislaw von Pommern eingesetzt hatte, glaubten die benachbarten Fürsten, ihre Zeit sei gekommen, um Brandenburg an sich zu reißen. Zu diesen Fürsten gehörte auch Herzog Rudolph von Sachsen, welcher den Rath durch Bestätigung alter Privilegien und Gewährung neuer zu gewinnen suchte, während das Volk dem rechtmäßigen jungen Fürsten und dessen Vormund treu blieb. Daher der Haß des Volkes gegen den Herzog Rudolph. Der junge Markgraf Heinrich starb übrigens schon nach wenigen Jahren, worauf Kaiser Ludwig der Baier die Mark Brandenburg für ein erledigtes Reichslehen erklärte und solches seinem Sohne Ludwig zum Lehen gab (1324).

Aber das Attentat auf die Ehrbarkeit der Bürgerin wurde schnell bekannt und ging von Mund zu Mund. Das Volk rottete sich zusammen und verlangte vom Magistrat, daß er den Vicar verhaften lasse. Die Rathsherren sahen sich genöthigt, der tobenden Menge zu willfahren, und der Rathsdiener wurde mit einer Anzahl Bewaffneter zu dem Erzbischofe geschickt, der soeben mit seinem Geheimschreiber und dem Herzoge von Sachsen bei Tische saß.

Vergebens war nun alle Fürsprache des Prälaten, der sich die größte Mühe gab, seinen Vicar in Schutz zu nehmen, er mußte der Gewalt weichen, und Conrad Schütz wurde fortgeführt.

Auf der Straße bemächtigte sich seiner der aufgeregte Volkshaufen und schleppte ihn nach dem neuen Markt. Inzwischen hatte man den Henker geholt, und ohne weitere Prozedur wurde dem Unglücklichen das Haupt abgeschlagen*).

* * *

*) Man hat in diesem Acte der Volksjustiz ein Zeugniß für die Sittenreinheit der Berliner damaliger Zeit finden wollen. Aber man täusche sich nicht; Zucht und Sittsamkeit waren niemals gelockerter als im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Wenn man auch in Deutschland nicht so naiv war, wie in Frankreich und Belgien, wo Ludwig XI. in Paris (1461), Karl der Kühne in Lille (1468) und Karl V. in Antwerpen bei hellem Tage von splitternackten Mädchen empfangen wurden, so steckte doch auch Deutschland damals schon in einem Abgrund von Verdorbenheit. Welche Verwilderung, Zersetzung, Auflösung der deutschen Gesellschaft vom Untergang der Hohenstaufen an bis in's fünfzehnte Jahrhundert hinein! das Ritterthum zum Räuberthum geworden, das Bürgerthum zur Spießbürgerei verknöchernd, die Geistlichkeit tief und tiefer in den Schlamm der Unwissenheit, Betrügerei und Zuchtlosigkeit versinkend, das Minneleben zu gemeiner Genußsucht entwürdigt, die Männer dem rohesten Raufbold- und Jagdjunkerthum, dem Spiel und Trunk verfallen, die Frauen verbuhlt oder verfrömmelt,

Die höchste geistliche Behörde in Berlin war der Bischof von Brandenburg, und standen ihm in Folge dessen unter Anderem die Oberaufsicht und Verwaltung aller Kirchengüter zu, das Recht der geistlichen Gesetzgebung, insonderheit über die Kirchendisciplin, die Oberaufsicht über die Klöster, die Anstellung der Geistlichen und die geistliche Gerichtsbarkeit, die Erbauung neuer Kirchen, Kapellen und Klöster u. s. w.

Zur Ausübung der Gerichtsbarkeit waren als Gehülfen des Bischofs Archidiakone eingesetzt, und in dem District, zu welchem Berlin und Kölln gehörten, hatten die Markgrafen von Brandenburg das Archidiakonat, sie übten also, jedoch nur im Namen der Bischöfe von Brandenburg, die geistliche Gerichtsbarkeit aus.

Die Archidiakonate waren wiederum in Districte eingetheilt, denen Pröbste vorstanden.

Berlin war bereits seit 1244 Mittelpunkt eines solchen Districts, und man findet daher den Probst von Berlin zugleich als Beamten der Markgrafen stets in ihrer Umgebung.

Den Pröbsten waren wieder die Pfarrer unterworfen, ebenso die zu ihren Kirchen gehörenden Prediger, Altaristen, Kaplane, Glöckner und Küster.

Am ersten jeden Monats versammelte der Probst die ihm untergebenen Priester, um mit ihnen die Kalenderberechnung des laufenden Monats vorzunehmen und die Feiertage festzustellen. Diese Versammlungen gaben zu dem Namen Kalender Veranlassung, denn sie fanden gewöhnlich an jedem Ersten des Monats (Calendae) statt. Und das Volk sagte

---

gewöhnlich beides mitsammen — so charakterisirt Scherr mit Fug und Recht die gute alte Zeit bis zur Reformation. Und nachher? Wir werden in unseren Schilderungen auch auf diese späteren Perioden kommen.

von dieser Zusammenkunft der Geistlichen: sie kalendern, wahrscheinlich, weil dieses Wort sehr oft in den Versammlungen ausgesprochen wurde. Die Versammlung selbst nannte man den Kalend, und die Festrechnung Kalender. Die Pröbste konnten ferner, wenn in ihren Kirchen irgend etwas Unheiliges vorgefallen, den Gottesdienst, Messe, Beichte, Trauungen und kirchliche Begräbnisse verhindern, und ihr Verbot hatte vollkommene Kraft, bis es der Bischof wieder aufhob.

Alle Geistlichen, welche die Aufsicht über eine Kirche führten, hießen Pfarrer. Sie hatten den gewöhnlichen Fest- und Sonntagsgottesdienst zu versehen. Indessen hatten diese Herren bald zu viele einträgliche Geschäfte, sie nahmen daher für die Predigten, die ihnen oblagen, Prediger oder Prädikanten an, welche aber eine sehr geringe Einnahme hatten. Die Haupteinnahme aber floß den Pfarrern aus den Seelenregistern zu, mit welchen es folgende Bewandniß hatte:

Unseren Vorfahren verursachte nichts mehr Angst und Pein, als die leidige Gewißheit, daß sie nach Ablauf ihres irdischen Daseins so lange im Fegefeuer durchglüht werden würden, bis sie vollkommen rein Gottes Herrlichkeit empfangen durften. Denn jede Seele mußte die Beitze des Fegefeuers bestehen, ein sehr frommer Lebenswandel konnte höchstens einige Abkürzung der höllischen Leiden bewirken.

Um den unglückseligen Seelen nun in ihrer Pein zur Hülfe zu kommen, gab es damals nur ein Mittel — Gebet und Messe. Die Welt glaubte, daß die lebenden Sünder die todten retten könnten.

Die Verwandten eines Verstorbenen glaubten keineswegs genug gethan zu haben, wenn sie dem Todten ein großes Leichengefolge gaben und sich selbst in Trauer hüllten.

Sie gingen vielmehr, wenn sie nämlich Geld genug zu solchen bedeutenden Ausgaben hatten, zum Pfarrer und ersuchten ihn, ihren verstorbenen Verwandten in sein Seelenregister einzutragen, und der Pfarrer that's, sobald er dafür bezahlt wurde.

Nach der Predigt, oder vielleicht auch vor derselben, holte dann der Pfarrer oder sein Prädikant das Register hervor und las die Namen aller Verstorbenen vor, welche darin eingetragen waren, und ermahnte die Gemeinde, den Seelen der Genannten mit Messen, Gebet und sonstigen guten Werken beizustehen, daß sie recht bald aus dem Fegefeuer erlöset würden.

Außer den Prädikanten nahmen die Pfarrer noch Kapellane in Lohn, welche eigentlich nichts anderes als geistliche Dienstboten waren. Die Zahl derselben war vier, sechs und mehrere. Sie hatten für ihren geringen Lohn die Hände voll zu thun. Ihr Dienst war nicht etwa auf die Kapellen beschränkt, von denen sie den Namen haben, und in welchen nur Messe gelesen, gebetet und gesungen werden durfte, sie mußten auch in der Pfarrkirche selbst den Gottesdienst verrichten, mußten taufen, trauen, die letzte Oelung geben, Messe lesen, die Horas singen, Begräbnisse abhalten, kurz, sie mußten für den Pfarrer schwitzen, während dieser behäbig das Geld einstrich und sich seines Leibes pflegte.

Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß es bei diesen Geistlichen und Priestern sein Bewenden gehabt, oder daß das Volk sie als eine Last empfunden hätte.

Dieses störrige, trotzige, ungehobelte Volk hatte nichtsdestoweniger doch auch ein geistiges Bedürfniß neben seinen leiblichen, und dafür gab es nur ein einziges Recept — Gebet, Messe, gute Werke. Und dies Alles führte wieder

mitten in die Kirche, welche die einzige Vermittlerin zwischen dem sündigen Menschen und dem heiligen Geist war.

Wer damals im Drange seines Herzens nicht eine Kirche oder ein Kloster oder doch wenigstens eine Kapelle stiften konnte, der gründete oder dotirte in einer schon vorhandenen Kirche einen Altar. Diese Altäre wurden irgend einem Heiligen geweiht, damit derselbe durch seine Fürbitte und seine Verdienstlichkeit den Lebenden und Todten zu Hülfe kommen konnte, was man natürlich von einem solchen Heiligen mit Zuversicht erwartete. An diesen Altären wurde nur Messe gelesen, denn eben der Messe wegen, welche das Hauptstück des ganzen Gottesdienstes ausmachte, wurden sie gestiftet.

Wir sehen auch in Berlin um diese Zeit ganze Brüderschaften, Gilden und Gewerke zusammentreten, welche in allen Kirchen Altäre stifteten. Bei diesen wurde stets ein besonderer Priester angestellt, und er hatte dann fast ausschließlich das Amt, Messen, besonders aber Seelenmessen zum Heile ihrer verstorbenen Mitglieder zu lesen.

Die Dotation eines solchen Altars war immer sehr kostbar, denn es mußten Meßgewänder, Patenen, Kelche, Lichter, Meßbücher, Leuchter und Alles, was sonst noch zur Ausstattung eines Altars nöthig war, angeschafft werden. Auch mußte ein Kapital ausgesetzt werden, von dessen Zinsen ein Meßpriester erhalten werden konnte.

Der Pfarrer der Kirche hatte die Aufsicht über die darin fungirenden Meßpriester. Oft konnten die Kirchen die Altäre nicht mehr fassen, und wenn dann jeder Winkel schon besetzt war, und nach einem neuen Altar Bedürfniß empfunden wurde, dann erlaubte der Bischof die Mitbenutzung eines alten Altars.

Dadurch geschah den Andern durchaus kein Abbruch,

und so kam es, daß ein Altar verschiedenen Heiligen gewidmet, und daß zu seiner Pflege mehrere Meßpriester und Altaristen angestellt waren.

Hiernach ist zu ermessen, wie viele Priester eine Kirche oft hatte, und wie groß allein die Zahl der Meßpfaffen gewesen sein mag, und da alle diese ausschließlich von den Seelenmessen lebten, so bestätigt auch dieses den übergroßen Eifer der Alten, ihre Seelen aus den Flammen der Hölle loszubeten.

Hierin ist auch das Ansehen begründet, in welchem das Ablaßwesen im Mittelalter stand, und der Ernst, mit welchem diese Angelegenheit behandelt wurde. Konnte man die Seelen Anderer durch Gebet von den Seelenqualen befreien, wie sollte man seine eigene Seele durch Gebet und gute Werke dem Teufel nicht aus den gierigen Händen reißen können?

Das Volk ging in diesem Glauben an die Kraft des Ablasses weiter, als die Geistlichkeit selbst. Als diese aber den Nutzen davon gewahrte, gab sie sich keine Mühe, das Volk auf einen anderen Weg zu führen. Nur dies eine ist merkwürdig, wie sich das Volk in dieser Beziehung niemals genug thun konnte, und daß es trotz der vielen Gelegenheiten, die ihnen geboten waren, Ablaß zu erhalten, dennoch die Seelenmessen für dringend nöthig hielt.

Im Jahre 1294 ertheilten z. B. sechs Bischöfe allen denen, welche dem Venerabile, wenn solches aus der St. Marien- oder Nicolaikirche getragen wurde, nachfolgen und ein Paternoster sammt dem englichen Gruß beten würden, einen vierzigtägigen Ablaß. Ferner gaben 1331 zehn Bischöfe der Georgenkapelle bei Berlin einen Ablaßbrief, nach welchem nicht nur alle diejenigen, welche dieselbe an den gewöhnlichen Heiligentagen besuchten, sondern auch

Alle, die ihre Wallfahrt dahin richten würden, einen vierzigtägigen Ablaß ihrer Sünden erhalten sollten.

Dasselbe wird denen zugesichert, welche Messen und andern geistlichen Verrichtungen in dieser Kapelle beiwohnen, derselben etwas schenken oder dem Prediger nachfolgen würden, wenn das Sakrament zu einem Kranken oder einem Sterbenden getragen würde.

Da fast jede Kirche solchen Ablaß gewährte, so ist es in der That zu bewundern, — denn es läßt sich wohl denken, daß solche Gelegenheit niemals versäumt wurde — daß man dennoch so viel Geld und Sorge auf das Fegefeuer verwandte.

Im Jahre 1405 schenkte der Bischof Johann von Lebus der Marienkirche zu Berlin mehrere Heiligthümer und ertheilte allen, die sie anbeten würden, für jede Reliquie einen vierzigtägigen Ablaß. Zu diesen Reliquien gehörte ein Stück vom Kreuze und Gewande Christi, Knochen Johannis des Täufers, des heiligen Stephan, ein Stück des Grabes Christi, des Papstes Sixti, der Jungfrau Maria, von der Erde, auf der Christus niederfiel, Gehirn des heiligen Eucharius und Milch der heiligen Maria.

Daß auch die Berliner in ihren Kirchen eine Unmasse Altäre hatten, versteht sich von selbst, denn sie waren nicht gottloser als andere Leute.

Könnten wir hier das kirchliche Leben, aus welchem der moderne Staat herausgewachsen ist, nach allen Richtungen hin verfolgen, wir würden sehen, daß unsere Berliner ebensowohl Kinder der Zeit, wie alle übrigen Menschen waren. Nicht nur waren ihre Kirchen mit Altären überfüllt, ja, sogar noch vor den Kirchen wurden Kapellen angebaut. Heute sind von diesem tiefen kirchlichen Leben nur noch schwache Ueberreste vorhanden, welche an die selt-

same Zeit erinnern, die aus der Kirche ihren Lebensathem schöpfte.

Im Verbrechen wie in reumüthiger Hingebung der Seele, im Unglücke wie im Glücke, im Leid wie in der Freude, im Leben wie im Tode war die Kirche mit der Menschheit als Straferin, Rächerin, Trösterin und Beglückerin. Auch die Marienkirche hatte Berlin in allen diesen Wandlungen gesehen. Soeben tönen ihre Glocken wieder; und die ganze Stadt ist auf den Beinen. Wem gelten ihre Klagetöne?

Einem dahingeschiedenen Rathsmitgliede. Es sind große Feierlichkeiten mit der Beisetzung der Leiche verbunden; denn so originell wie die Trauungsfeierlichkeiten waren auch die Begräbnißfeierlichkeiten bei unseren alten Berlinern.

Da wurde unmittelbar nach dem Hinscheiden des theuren Familienmitgliedes vor die Thür des Todtenhauses ein sogenanntes Schierkaken herausgehängt, und eine alte Frau*) wird in alle Häuser des Kirchsprengels gesandt, um das Begräbniß anzuzeigen und die Freunde des Verstorbenen dazu einzuladen.

Diese versammelten sich im Trauerhause, wo der Verstorbene in seinem Amtsornate oder in seinen Feiertagskleidern im Sarge lag. Klageweiber umstanden ihn und vergossen, je nachdem sie bezahlt zu werden hofften, sogenannte Krokodillsthränen.

Unter dem Geläute der Glocken setzte sich dann, nachdem der Sarg geschlossen und ein weißes Kreuz darauf gelegt war, der Trauerzug in Bewegung, welchem sowohl Männer als Frauen folgten; voran aber ging der sogenannte

*) Sie wurde die Seelen-Mahnersche genannt und erhielt bedeutende Geschenke, um für das Seelenheil des Verstorbenen in der Kirche Messe lesen zu lassen.

Exorcist oder Teufelsbanner mit dem Weihwasser, von einem Chorknaben, der auf einer Stange ein brennendes Licht trug, begleitet. Andere Chorknaben mit brennenden Kerzen in den Händen gingen neben dem Sarge einher. Unter den feierlichen Gesängen der Psalmen und des Misere begab sich der Zug nach der Kirche; der Sarg wurde in der Nähe des Altars niedergesetzt, und nun wurde die Todtenmesse gehalten.

Hierauf ward der Sarg dreimal mit Weihwasser besprengt, und ein Paternoster über denselben gesprochen, nachher zu beiden Seiten das Rauchfaß dreimal geschwenkt; ein lateinisches Gebet für die Seele des Verstorbenen, die Gottes Händen zu Gnaden übergeben wurde, machte den Beschluß.

Nun ward der Sarg aufgehoben und zur Grabstätte hingetragen, wo er dicht neben das Grab jedoch so gestellt wurde, daß der Todte die Füße dem Altare zukehrte;*) wurde er jedoch außerhalb der Kirche begraben, so wandte man den Körper mit den Füßen nach Osten.

Bei der Grabstätte angelangt, ward der Sarg noch einmal beräuchert und mit Weihwasser besprengt. Gesänge und Gebete beschlossen die Feierlichkeit, worauf auch die Verwandten als letzten Liebesdienst den Sarg noch einmal mit Weihwasser besprengten, der alsdann in die Gruft hinabgelassen wurde.

Hierauf opferte man auf dem zunächststehenden Altar für die Geistlichen, und die zur Begräbnißfeierlichkeit besonders Eingeladenen begaben sich dann in das Haus des Verstorbenen, wo man bei einem opulenten Mahle und einem

*) Nur bei Geistlichen wurde von dieser Regel eine Ausnahme gemacht, sie wurden, sobald sie in einer Kirche begraben wurden, mit den Füßen vom Altar fortgewendet.

guten Trunk den Kummer von der trauernden Seele fortzudrücken versuchte.

Doch tempora mutantur. Zeiten, Sitten und Menschen, ja die ganze Welt ändert sich. Die alte Marienkirche steht allerdings fest und unberührt vom Zahn der Zeit noch heute da, aber die Gebeine der in derselben Begrabenen sind längst vermodert und verwittert. Ja selbst das uralte, historisch werthvolle Gemälde, das jüngst unter der neuern Uebertünchung entdeckt und wieder aufgefunden wurde, der Todtentanz, ist der Vernichtung wie durch ein Wunder entgangen, und unwillkürlich wird man der melancholischen, uns schwer auf's Herz fallenden Worte des Dichters eingedenk, der in der Marienkirche, unweit des Altars neben seiner Dore ruht, jener Worte des berühmten Canitz*), welche die Eitelkeit des Zeitlichen veranschaulichen sollen und also lauten:

Was frommt Dir die Gestalt? Was frommt Dein hoher Sinn?
Ein Laken und ein Brett ist endlich Dein Gewinn.
Spiel' noch so lang' und gut die Rolle hier auf Erden,
Der Schauplatz muß einmal doch zugezogen werden.

IV.

Die St. Georgenkirche.

Diese Kirche, welche im Mittelpunkt eines in seiner jetzigen Ausdehnung ganz neuen Stadttheils liegt, lag früher vereinsamt unfern des Landweges. Aengstlich vermied der Berliner ihre Nähe, mit einem mehr als aber-

*) Geboren 1654; gestorben 1699 als kurfürstl. Brandenburgischer wirklicher geheimer Staatsrath.

gläubischen Schrecken, mit einer tödtlichen Furcht wandte sich sein Blick von der Umzäunung ab, durch die sie von dem übrigen Terrain abgeschlossen war, und wer für die leidende Menschheit ein Herz hatte, faltete die Hände zu einem frommen Gebete für die unglücklichen Abgeschiedenen und Ausgestoßenen, die hier ihr elendes, verlassenes Dasein fristeten.

Freilich war die heutige stattliche Kirche damals nur eine kleine Kapelle, welche sich neben dem St. Georgs-Hospital befand. Dieses Hospital, aus welchem die jetzige Kirche entstanden ist, gehörte zu den merkwürdigsten Antiquitäten der Stadt, von deren früheren Bestimmungen wohl nur wenige unserer Zeitgenossen eine Ahnung haben werden.

Als die Kreuzzugsheere nach Palästina kamen, um das heilige Land zu befreien, fanden sie dort jene abscheuliche Krankheit einheimisch, welche die mosaische Gesetzgebung bereits berücksichtigt hatte. Viele Kreuzfahrer wurden angesteckt und brachten bei ihrer Rückkehr das furchtbare Uebel mit nach der Heimath.

Hier erkannte man bald, daß schützende Maßregeln ergriffen werden mußten, sollte Europa nicht von einer neuen bleibenden Seuche heimgesucht werden. Wenn auch die Heilkundigen eine klare Einsicht in die Natur dieser Krankheit hätten gewinnen können, man würde dennoch zu dem in der Bibel gebotenen Mittel seine Zuflucht genommen haben, die Aussätzigen außer aller Verbindung und Gemeinschaft mit den Gesunden zu bringen, da man zwischen göttlichen und mosaischen Gesetzen nicht unterschied.

In der That galt auch die Krankheit als ganz unheilbar, besonders in ihren schlimmsten Formen. Man schritt daher, als die aussätzigen Kreuzfahrer nach Europa zurückkehrten, zur vollständigen Absonderung der Kranken von

den Gesunden, ja selbst ihre Leichen wurden nicht auf den gewöhnlichen Kirchhöfen beerdigt.

Anfangs baute man den Aussätzigen eine Hütte auf freiem Felde, die man ihnen zur Wohnung anwies und sie feierlich verpflichtete, alle Berührung mit Gesunden zu vermeiden. Als indessen die Zahl dieser Kranken sich von Jahr zu Jahr mehrte, gab man diese Art der Absonderung durch Hütten auf und erbaute eigene Häuser für die Aussätzigen, in welche man die Kranken brachte und sich selbst überließ.

Aus Furcht vor der Ansteckung und um der Absonderung willen wurden alle Aussatzhäuser in einiger Entfernung von den Städten angelegt, und mit einer hohen Mauer umgeben, diesseits welcher kein Aussätziger sich ohne die strengsten Vorsichtsmaßregeln sehen lassen durfte.

Jeder Kranke, der hineingebracht wurde, mußte von der übrigen Welt Abschied nehmen; die furchtbarsten Strafen warteten seiner, wenn er sich in die Gesellschaft der Gesunden mischte.

Eine Ehe wurde dadurch nicht getrennt, wenn einer der Ehegatten den Aussatz bekam, sondern es war dem Gesunden gestattet, dem Kranken nach seinem künftigen Aufenthalte zu folgen und bei ihm zu wohnen, auch durften sich Aussätzige im Krankenhause verheirathen.

In den Augen des Volkes aber galt jeder dieser Kranken als von Gott verstoßen.

Damit der Kranke sofort von Jedem erkannt werden könne, erhielt er eine eigene Kleidung von schwarzer Farbe; er durfte keinen Hut tragen und die Haare wurden ihm abgeschoren.

So war er ein Gegenstand des Entsetzens für Jeden, dem er nahe kam.

Nicht leicht konnte daher einem Menschen ein größeres Unglück widerfahren, als von dieser Krankheit befallen zu werden. Die Art, wie solch ein Unglücklicher aus der menschlichen Gesellschaft verwiesen wurde, war sehr ernst, und in den früheren Zeiten folgende:

Der Priester, mit dem Superpelliceum und der Stola bekleidet und mit Weihwasser versehen, begab sich zum Hause des Kranken, der in seiner Krankenkleidung dem Priester folgte und in Prozession zur Kirche geführt wurde.

Noch früher geleitete man ihn in seinen Sterbekleidern dahin.

Beim Ausgange besprengte der Priester das Haus mit Weihwasser, beim Eintritt in die Kirche diese ebenfalls.

Der Kranke begab sich in einen Winkel derselben oder in eine Vertiefung des Chors, abgesondert von den Gesunden und hörte die Messe an.

In den früheren Zeiten wurde er mit Lichtern umstellt wie ein Todter, man hielt eine Todtenmesse und sang das Requiem.

Dies wurde aber abgestellt; der Kranke erhielt keine Lichter mehr und man hielt eine sonntägliche oder auch eine Heiligenmesse ohne Requiem, weil man mit keinem Todten sondern mit einem Heiligen zu thun hatte, und in der Messe wurde der Kranken gedacht und für sie gesammelt. Nach gesungener Messe wurde das Libera me Domine de morte etc. nicht gesagt; wollte der Kranke beichten, so geschah es, aber der Pfarrer stand von ihm entfernt.

Nach beendigter Messe bekleidete sich der Priester wie zuvor, gab dem Kranken das Weihwasser, und führte ihn, wenn es nicht regnete, zur Kirche hinaus nach dem Aussätzigenhause, und, ehe es diese gab, nach dem Felde, wo seine Hütte gebaut war.

Darauf empfahl ihn der Priester dem begleitenden Volke, daß es ihn mit Almosen bedenke und für ihn bete. Bei kaltem Wetter brauchte der Priester nicht mit über das Feld zu gehen, sondern sprach seine Ermahnungen beim Ausgang aus der Kirche.

Stand der Kranke nun vor der Thür des Hospitals, wo er künftig wohnen sollte, so sprach der Priester ihm die zehn Gebote der Aussätzigen vor, welche also lauteten:

1) Ich verbiete Dir, daß Du jemals in eine Kirche gehest, in ein Münster, auf einen Jahrmarkt, in eine Mühle, auf einen Marktplatz, noch in Gesellschaft von Leuten.
2) Ich verbiete Dir, daß Du Dich jemals außer dem Hause ohne Deine Aussätzigenkleidung sehen lassest, damit man Dich kenne, und daß Du niemals barfuß gehen werdest.
3) Ich verbiete Dir, daß Du jemals Deine Hände oder was um und an Dir ist, waschest in einem Bache oder einem Brunnen oder daß Du nie aus ihnen trinkest, und wenn Du Wasser zum Trinken willst, so schöpfe es mit Deiner Kelle in Dein Fäßchen.
4) Ich verbiete Dir, daß Du nie eine Sache, die Du kaufen willst und um welche Du feilschest, eher berührst, als bis sie Dein ist.
5) Ich verbiete Dir, daß Du nie in eine Schänke trittst. Verlangst Du Bier, Du kaufest dasselbe oder es werde Dir geschenkt, so laß es in Dein Fäßchen gießen.
6) Ich verbiete Dir einer anderen Frau beizuwohnen, als der Deinigen.
7) Ich verbiete Dir, wenn Du auf einen Weg gehst

und begegneſt einer Perſon, die Dich anredet, daß Du Dich unter den Wind ſtelleſt, ehe Du antworteſt, und daß Du durch keine enge Gaſſe geheſt, damit, wenn Du einer andern Perſon begegneſt, nicht mit ihr zuſammenſtößeſt.

8) Ich verbiete Dir, wenn Du durch einen Gang geheſt, das Gebäude oder den Strick anzufaſſen, wenn Du keine Handſchuhe anhaſt.

9) Ich verbiete Dir aus andern Gefäßen zu eſſen oder zu trinken, als aus den Deinigen, oder in Geſellſchaft Anderer zu eſſen oder zu trinken, ſie ſeien denn ebenfalls Ausſätzige.

10) Ich verbiete Dir, Kinder anzufaſſen oder ihnen etwas zu geben.

In den früheſten Zeiten dieſer Einrichtungen, wo man dem Unglücklichen ein Haus auf freiem Felde baute, beſtand die Vorſchrift, daß man daſſelbe mit folgenden Dingen ausſtatten mußte:

Ein Brunnen, ein geſtopftes Bett von Zwillich, ein Kiſſen und Decke, zwei Paar Bettlacken, eine Axt, ein mit einem Schlüſſel verſchließbarer Schrank, ein Tiſch, ein Stuhl, ein Licht, eine Strohmatte, Näpfe zum Eſſen, ein Becken, ein Fleiſchtopf, eine Klingel, Schuhe, Strümpfe, ein Kleid von Camelot, eine Pferdedecke, eine Kappe von Camelot, zwei Paar Tücher, ein Fäßchen, ein Leuchter, ein Riemen, ein Löffel, eine und Kelle von Holz. Man darf annehmen, daß in den Ausſätzigenhäuſern noch für andere Bequemlichkeiten geſorgt war.

Späterhin, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts behandelte man das Ganze mit noch größerer Feierlichkeit.

Erfuhr der Pfarrer, daß eins ſeiner Pfarrkinder angeſteckt war, ſo mußte er ſich Gewißheit darüber verſchaffen,

entweder durch einen Spruch des geistlichen Richters, oder sonst auf gesetzliche Weise, er begab sich dann zu ihm und suchte ihn zu trösten und seine Seele aufzurichten mit geistlichem Troste, gab ihm zu erwägen, daß seine Krankheit des Körpers auch zugleich eine Krankheit der Seele sei, verwies ihn auf Gottes Vorsehung und ermahnte ihn, sein Gemüth nicht zu ängstigen, wenn aus Vorsorge und aus löblicher christlicher Gewohnheit diejenigen, welche Gott mit dieser Krankheit heimzusuchen beliebt, von der Gesellschaft der Gesunden gesondert werden, uud nachdem er ihm den Tag angezeigt, wo dies mit ihm geschehen würde, machte er dies in der Vorhalle der Kirche auch dem Volke bekannt und forderte dasselbe auf, dabei zahlreich zu erscheinen und dem Unglücklichen ihre Gebete zu widmen.

An dem bestimmten Tage ging der Priester von der Kirche aus, mit Superpelliceum und Stola angethan, mit vorgetragenem Kreuze und Weihwasser, vom Volke begleitet, zum Hause des Aussätzigen, wie es bei andern Processionen zu geschehen pflegte, begrüßte ihn milde, besprengte ihn mit Weihwasser und ermahnte ihn, ihm zu folgen, die heilige Messe anzuhören, den priesterlichen Segen zu empfangen und die Himmelsmittel der Kirche.

Während er den Kranken in Procession, begleitet von seinen Freunden, nach der Kirche führte, ließ er ihn etwas singen, welches zur Buße und zur Betrachtung der Barmherzigkeit Gottes anregte.

Wenn er dann mit ihm an die Thür der Kirche kam, besprengte er ihn wieder mit Weihwasser, und wies ihm einen Platz außerhalb oder innerhalb der Kirche, wenn es sicher geschehen konnte, an, wo er, getrennt von den Andern, die Messe knieend hören konnte.

Hie und da stellte man ihn auf eine Bahre, behing ihn mit schwarzem Tuch und stellte Lichter um ihn.

In ganz gewöhnlichen Kleidern, aber das Gesicht mit Kapuze bedeckt, wartete er das Ende ab, beichtete und communicirte, wenn er es wollte, doch durfte er kein Opfer auf den Altar legen oder sich ihm nähern.

Unfern des Ortes, wo der Kranke stand, war ein Tisch, auf welchem folgende Dinge, entweder auf seine Kosten oder auf Kosten des Kirchspiels angeschafft, lagen: demüthige Kleider, welche auch wohl Lazarus-Kleider hießen, eine Klingel, Schelle oder Klapper, ein Handeimer, Handschuhe und ein Quersack, welche Gegenstände der Geistliche segnete, indem er sprach:

„Unsere Hülfe ist im Namen des Herrn. Der Herr sei mit Euch. Gelobet sei der Name des Herrn. Lasset uns beten:

„Gott, durch dessen Worte Alle gesegnet und geheiligt werden, segne und heilige dies Kleid der Demuth sammt dem übrigen Geräthe, daß Dein Knecht es gebrauche zur Ehre Deines Namens und zum Heile seiner Seele und seines Körpers."

Darauf überreichte er dem Kranken das Kleid und sprach: „Empfange dieses Kleid, bekleide Dich damit zum Zeichen der Demuth."

Dann folgten die Verbote:

„Nimm diese Klingel," hieß es am Schluß, „als ein Zeichen, daß Dir verboten ist, zu andern Personen zu reden, wenn sie nicht Deines Gleichen sind, es sei denn die höchste Nothwendigkeit, und wenn Du etwas nöthig hast, so fordere es durch diese Klingel, indem Du Dich vor den Leuten unter den Wind zurückziehest. Nimm diesen Quersack, um das hineinzuthun, was Dir von wohlhabenden Leuten gespendet

wird, und trage Sorge, Gott für Deine Wohlthäter zu bitten."

Der Priester spendete ihm nun ein Almosen und ermahnte die Umstehenden, dasselbe zu thun. Nun führte er den Kranken zum Hause der Aussätzigen, von dem Volke gefolgt, indem er sich Kreuz und Weihwasser vorantragen ließ.

Auf dem Wege wurde die Litanei gesungen und am Ende Miserere ei, und Orate pro eo. Daran knüpften sich die Gebete, welche bei der letzten Oelung gesagt zu werden pflegten. Kam er nun bis an die Thür des Aussätzigenhauses, so sprach der Priester: „Hier ist meine Ruhe in Ewigkeit, hier werde ich wohnen, weil ich ihn erwählt habe. Siehe da den Ort, der Dir von jetzt an zum Aufenthalte bestimmt ist. Ich verbiete Dir, ihn zu verlassen, und Dich auf Plätzen und öffentlichen Versammlungsorten treffen zu lassen, als da sind Kirchen, Märkte, Mühlen, Backöfen, Schänken und ähnlichen Orten. Betrübe Dich jedoch nicht, auf solche Weise von Andern gesondert zu sein, da diese Sonderung nur körperlich ist. Was den Geist, als das Vorzüglichste, betrifft, so bist Du so oft mit uns, als Du betest, und hast Antheil an allen Gebeten unserer Mutter, der heiligen Kirche, als wenn Du persönlich mit allen Andern beim Gottesdienst anwesend wärest. Was Deine geringere Nothwendigkeit betrifft, so werden wohlhabende Leute dafür sorgen, und Gott wird Dich nicht verlassen. Hüte Dich wohl, habe Geduld. Gott bleibe bei Dir."

Darauf stellte der Priester das hölzerne Kreuz vor die Thür des Hauses, sprach zum Volke, und empfahl ihm Gebete und Barmherzigkeit gegen alle Kranken, verbot ihnen, daß sie sie weder durch Wort noch durch That beleidigen, sondern eingedenk des menschlichen Zustandes und des erschrecklichen Gerichts Gottes sie freigebig unterstützen sollten.

Zuletzt erinnert und ermahnt er die Kirchenvorsteher, daß sie dem Kranken wenigstens dreißig Stunden lang fleißigen Beistand leisten, damit er nicht wegen des neuen Lebens, der ungewohnten Einsamkeit und gar zu großer Betrübniß in irgend eine schwere Gefahr Leibes und der Seele verfalle.

Diese Gebräuche waren nicht in allen Gegenden ganz gleich. Die Gebräuche in der Mark und auch in Berlin waren, wie es erscheint, folgende:

Der Priester sprach, sowie er das Haus erreicht hatte, die Gebete, dann rief er: „Leicht verachtet der Alles, welcher sich selbst als sterblich erkannt hat."

Hierauf faßte er etwas Erde von dem Boden, über welchen sein Fuß hinweggeschritten war, mit seinem Oberkleide, segnete sie, streute sie dreimal auf den Kopf des Kranken, und sprach: „Sei für die Welt todt, aber lebe wiederum in Gott."

Indem er ihn nun mit passenden Worten tröstete und stärkte, fügte er die Worte aus Jesaias 53, 4. hinzu, welche die Kirche folgendermaßen übersetzte:

„Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen; wir aber hielten ihn für einen Aussätzigen, von Gott verstoßen und gedemüthigt."

Diese Art der Auslegung dieses Bibelspruches war Schuld, daß alle Aussätzigen als von Gott verstoßen und gedemüthigt betrachtet wurden, und so bezeichnete man sie selbst in den Urkunden der Fürsten, namentlich auch in der Mark. Hatte der Geistliche ihm die zehn Vorschriften gegeben, damit er mit seinen Nächsten in Frieden leben konnte, so sagte er ihm auch die zehn Gebote Gottes her, damit er einst im Himmel mit den Heiligen zu leben vermochte. Beides mußte in Gegenwart des Volkes geschehen. Dann erinnerte er ihn daß ein guter Christ gehalten sei, täglich

mit Andacht Pater noster, Ave Maria, Credo in Deum, Credo in Spiritum Sanctum zu beten. Dann rief er dem Kranken zu: „habe Geduld, wohne in Frieden, und Gott sei mit Dir.“

Die Krankheit war nicht schnell tödtlich, und Viele lebten jahrelang in diesem Zustande. Sie durften ausgehen, und saßen in abgelegenen Winkeln entfernt von den gewöhnlichsten Straßen, wo sie das Mitleid der Vorübergehenden ohne Worte durch ihre Klingel in Anspruch nahmen.

Die furchtbarsten Strafen warteten ihrer, wenn sie die ihnen gegebenen Vorschriften übertraten. Ja, es scheint, daß sie in diesem Falle alle als vogelfrei betrachtet wurden, und Jeder auf Selbsthülfe angewiesen war.

An seinem Eigenthum verlor der Aussätzige nichts, doch durfte er nichts mehr erben.

In den Leprosorien oder Aussätzigenhäusern bildeten sich ganze Gesellschaften dieser Unglücklichen, die, den Tod vor Augen, von der Welt abgeschlossen und nur auf sich angewiesen, ein Leben führten, wie man es unter solchen Umständen erwarten konnte.

Ihre im Leprosorium getauften Kinder durften aber nicht in dem gewöhnlichen Brunnen getauft werden, wo man andere Kinder taufte, sondern über einem eigenen Teich.

Ihre Todten wurden auf dem Begräbnißplatze neben dem Hause beerdigt.

Trotz der Versteckheit ihrer Lebensweise aber wurden doch so viele Ruchlosigkeiten laut, daß man auf abstellende Maßregeln denken mußte.

Schon auf dem dritten Lateranensischen Concile war beschlossen worden, daß neben jedem dieser Häuser eine

Kirche gebaut und ein Geistlicher dabei angestellt werden sollte, und demgemäß erhielt jedes eine eigene Kirche.

Ursprünglich bestand die männliche Bevölkerung dieser Häuser nur aus Kreuzfahrern, die aus Palästina angesteckt zurückgekehrt waren und in demselben ihr Leben beschlossen.

Der Patron der Kreuzzüge und aller Kreuzfahrer war der heilige Georg, eben deshalb wurde er auch der Patron aller Aussätzigenhäuser, denn die kranken Kreuzfahrer behielten ihren Heiligen bei, und deshalb hießen nachher alle diese Kirchen Georgenkirchen und die Kranken-Anstalten Georgs-Hospitäler.

Jedes Aussätzigenhaus war ein Georgs-Hospital, jedoch war es nicht immer umgekehrt der Fall. Aber alle Aussätzigenhäuser lagen außerhalb der Stadt und von allen Georgenkirchen, welche ursprünglich außerhalb der Stadt lagen, ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie anfänglich Aussätzigenhäuser waren.

Sie sind auch nur in alten Städten vorhanden, und in Berlin hat die jetzige Georgskirche allerdings einem solchen Leprosorium ihren Ursprung zu danken.

Als die Krankheit durch so strenge Maßregeln in Deutschland wirklich ausgerottet war, vorloren die Georgs-Hospitäler ihre ursprüngliche Bestimmung und wurden Krankenhäuser, die namentlich anreisende Kranke, Pilger, mit einem Worte Fremde aufnahmen. In Pestzeiten hatten sie die Bestimmung, die von der Seuche Betroffenen aufzunehmen. Daher werden diese Hospitäler in spätern Zeiten oft auch Pesthöfe genannt. In Berlin war dies ebenfalls der Fall.

Das Hauptsächlichste und Interessanteste über das St. Georgen-Hospital aus der alten Zeit haben wir in Vorstehendem mitgetheilt. Es läßt sich wohl schwerlich der größere Theil der Berliner träumen, welch' eine eigen-

thümliche Bestimmung der Platz hatte, worauf die St. Georgskirche steht, und wie viele Leute hier ehemals ausgelitten haben mögen*).

Der ursprüngliche Zweck des St. Georgen-Hospitals hat sich heute nur noch insofern erhalten, als es 17 betagten Bürgern und Bürgerfrauen für eine gewisse Einkaufssumme Obdach und lebenslängliche Verpflegung gewährt.

V.

Die Kirche zum heiligen Geist.

Da wo jetzt das Haus Nr. 2 in der Spandauerstraße steht, also ganz nahe dem Spandauer Thore, befand sich in dem alten katholischen Berlin eine Klause mit einem Heiligenbilde und einer ewigen Lampe. Der kühle Protestantismus hat auch sie ausgelöscht, nicht aber das Werk der Barmherzigkeit, dem hingebende Menschenliebe in unmittelbarer Nähe dieser Klause einen Altar gebaut und ein Gotteshaus gestiftet, das Hospital zum heiligen Geiste für die innerlich Kranken.

Ueber sechs Jahrhunderte nun schon übt das Hospital**)

*) Wir hatten Gelegenheit, eine getreue Abbildung eines Aussätzigen zu sehen, und der Anblick war uns in der That im höchsten Grade ekelerregend. Der Körper sah gefleckt aus, wie der eines Tigers. Den scheußlichsten Ausdruck aber hatte das Gesicht und besonders das Auge. Das Weiße darin sah ganz gelblich aus, mit rothen Adern durchzogen, der Augapfel selbst sah blutig roth aus, überhaupt lag auf dem ganzen Gesicht etwas unsäglich Trauriges, man könnte sagen, jeder Zug hatte das Gepräge krankhafter Verzerrung, widerlicher Entmenschung.

**) Eine in den sechsziger Jahre vorgenommene Restauration hat der Giebelseite des Kirchleins die altehrwürdige Gestalt zurückgegeben.

zum heiligen Geist in stiller und unscheinbarer, ächt christlicher Weise seinen Einfluß Segen verbreitend aus, und noch heute steht seine Kapelle. Das stille kleine Gotteshaus war früher von einem Kirchhof umgeben, auf welchem Linden — der uralt heilige Schmuck unserer deutschen Burgen — standen. Sie sind längst verschwunden die duftenden Bäume, unter welchen im Sommer der Gottesdienst im Freien gehalten wurde, aber die Sage hat mit ihren Epheuranken die Bäume duftig umsponnen.

Einer von drei Brüdern wird des Mordes angeklagt, in edlem Wettstreit, den Bruder zu retten, bekennen auch die beiden Andern sich schuldig. Um die Wahrheit zu erfahren, befiehlt der Richter ihnen, drei junge Linden mit den Wurzeln in die Erde zu pflanzen, ihr Grünen sollte ein Zeichen der Unschuld sein.

Diese Lissenen und Bogenfenster, diese Vierpässe und Kleeblätter vergegenwärtigen uns lebhaft den Styl, in welchem man während des fünfzehnten Jahrhunderts bei uns baute. Das Jahr der Begründung des Hospitals ist übrigens so wenig als das der Erbauung der dazu gehörigen kleinen Kirche gleichen Namens bekannt. Mit Wahrscheinlichkeit kann man die Begründung des Spitals in die Mitte oder den Ausgang des 13. Jahrhunderts setzen. Denn nach der ältesten vorhandenen Urkunde, 1313 in Berlin ausgestellt, schenkte ein Ritter, Bachrodus Grevelhout, dem Priester Peter Arnoldus des Domus St. Spiritus (Haus zum heiligen Geist) 4 Hufen in Weißensee unter der Bedingung: zu den Quartalszeiten für ihn und seine Nachkommen zu beten und Messen zu lesen. Das Hospital kam durch reiche Schenkungen sehr bald zu Vermögen. Mit einer Nachricht, daß 1476 der Thurm und das Kirchendach neu gebaut worden, versiegen die Quellen der Nachweisungen über den Zustand des Hospitals in den Zeiten vor der Reformation. Das am 12. August 1720 erfolgte Auffliegen des Pulverthurms am damaligen nahen Wall (Neue Friedrichsstraße), ward dem Hospitalgebäude sehr verderblich und kostete einigen Hospitaliten das Leben. Die Kirche mußte im selben Jahre in ihrem Innern neu ausgebaut werden. Im Jahre 1816 wurde auch der noch mit einem Schindeldach versehene Thurm der Kirche gänzlich abgetragen.

Und siehe, im nächsten Frühjahr grünten alle drei, die Schuldlosen waren gerettet, der rechte Mörder verrieth sich auch gar bald.*)

Durch die niedere Thür treten wir ein in die Vorhalle der Kapelle. Im Jahre 1597 „nachdem nunmehr in diesen letzten Zeiten das Wort Gottes an diesem Ort gar hell und klar gelehrt wird," ließen die sechs Vorsteher des Hospitals diese Vorkirche bauen. Die Wappen, welche diese sechs Bürger nach väterlicher Sitte in der Kirche aufhängen ließen, sind verschwunden, erhalten aber sind noch zwei Todtenschilder aus dem 15. Jahrhundert. Sie tragen die Ueberschriften:

„O bit vor Hans-Peter-Jacob Halkan."**)

Das Innere der Kapelle zum heiligen Geist bildet einen kleinen anheimelnden, gewölbten Raum. Die Gurten ruhen auf Consolen, welche mit Sculpturen verziert sind. Da finden wir die vier Evangelisten, mit den Köpfen ihrer heiligen Thiere. St. Johannes trägt den Adler-, Lukas den Stierkopf, daneben hat sich auch der mittelalterliche

* In Bezug auf diese Sage, meint Oscar Schwebel (Der Bär I. S. 94), von dem Berliner Sagenerzähler Cosmar ist leider die einfach schöne Legende arg mit willkürlichen Zuthaten verunstaltet worden; da erfahren wir, daß der Ermordete ein kurfürstlicher Kapellmeister Rapposi, der Angeklagte, der Geliebte von dessen Tochter, der eigentlicher Frevler aber ein eifersüchtiger Trabant gewesen sei. Im 16. oder 17. Jahrhundert aber übte man die Justiz hier zu Lande nicht mehr unter Hinzuziehung von Gottesurtheilen — die Sage ist viel älter. Falsch ist ferner die Angabe, jene drei Brüder hätten den Namen „von der Linde" erhalten. Diese Familie stammte vom Rhein, die Linde in ihrem Wappen, die sich zu St. Marien findet, veranlaßte die Verknüpfung mit der allgemein bekannten Berliner Sage.

**) Ein altes Patriziergeschlecht, das von 1375 bis 1431 zu Falkenberg begütert gewesen ist, und von dem ein Sohn einmal die kriegerische Macht Berlins angeführt hat. Die Denkmäler der Wohlthäter dieses Hospitals sind längst verschwunden.

Humor hier verewigt, welcher es liebte, die Gebrechen der Geistlichkeit durch Steinmetzarbeiten in der Kirche selbst zu verspotten. So ist hier ein Kardinal dargestellt mit einem Affen spielend, einen singenden Chorherrn hat man sogar mit einem Eselskopfe geziert.

Außer diesen Resten mittelalterlichen Kirchenschmuckes ist Alles, was an die alte Zeit erinnert, verschwunden. Verschwunden sind die Denkmäler der Wohlthäter des Hospitals, verschwunden die Gräber der hier in geweihter Erde ruhenden Todten, verschwunden jene drei riesigen Linden, unter deren weitverbreiteten Aesten sich einst die Zuhörer gesammelt, um die Predigten zu hören, die hier im Sommer im Freien gehalten wurden; und die würdigen, alten Hospitaliten, die hier für ein geringes Einkaufsgeld ihre alten Tage in Ruhe und Sorglosigkeit beschließen können, haben wohl kaum eine Ahnung von den merkwürdigen und seltsamen Geschichten, die ihnen so mancher Stein aus alter Zeit, der in den Bau des neuen Hospitals und der Kirche eingefügt ist, und die alte ehrwürdige Kapelle erzählen könnten.

Ja, es war eine merkwürdige Zeit, von welcher die noch vorhandenen heiligen Reste, die alten Kirchen Berlins, zu uns sprechen, eine Zeit, die unser modernes Geschlecht kaum noch zu fassen vermag. Wie hat der Protestantismus, die moderne Polizeigewalt, und die fürstliche Machtvollkommenheit das Alles umgewandelt und umgestaltet in diesen alten Schwesterstädten Kölln-Berlin. Wie gingen in jenen seltsamen Zeiten Frömmigkeit und Profanation des Heiligen, Grausamkeit und Mildthätigkeit, ascetische Verdüsterung des Gemüthes und tolle, üppige Schwelgerei, Uebermuth der Großen und Ungebundenheit der Volkslust, Anbetung der Herrlichkeiten des irdischen Lebens und scheue,

ehrfurchtsvolle Anklammerung an das Jenseit in seltsamen, unbegreiflichen Gegensätzen neben einander her.

Und alle diese Gegensätze spiegelten und spielten sich im damaligen kirchlichen Leben ab, und eben deshalb wurde die Kirche so mächtig, weil sie im hohen Grade volksthümlich war im Bösen wie im Guten, in der Sitte und in der Unsitte, in der Leidenschaft wie in den Aeußerungen ernster und milder Stimmungen des Herzens und der Seele!

So kann man den mächtigen Einfluß, welchen die Kirche im Mittelter über die ganze Christenheit ausübte und in streng katholischen Ländern noch heute auf die Bevölkerung ausübt, zum großen Theil nur aus der Liberalität erklären, mit welcher die Geistlichkeit die Volksvergnügungen förderte und begünstigte und zwar derartig, daß nicht nur so viele Fest- und Feiertage als irgend möglich eingesetzt, sondern auch selbst die Kirchen zu größeren Festlichkeiten und Volksbelustigungen hergegeben wurden. Ja, die katholische Kirche ging sogar so weit, ihre heiligsten Institutionen und Gebräuche zum Zwecke der Volksbelustigung bis zur Farce travestiren zu lassen, ohne deshalb befürchten zu müssen, daß ihre ernsten Ceremonien die Gemüther weniger ergreifen würden.

Da wurden denn die Kirchhöfe die Tanzsäle unserer katholischen Vorfahren, sie tanzten zwischen Leichensteinen wie die heidnischen Germanen zwischen Spießen. Da wurde selbst der allerheiligste Vater, der Papst, zu einem Narrenpapst; Eselsfeste und viele andere Travestien heiliger Gebräuche wurden unter ungeheurem Jubel des Volkes im Beisein der Geistlichkeit aufgeführt, und wahrlich — hätte nicht Entartung die Geistlichkeit und Fäulniß die Kirche ergriffen — die Concessionen an den zeitweiligen Ueber-

muth des Volkes hätte sicherlich nicht den Ruin der stattlichen kirchlichen Hierarchie des Mittelalters herbeigeführt.

Versenken wir uns, um die eigentliche Vermischung des Heiligen mit dem Profanen, des Uebersinnlichen mit dem Menschlichen im katholischen Gottesdienste zu erkennen, in die kirchliche Feier der heiligen Woche, wie solche auch im alten Kölln-Berlin stattgefunden haben mag.

Der Palmsonntag brach an. Die ganze Stadt, Alt und Jung, Mann und Weib eilten nach der Kirche. Jeder trug einen Zweig von Palmenweide, um ihn als Boten des nahen Frühlings in der Kirche weihen zu lassen. Kirche und Altar waren blau behangen und geschmückt. Alle Crucifixe und Bilder waren verhangen, und fast sämmtliche Bewohner der Stadt schlossen sich der Palmenprocession um die Kirche an.

Besonders feierlich aber wurde in der Marterwoche der grüne Donnerstag begangen. Die ganze Stadt beichtete und communicirte. Am Nachmittage wurden auf dem Rathhause zwölf alte Männer, denen der Bürgermeister selbst die Füße wusch, bewirthet und beschenkt.

Den Juden wurde angesagt, daß sie in den nächsten drei Tagen ihre Wohnungen nicht verlassen und sich überhaupt nicht unter Christen zeigen sollten.*) Dann wurde der alte Adam entsündigt.

Der verrufenste, übelberüchtigste Kerl in der Stadt wurde, um den alten Adam vorzustellen, ausgekauft; dann wurde er am Aschermittwoch in Trauerkleider gesteckt, baarfuß

*) Dies hatte das dritte aurianische Concil ausdrücklich angeordnet. Vom krummen Mittwoch an bis auf den hohen Samstagabend, durfte sich kein Jude, nicht einmal am Fenster blicken lassen. Vom grünen Donnerstag an wurde mit keiner Glocke geläutet, und in allen Kirchen wurden die Altäre entkleidet und mit schwarzen Decken behangen.

und mit bedecktem Haupte in die Kirche geführt, und ihm ein Platz angewiesen, wo ihn die ganze Gemeinde sehen konnte. Wenn der Gottesdienst beendet war, dann fuhren sämmtliche Anwesende auf ihn los, pufften ihn tüchtig ab und warfen ihn zur Kirche hinaus.

Das nannte man den alten Adam austreiben.

Von nun an mußte er in demselben Anzuge während der ganzen Fastenzeit täglich durch die Stadt laufen und vor jeder Kirchenthür, während drinnen Gottesdienst gehalten wurde, stehen bleiben und beten; aber er durfte ja nicht eintreten, auch überhaupt mit Niemandem reden.

Für diese Verdammung aber hatte er keinen schlechten Ersatz, denn er wurde während der ganzen Fastenzeit bis Ostern täglich von den Geistlichen der Reihe nach gespeist. Am hohen oder guten Donnerstag aber wurde er wieder in die Kirche geführt; nach der Messe durfte er von den Anwesenden Almosen für sich einsammeln, und nun wurde er von allen Sünden losgesprochen.

Er war nun wieder so rein von Sünden, als der erste Mensch es vor dem Apfelgenuß gewesen, und erhielt zum Andenken an diese Handlung den Namen Adam.*)

Am Abende begab sich Jedermann zur Chor- oder Rumpelmette in die Kirchen. Sie waren hell erleuchtet, obwohl diese Messe auch die Finstermesse hieß. Die Lichter waren im Innern zu drei und drei durch den ganzen Raum vertheilt und standen auf eisernen Triangeln. Nach dem gewöhnlichen Introitus vor dem jetzt weiß behangenen Altar

*) Die ganze Stadt betrachtete diesen Adam als ihren Sündenbock und fand sich daher bei ihm mit reichlichen Almosen ab. Am grünen Donnerstage wurde selbst von Todsünden Ablaß ertheilt, am Aschermittwoch aber nur für geringe Sünden.

stimmte der in Weiß gekleidete Geistliche Psalmen an, zuerst das Tenebrae factae sunt, dann die Benediction.*)

Nach jeder Strophe wurde auf dem Triangel eine Kerze ausgelöscht. Bei der Benediction ließ man nur eine Kerze brennen; diese aber wurde unter dem Altare versteckt. Dann wurde das Miserere gesungen.

Wenn dies zu Ende war, wurde eine furchtbare Katzenmusik angestimmt. Jeder der Anwesenden hatte sich mit irgend einem Instrumente zu diesem Zwecke versehen. Auf Bänke und Alles, was sonst noch dazu dienen konnte, wurde nun mit lautem Getöse losgehämmert.**) Das Getöse hörte erst auf, wenn die versteckte Kerze wieder auf den Altar gestellt wurde.

Der folgende Tag, der stille Freitag, wurde ebenso gefeiert, wie der vorhergehende. Es wurde abermals eine Rumpelmette abgehalten, welcher die Anbetung des Kreuzes und eine große Prozession folgte.

Am Judas-Samstag wurden eine Menge Ostereier gekocht und bemalt. In der Kirche wurde die Osterkerze, das neue Feuer und das Weihwasser geweiht. Das alte geweihte Oel wurde verbrannt.***) Am Abende tönte zum ersten Male wieder das Geläute der Glocken. Jede mann verließ

---

*) Man fand es damals durchaus nicht wunderlich, wenn der Geistliche zur christlichen Gemeinde lateinisch redete und mit ihr in derselben Sprache betete, ungeachtet sie nichts davon verstand. Der Geistliche sprach seinem Stande gemäß lateinisch, und die christliche Gemeinde verstand ihrem Stande gemäß nichts davon, so hatte jeder seine Schuldigkeit gethan, und Alles war in Ordnung und wohl hergebracht.

**) Dieser Lärm im Finstern sollte den Ueberfall des Judas und die Gefangennehmung Christi, als er am Oelberge betete, versinnlichen.

***) Das Volk nannte dieses: den Judas verbrennen, denn es glaubte, daß die Kirche damit andeuten wolle: Judas habe den Feuertod verdient. Sorgfältig wurden alle dabei gebrauchten Kohlen und Holz-

sein Haus, um sich der Auferstehungsprocession anzureihen. Jeder trug eine Kerze in der Hand. Der Abend wurde überall in Freude verlebt, und man aß dem Gebrauche gemäß, Ostereier, Mohnpielen, Mohnfladen und Mohnstriezeln.

So wurde in der katholischen Zeit auch in Berlin, wie aller Orten, die heilige Woche kirchlich gefeiert. Alles dieses hat der protestantische Geist nicht nur in den protestantischen Ländern, sondern auch in den katholischen fast gänzlich beseitigt. Nur im heiligen Rom hat sich die strenge kirchliche Feier im großartigen Style des Mittelalters bis auf die neueste Zeit erhalten.

Werfen wir beim Scheiden von den frommen, kirchlichen Stätten Alt-Berlins noch einen Blick dorthin.

Will man den summus pontifex, den Hohenpriester der Christenheit, in seiner höchsten Glorie, die Anbeterei in ihrer höchsten Glanzentfaltung sehen und sich in den Geist der katholischen Kirche, wie er ehemals die ganze christliche Welt beherrschte, hineinleben, so pilgere man nach Rom und verlebe dort die heilige Woche.

Die Blinden müßten sehend werden, die Tauben hörend, die Lahmen gehend. Was der Mensch zu leisten vermag, um das Volk in den Himmel hinein zu singen, hinein zu räuchern, hinein zu phantasiren und hinein zu beten — Rom giebt davon Zeugniß.

Es muß ein sehr protestantischer, kühler und unbefangener Geist sein, der sich so wenig vor dem Papste beugt, wie vor dem Deli-Lama, wenn er von dem Miserere, welches am Mittwoch, Donnerstag und am Freitag in der Sixtinischen

---

stücke, welche nicht ganz verbrannt waren, aufgesammelt, denn das Volk hatte den Aberglauben, daß, wer sie beim Gewitter anzünde, vor dem Blitz gesichert sei.

Kapelle im Vatican gesungen wird, nicht in phantastische Träumereien gewaltsam hineingerissen werden soll, und statt sich verhimmeln zu lassen, über den Gottesdienst der Kastraten und Eunuchen reflectiren kann.

Wie feierlich, wenn dem Volke dann die Reliquien des Kreuzes, der heiligen Lanze gezeigt werden. Wer kann sich einem andächtigen Schauer entziehen, wenn ihm am grünen Donnerstage in der Laterankirche die Tafel gezeigt wird, an der Christus die letzte Mahlzeit mit den Jüngern gehalten, wenn nach der Messe in der Sixtinischen Kapelle der Papst höchst eigenhändig im Gefolge der Kardinäle das Venerabile in die Pauliniſche Kapelle trägt, dann vor der St. Peterskirche dem versammelten Volke den Segen giebt, in der Sala Decala zwölf armen Priestern von verschiedenen Nationen die Füße wäscht und sie beim Mahle bedient.

Viel Sinnigkeit und Demuth!

Was thats, wenn man den Juden, den Abkömmlingen des Volkes, von dem auch Christus ein Abkömmling ist, den Gefangenen des Ghetto ins Gesicht spie und sich die Füße küssen ließ von den Gläubigen?

Eine Demuth am Charfreitag wusch allen Hochmuth des ganzen Jahres rein.

Nun erst die Feier des großen, heiligen Tages, des Charfreitags!

Es ist vier Uhr Nachmittags — das dritte Miserere soll beginnen.

Die Kapelle ist in eine effectvolle Dämmerung eingehüllt.

Links auf der Tribüne Personen fürstlichen Ranges, voller Andacht und Feierlichkeit. Wie fromm sie drein blicken! Ihre Herzen sind vielleicht voll despotischen Gottesgnadenthums. Was thut's? Wer betet, darf auch sündigen.

An der Eingangsseite und an der rechten Wand hinter einem Gitter sind eine Menge Fremde: Russen, Engländer, Deutsche u. s. w. Chinesen und Japanesen fehlen leider, sie könnten doch noch manches lernen, wie weit sie's auch im Götzen- und Bilderdienst gebracht haben. Ueber den Köpfen der Fremden, gleichsam verborgen, ist die Loge der Sänger, die Töne kommen aus dem geträumten Himmel, Sphärenmusik unsichtbarer Engel.

Nun diese Masse von Cardinälen und Prälaten, welche den ganzen innern Raum der Kirche einnehmen! Jeder hat einen geistlichen Diener auf einer niederen Stufe vor sich sitzen.

Nun folgen wir den gespannten Blicken Aller nach dem Traueraltar in der Tiefe der Kapelle, nur mit zwei Wachskerzen besetzt. An der rechten Seite sitzt der pontifex maximus selbst, der Papst, in einem violettfarbenen Talar auf einem Thron; die Erscheinung erinnert an einen chinesischen Mandarinen, — aber sie ist würdevoll. Links am Altare steht ein Candelaber mit zwölf kleinen Kerzen in einer Reihe. Die zwölfte brennt nicht. Ein finsterer Verräther war Judas!

Mit dem fünften Glockenschlage beginnt der Gesang, einfache Choräle von einzelnen Sopran-, Alt- und Baßstimmen, dann folgen zusammengesetzte Parthien, zwischen welchen Psalmen halb gesprochen, halb gesungen werden. Zwischen jedem Gesangabschnitte wird auf dem Candelaber ein Licht nach dem andern ausgelöscht.

Endlich verschwindet auch das letzte Flämmchen, der letzte Abendschimmer wirft seinen Abschiedsgruß durch die hohen Bogenfenster, — schwarze Nacht umgiebt die Betenden.

Ein Moment tiefer, heiliger Stille.

Da ertönt's wie aus Lüften und Wolken mit einer ätherischen Sopranstimme:

„Miserere! — Miserere!“*)

Es zuckt durch die Herzen; andächtiger Schauer rieselt durch das Gebein des Lauschenden.

„Miserere! — Miserere!“

Harmonisch fallen die anderen Stimmen ein, und wie aus heiliger Nacht steigt der Feiergesang in einem Strome von Harmonien empor. Das Gemüth schwelgt in andachtsvollen Empfindungen, von den wechselnden Tönen wie ein vom Sturm gepeitschtes Schiff, bald hinaufgeworfen zu der Wellenhöhe, bald hinabgeschleudert in die Wogengründe.

Hinaufgehoben zu dem Herzen des Allerbarmers, hinabgestoßen zur Betrübniß des schuldigen Gewissens. Tiefe Rührung, andachtsvolle Verzückung! Und dennoch, — das Ghetto, — die Antlitzspucker, — der Scheiterhaufen, — das Schaffot, — die Jesuiten, — die Inquisition, — die Verfluchung — sie sitzen mit in dem Reigen, sie singen mit in all' den schwellenden, klagenden und lobpreisenden Tönen! —

Nun tritt der Papst vor den Altar und segnet die andächtige Zuhörerschaft.

Dann eine andere Decoration!

Aus der Sixtinischen Kapelle begeben sich der Papst und die Prälaten in die Pauliniſche. Der Zug durchschreitet mehrere Säle, zwei Flügelthüren öffnen sich. Eine strahlende Beleuchtung ergießt sich jetzt über den Zug. Die Kapelle ist wie von einem Lichtmeere erfüllt. Wachskerzen vom Fußboden bis zur Decke hinauf werfen auf die Wände einen blendenden Glanz, durch welchen hindurch das Grab des Heilandes mittelst transparenter Beleuchtung in höchster Verklärungsglorie erscheint. Der Papst und die Prälaten

*) Erbarmen! Erbarmen!

knieen still betend um die geweihte Stelle, hinter ihnen die Versammlung.

Der dritte Akt!

Der Zug begiebt sich zur Peterskirche. Aus tiefer Ferne glänzt ein strahlender Lichtpunkt hervor und erhellt mit Dämmerlicht das schauerliche Dunkel umher. Ein flammendes Kreuz, über dem Grabe des Apostels schwebend, strahlt diesen wunderbaren Glanz aus. Der Zug der anwesenden Andächtigen gruppirt sich abermals um den Papst und verrichtet in stiller Andacht sein Gebet.

Nun bilden sich stehende und wandelnde Gruppen, an den Denkmälern der Todten, in den Vertiefungen der Grabstätten erwacht ein geisterhaftes Leben, Gestalten schweben auf und nieder, — Alles in eine magische Beleuchtung gehüllt.

Am Sonnabend donnern die Kanonen von der Engelsburg und in demselben Augenblicke, wo in der Sixtinischen Kapelle das gloria in excelsis deo angestimmt wird, beginnen die Glocken von vierhundert Kirchen ihr Geläute.

Aber die Feier des Ostertages selbst übertrifft an Glanz alle bisherigen Feierlichkeiten. Diese sind allem Volke zugänglich. Mit Kanonendonner wird das hohe Fest eingeleitet. Der Papst singt in der Peterskirche, die hunderttausend Menschen zu umfassen vermag, die Messe. Gegen elf Uhr ist der Petersplatz mit einer unabsehbaren Volksmasse, zu der ganz Italien sein Contingent giebt, angefüllt. Der Platz ist mit Myrthen- und Lorbeerzweigen bestreut. Die päpstlichen Soldaten in weißen Uniformen, Myrthenlaub auf den Hüten tragend, schließen vor der Kirche einen großen Halbkreis, aus dessen Mitte Musik erschallt. Kriegerische Märsche wechseln mit lustigen Walzerweisen. Oben auf der Brustlehne des Balcons brennen zwei große Kerzen,

zwischen welchen die Monstranz aufgestellt ist. — Endlich ertönt ein feierliches Glockengeläute, die Musik verstummt.

Im weißen Festschmuck, auf einem mit weißen Pfauenschweifen gezierten Stuhle getragen, erscheint der Papst auf dem Balkon, und alles Volk liegt plötzlich auf den Knieen. Die Männer entblößen ihre Häupter, die Soldaten strecken ihre Gewehre, nehmen von ihren Hüten die Myrthenzweige und verstreuen sie auf den Boden.

Im stillen Gebet verharrt der Papst einige Augenblicke, dann erhebt er sich, breitet langsam und feierlich die Hände auseinander, streckt sie gen Himmel, senkt sie und macht dreimal das Zeichen des Kreuzes.

Nun ertönt abermals der Donner der Kanonen und verkündet weithin, daß der Hirt die Heerde gesegnet hat.

Abermals ein neues Bild.

Es ist Abend. Die Peterskirche ist erleuchtet. Ein wogendes Meer von schwarzen Schatten, drängt die Bevölkerung sich zu dem Tempel hin. Zuerst erblickt man seine mächtigen Umrisse im schimmernden Lichte kleiner Lampen, dann ertönt dreimal Kanonendonner und wie durch Zauberschlag scheint das majestätische Gebäude in einem Licht- und Flammenmeer aufzugehen.*)

Wiederum ein Wechsel in den Zaubergebilden!

Alles stürzt nach der Engelsburg, um die Girandola zu sehen. Selbst die gefährlichsten Stellen neben der Tiber sind von dichten Menschenmassen besetzt. An den Fenstern drängt sich Kopf an Kopf, von den Dächern herab ertönt das Gesumme der harrenden Menge. Noch ist das alte Kaisergrab in schwarze, schweigsame Finsterniß eingehüllt, nur hier und da züngelt ein Flämmchen auf, bewegt sich

*) Diese plötzliche Erleuchtung wurde durch Zündfaden bewirkt, welche die Lampen mit einander verbinden.

aufflackernd und wieder erlöschend ein Feuerpünktchen, Irrlichtern gleich, die an den ungeheuern Mauern auf- und abtanzen, — ein Symbol der aufgestörten Manen in der Kaisergruft des alten Rom. — Jetzt wirres Raketengeprassel, Kanonendonner — und krachend brechen und züngeln die seltsamsten Feuergestalten aus der noch eben so dunkeln Steinmasse hervor, flammen hoch auf, wechseln, in den Lüften schwebend, ihre Formen und schlängeln sich in seltsamen Verschlingungen wieder zur Erde hinab, geräuschvoll erlöschend. Rings herum erscheint Alles in einem flammenden und glühenden Lichtmeer. Die Tiber spiegelt das feenhafte Schauspiel wieder, nach allen Richtungen brechen Feuerströme hervor, die beim Erlöschen die alte Riesengrabstätte mit einer glimmenden Rauchwolke umgeben. Jetzt lagert sich wieder schwarze, undurchdringliche Finsterniß über dieselbe, Alles ist wieder in Nacht gehüllt, ein dichtes, riesiges Leichentuch scheint die summende Menschenmasse zu bedecken. Da flackert's noch einmal mit Donnergetöse gewaltig auf, als falle das ungeheure Gebäude in Trümmer, so dröhnt, kracht und knistert es; eine mächtige Feuersäule schlägt hoch gen Himmel auf, die Burg scheint in Flammen zu stehen, oder wie ein feuersprühender Berg mit glühendem Flammenguß sich selbst zu übergießen. Aber was es gewiß nicht bedeuten soll und der gaffenden Menge auch nicht bedeutet — ein Bild des großen, herrlichen, gesunkenen Rom — schrumpft der blendende Licht- und Flammenglanz in dem päpstlichen Namen mit der dreifachen Krone zusammen.

Sic transit gloria mundi!

Die alte orthodoxe Kirche, die päpstliche Allmacht, die weltliche Herrschaft des ersten Priesters der Christenheit, die römische Knechtung der Geister, dies Alles hat sich überlebt.

Was davon noch vorhanden ist, sind dürftige Reste aus der alten gläubigen Zeit. Der Protestantismus hat die Gemüther abgekühlt, die Wissenschaft hat die Geister erleuchtet, unsere Kirchen stehen vereinsamt da. Aber das Wort Gottes wirkt deshalb nicht weniger lebendig im innersten Heiligthum der andächtigen Seele, und wahres, ächtes Priesterthum strebt der Menschheit noch heute voran zur Gesittung und Humanität.*)

*) Es ist eigenthümlich, daß die Kirche von Alt-Kölln, der Dom, das Dominikaner-Kloster u. s. w. bis auf die Spittelkirche gänzlich verschwunden sind. — Die noch heute bestehenden Kirchen: die Petri- und Jerusalemskirche sind in jüngster Zeit völlig neu aufgebaut, also in keiner Beziehung mehr die alten. Wir werden jedoch auch dieser „frommen Stätten" noch gedenken.

V.

Die Puxenburger.

I.

Die Mühle bei Wilsnack.

Auf der Straße nach Wilsnack bewegt sich ein höchst eigenthümlicher Zug.

Es war ein Haufe von ungefähr dreihundert Bettlern, deren Aeußeres auf den ersten Augenblick eine fremdartige Abstammung verrieth.

Zerlumpt und baarfuß, elend von Aussehen, zogen sie singend, eine Art Kirchenfahne vor sich hertragend, ihres Weges.

Ihre bleichen Gesichter, welche gegen das schwarze, herabwallende Haar und die ungeheuren Knebelbärte grell abstachen, ihre bunten besetzten Jacken, ihre fremde Sprache, das ganze seltsame Gepräge in der äußeren Erscheinung dieser Bettler machte sie zu einem Gegenstande der Neugierde für Jedermann, obwohl die große Menge der Pilger, die neben ihnen her auf derselben Landstraße zog, sehr wohl wußte, was der abenteuerliche Zug zu bedeuten hatte.

Es waren nämlich Ungarn, arme Teufel, welche für ihre reichen Landsleute alljährlich zwischen Ostern und Pfingsten nach Wilsnack zogen, um daselbst für jene zu beten und ihren Landsleuten, die wohlgemuth daheim saßen, den Ablaß mit nach Hause zu bringen. Allerdings

wurden die wallfahrtenden Bettler dafür bezahlt, denn man ließ damals für sich beten und andere religiöse Verrichtungen ausüben, wie man heute etwa im Geschäfte oder in sonstigen profanen Angelegenheiten sich vertreten läßt.

Der Anführer des Zuges war ein stattlicher Mann, dessen Züge viel Leidenschaft und wilde Energie verriethen. Sein Haar schien mehr vom Kummer wie vom Alter gebleicht, denn seine Haltung und Bewegungen waren jugendlich kräftig.

Auf welche Weise dieser Mann zum Führer der ungarischen Pilgrimme geworden war, wußten diese vielleicht selbst nicht zu sagen, denn sie hatten den Mann früher nicht gekannt. Er war ihnen durch einen ihrer Kameraden zugeführt worden, um mit ihnen gemeinschaftlich die Wallfahrt nach dem Wunderblute anzutreten, und sie hatten sich dann ohne Weiteres seiner Führerschaft unterworfen. Sie fühlten es wohl, daß er der rechte Mann war, sie in bester Ordnung nach Wilsnack zu führen.

Außer Schamly, so nannte sich der Führer, waren aber noch einige andere hervorragende Persönlichkeiten im Zuge. Da war vor Allen Wally, ein hübsches Mädchen von kaum sechszehn Jahren, Schamly's Tochter. Sie war von außerordentlicher Schönheit und trotz der Lumpen, welche sie umhüllten, lag sowohl in ihren Zügen wie in ihren Bewegungen eine Grazie und Würde, welche man bei einer Betteldirne nimmer gesucht hätte.

Die Genossen des Zuges hatten natürliches Gefühl genug, dies alsobald zu erkennen, und es waren genug junge Burschen unter ihnen, die in das Mädchen ganz toll verliebt waren, aber wehe dem, der es gewagt hätte, zu ihr seinen Blick verlangend zu erheben. Er wäre unwiderruflich des Todes gewesen, denn Schamly schien sein langes

Messer ganz besonders zur Bewachung seiner schönen Tochter im Gurt zu haben. Aber noch mehr als sein Messer, und vielleicht schärfer noch wie dieses bewachte sie sein funkelndes Auge.

Der Einzige, der sich einer gewissen Bevorzugung von Seiten Schamly's und einer gewissen Vertraulichkeit mit ihm rühmen konnte, war ein gewisser Görgi, seinen Landsleuten als ein schlauer, durchtriebener Bursche bekannt. Durch ihn war Schamly mit den Andern in Berührung gekommen, und er wurde deshalb auch oft mit Fragen über Wally und ihren Vater bestürmt, aber seine nächsten Freunde konnten von ihm nichts Anderes als ein schlaues Augenzwinkern zur Antwort erhalten.

Das waren die drei hervorragenden Bettler unter den drei Hunderten, doch fehlte es nicht an noch anderen entschlossenen, verwegenen Burschen, wahre Galgenphysiognomien, mit denen der Leser später bekannt werden wird.

Dieser Zug wanderte singend und lärmend und in einer Art, die keineswegs dem Zweck ihrer Pilgerfahrt entsprach, jetzt eben durch den Wald, der erst in der Nähe von Wilsnack endete. Der Führer des Zuges ging, wie es schien, trüben Erinnerungen nachhängend, mit seiner Tochter an der Spitze desselben.

Sie sprachen kein Wort mit einander, aber in den Augen des schönen Mädchens hätte der aufmerksame Beobachter sehr leicht eine verstohlene Thräne bemerken können.

Schamly erwachte nicht eher aus seinem Brüten, bis er mit seiner Nase auf die eines Pilgers stieß, der ebenfalls nach Wilsnack wollte und jetzt eben stehen geblieben war, um den Zug an sich vorüberkommen zu sehen.

Es war ein untersetzter, wohlbeleibter Herr. Mit offenem Munde staunte er Schamly's Tochter an, wandte

aber das Auge fast entsetzt von ihr ab, als ihn Schamly's Feuerauge traf.

In diesem Augenblicke lag Wilsnack, ein offenes Städtchen, vor ihren Augen da, und ein reges, bewegtes Leben und Treiben machte sich schon vor demselben bemerkbar. Vor der Stadt stand die Kapelle der heiligen Maria Magdalena, welche schon mit Menschen angefüllt war, denn es wurde eben Gottesdienst gehalten. Auch der dicke Herr trat in die Kirche, nicht ohne an der Schwelle derselben noch einen erstaunten Blick dem Zuge und namentlich dem jungen Mädchen nachzusenden.

Als sie eben in die Stadt eintraten, beugte sich Schamly zu seiner Tochter und flüsterte:

„Halte Dich, mein Kind, halte Dich brav. Sei unbesorgt, hier sind wir sicher, ganz sicher. Dieser Ort hat Asylrecht."

„Hast Du ihn bemerkt?" fragte Wally, schüchtern zu ihrem Vater aufblickend.

„O, ich bemerke Alles, mein Kind, sei ganz ruhig, das ist nicht der Mann, den wir fürchten müssen."

Wally sprach nicht weiter, aber sie zitterte.

„Wally," flüsterte Schamly, „keine Thorheit, der verd — — ich will seinen Namen nicht einmal nennen, spukt Dir überall im Kopfe herum. Es giebt viele vierfüßige Thiere, aber es sind nicht alle Wölfe."

„Aber viele sind Wölfe," seufzte Wally.

„Ja, das glaube ich auch, Töchterchen, aber nicht Alle, sage ich. Was hat jener Mann mit dem verd — —."

„Ach, fluche nicht, Vater, an dem heiligen Orte," bat Wally.

„Nein, ich werde nicht fluchen," entgegnete Schamly, „denn hier ist Friede, hier ist Asyl. — Aber Wally, käme er hier-

her, hätte ich ihn hier unter meinen Fäusten — hier, und meinetwegen selbst in der Wunderkirche —"

„Um Gottes Willen, Vater, sprich nicht so!" rief Wally erschrocken aus.

Schamly blickte wild empor und ballte die Faust. Er bemerkte eine Thräne in Wally's Auge, und das stimmte ihn sanfter.

„Nun, mein Kind," beschwichtigte er sie, „härme Dich nicht, er wird nicht hier sein, wahrlich nicht. Und was jenen dicken Mann betrifft, er hat von ihm nichts, als seinen dicken Wamms, seine Gestalt und eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit. Gegen jenen Teufel sieht er aus wie ein Schaaf, wie ein Schaaf, sage ich Dir, trotz seiner Aehnlichkeit. Oft macht es nur ein Zug, welcher dem Gesichte einen ganz anderen Charakter giebt."

Diese Unterhaltung führte Schamly mit seiner Tochter, während sie in die Stadt einzogen. Eine große Menschenmenge hatte sich auf die Nachricht von der Ankunft der Ungarn nach dem Havelberger Thore begeben, kaum daß sie Platz genug für den Zug machten, den sie mit der größten Neugier Revue passiren ließen.

Wally lenkte Aller Blicke auf sich, obwohl sie mit gesenktem Haupte neben ihrem Vater einherschritt; sie war seelenfroh, als sie endlich in ihrer Herberge war, die ihr Schamly mit der größten Noth verschafft hatte. Er selbst konnte kein Plätzchen mehr für sich finden und campirte mit den andern Ungarn auf einer Wiese.

Es war ein merkwürdiges Leben und Treiben in diesem früher so unbedeutenden Orte. Alles war mit Pilgern überfüllt. Mann und Weib, Alt und Jung, Greis und Kind liefen durcheinander und bewegten sich mehr mit froher als andächtiger Lust an diesem Orte des Heils. Die Stadt

bestand eigentlich nur aus einer einzigen langen Straße; aber jedes Haus war eine Herberge und hatte sein besonderes Schild und Zeichen, nach welchem es benannt wurde.

An den Häusern, in welchen sich bedeutende Personen eingemiethet hatten, war das Wappen der Einwohner angebracht, so daß sie leicht aufzufinden waren.

Der Anblick des wogenden Lebens hatte einen ganz besonderen Reiz, der sich natürlich zu einer Zeit, wo das Reisen eine so schwierige und mißliche Sache war, noch bedeutend erhöhen mußte.

Es waren Pilger aus aller Herren Länder anwesend.

Da sah man Schlesier, Sachsen, Holsteiner, Märker, Preußen, Pommern, Dänen, Böhmen, Polen, Schweden, Hamburger, Lübecker, kurz aus allen Gegenden waren Leute herbeigeströmt, und es gab einen wahren babylonischen Sprachwirrwarr.

Zwischen Allen aber stiftete das Pilgergewand eine Art Gleichheit, so daß sich die Anwesenden frei und ungezwungen mit- und untereinander bewegten.

Besonderes Aufsehen machten einige Abgesandte von Lübeck, welche ein großes Hemde nach Wilsnack gebracht hatten. Es verhielt sich damit folgendermaßen:

Der Rath von Lübeck hatte seine Diener in das Land Holstein geschickt, um heimliche Diebe und Räuber aufzusuchen. Es gelang ihnen endlich, drei aufzuspüren und sie in ihrem Schlupfwinkel zu überraschen. Der eine von ihnen aber wehrte sich überaus tapfer und wurde dabei tödtlich verwundet. Das Schwert entsank seiner Hand, und man nahm ihn gefangen. Etliche biedere Frauen hatten ihm gemeinschaftlich ein Armsünderhemd mit schwarzen Schleifen und Bändern geschenkt und waren gegenwärtig, als er gehängt wurde. Der tapfere Mann jammerte sie, und sie

gelobten den Hängenden dem heiligen Blute zu Wilsnack. Da geschah ein großes Wunder. Der gehenkte Missethäter wurde wieder lebendig, das Volk schrie, ihn herabzunehmen und umgab ihn mit andächtigem Staunen. Er war ein lebendiger Zeuge der großen Kraft des heiligen Blutes und wurde wieder gesund.

Die Frauen aber schickten das Hemde zum Zeugniß des geschehenen Wunders nach Wilsnack. —

An dem Nachmittage des Tages ihrer Ankunft ging Wally mit ihrem Vater in die Kirche. Ihre Kleidung war reinlich, aber überaus dürftig, und Schamly schien dies absichtlich so angeordnet zu haben, um die allgemeine Aufmerksamkeit von seiner Tochter abzulenken.

Er selbst war mit seinem gewöhnlichen Anzuge bekleidet; die Ungarn und Polen waren ausnahmsweise ohne den Pilgermantel erschienen, der sonst für jeden Wallfahrer ein unerläßliches Gewand war.

An der Hand ihres Vaters begab sich Wally nach dem Gotteshause, der St. Katharinenkirche. Diese war in der Form eines Kreuzes gebaut, mit vielen Altären versehen und mit trefflichen Gemälden, die heilige Geschichte darstellend, geschmückt.

Links überwärts auf dem Gesimse standen viele lebensgroße Wachsfiguren, Fürsten darstellend, wie sie in augenscheinlicher Lebensgefahr sich dem heiligen Blute gelobt hatten.

Die Fenster in dem hohen Chore waren prächtig, sehr hoch und mit den trefflichsten Glasmalereien verziert.

Jedes derselben war von einem anderen Fürsten geschenkt worden, namentlich von dem Könige von Dänemark, von den Herzögen von Sachsen, von Mecklenburg u. A. Die Wappen der freigebigen Fürsten waren groß und schön

nebst vielen anderen darin angebracht. An den Emporbauten aber hatte ein kunstreicher Maler die Geschichte von dem Anfange und Fortgange des heiligen Blutes in einer fortlaufenden Reihe von Bildern dargestellt.

Die Kirche besaß einen reichen Schatz an kostbaren Geschenken aller Art, die meisten in Folge eines Gelübdes, viele aber auch als Dank für gefundene Heilung und Erlösung von Krankheiten verehrt.

Prachtvoll namentlich war die Monstranz, welche die Hostie mit dem heiligen Blute enthielt, auch ein Tuch war sehenswerth, auf welchem die zwölf Apostel mit Perlen gestickt waren, und viele ähnliche Altardecken, prächtige Kelche und Kirchengeräthe. Auch bewahrte man in der Kirche viele Dinge, welche von den durch das heilige Blut bewirkten Wunderdingen Zeugniß gaben*).

*) Es ereigneten sich mitten unter diesen Feierlichkeiten nicht selten auch sehr lächerliche Scenen. So geschah es einst, daß ein Bürger aus Prag, welcher eine gelähmte Hand hatte, nach Wilsnack wallfahrte weil er hoffte, hier Genesung zu finden. Er war so innig von der Kraft des Wunderblutes überzeugt, daß er in Prag eine silberne Hand anfertigen ließ, um sie nach erfolgter Heilung zu schenken. Er erreichte Wilsnack, befolgte alle geistlichen Vorschriften, fastete, betete, machte alle Prozessionen mit, aber es geschah diesmal kein Wunder, seine Hand war und blieb lahm. Er entschloß sich endlich, wieder nach Hause zu reisen, da er aber doch der Kirche ein Geschenk machen mußte, so verehrte er ihr die silberne Hand, die ihm doch nichts mehr nützen konnte. Gleich darauf aber bereuete er dies, weil er glaubte, daß der Pfarrer der Kirche die Hand zu irgend einem Betruge mißbrauchen könne, denn er war, da an ihm kein Wunder geschehen, gegen alle, die geschehen sein sollten, mißtrauisch geworden. Er beschloß nun, nicht an dem Tage, an welchem abreisen zu wollen er dem Pfarrer gesagt hatte, seine Rückreise anzutreten, sondern blieb noch einige Tage lang. Am Sonntage darauf ging er in die Kirche, um die Predigt zu hören. Plötzlich hört er den Pfarrer ausrufen: „Vernehmet, andächtige Zuhörer, ein Wunder! — Sehet, ein Bürger aus Prag ist durch das Blut Christi geheilet, seine lahme Hand ist gesund geworden, und zum Zeugniß dessen hat er der

Das heilige Blut ward gewöhnlich nach beendigter Messe und Austheilung des Abendmahls von dem Havelbergischen Dombechanten unter Begleitung brennender Fackeln mit großem Pompe in Prozession zur Kirche hinausgetragen. Außen befanden sich bedeckte, gewölbte Gänge rings um die Kirche, innerhalb welcher die Prozession die Kirche umschritt, und auf diese Weise Ablaß erhielt. Am Tage des Apostels Bartholomäus, an welchem der stärkste Zufluß aus allen Gegenden stattfand, hatte die große Zahl der Andächtigen weder in noch außer der Kirche Platz. Am fürchterlichsten aber war das Gedränge, wenn das heilige Blut aus seinem Behältnisse herausgenommen wurde, dabei wurden gewöhnlich mehrere Menschen ohnmächtig, die man dann mit Weihwasser wieder zu sich brachte.

Die Ungarn hatten in der Kirche ein ewiges Licht gestiftet. Zur linken Seite stand in derselben ein großer Ständer, auf welchem die Ungarn auf ihre Kosten ein so großes und hohes Wachslicht unterhielten, daß man es wegen seiner Höhe von der gegenüberliegenden Orgel anzünden und auslöschen mußte. Hier war es, wo die Ungarn in Prozession hinzogen und die Geschenke, welche sie für die Daheimgebliebenen mitbrachten, auf den Altar niederlegten.

Kirche diese silberne Hand zurückgelassen." Darauf zog er sie hervor und zeigte sie der Gemeinde von der Kanzel. Aber der Prager Bürger, welcher dies zu seiner großen Verwunderung mit angehört hatte, streckte plötzlich seine lahme Hand in die Höhe und rief laut: „O, Priester, warum lügst Du so? Sehet hier meine Hand, sie ist noch so lahm, wie sie vorher war!" — Auf diese Worte erhob sich ein allgemeines Gelächter der Anwesenden, und Alle, die noch so eben voll Gläubigkeit auf das heilige Blut geschaut, ergossen sich jetzt in Spott darüber. Trotzdem aber starb der Glaube daran dennoch nicht aus. Wilsnack wurde nach wie vor stark besucht, obgleich bald darauf Johannes Huß gegen das Wunderblut heftig auftrat.

Nachdem dieses geschehen war, zerstreuten sich die Bettler und mischten sich unter die wogende Menge.

Der Abend brach heran, das Treiben und Leben in der Stadt wurde immer ausgelassener. Es gewährte in der That einen eigenthümlichen Anblick, diese Menschenmenge, die sich hier zum Gebet und zur Buße versammelt hatte, in einem Freudentaumel und in heiterer Lust und Ausgelassenheit sich bewegen zu sehen.

Nicht lustiger kann es heut zu Tage an einem Badeorte und auf einer Messe hergehen, als dazumal in Wilsnack, an dem heiligen Gnadenorte, und es schien, als wollten die Menschen für den reichlichen Ablaß, den sie erlangt, sich sofort bei dem lieben Gott ein neues Conto eröffnen. Denn in Wilsnack selbst wurden der Sünden und Schelmereien nicht wenige begangen. Es fehlte nicht an speculirenden Langfingern, welche als ungebetene Gäste manchem Pilger die Taschen und in den Herbergen die Kassen leerten, und eben so wenig fehlte es an Liebes- und andern Intriguen aller Art.

Nicht Wenige drängten sich zur Sünderwage. Diese war ursprünglich für das Landvolk eingerichtet, welches gern Ablaß haben wollte, aber kein Geld besaß.

Um diesem Uebel abzuhelfen, den Landleuten den Ablaß und der Kirche die Einkünfte nicht entgehen zu lassen, richtete der Bischof in der Sakristei eine Wage ein, auf welche das Landvolk statt des Geldes Lebensmittel legen mußte.

Um aber jeder willkürlichen Schätzung vorzubeugen, wurde bestimmt, daß die Leute so viel geben sollten als sie schwer waren.

Zu diesem Zwecke stieg der Sünder auf die eine Schale, welche ein vierkantiges Brett war, und auf die andere

wurden die Lebensmittel, Fleisch, Würste, Speck, Brod ꝛc. gelegt, bis sie niedersank, dann wurde der Sünder absolvirt.

Die Abwägung wurde von dem Sakristan unter Aufsicht eines höheren Havelbergischen Geistlichen vorgenommen, der dabei in dem bischöflichen Stuhle saß. Bemittelte zahlten ihre Gebühren in Geld; hatte ein Landmann aber nicht Lebensmittel genug mitgebracht, so mußte er das ebenfalls in Geld zuzahlen*).

Während sich alle Welt in Lust und Freude herumtummelte, saß in einer der kleinsten Herbergen, in einem Winkel, thränenden Auges die unglückliche Wally und wartete voll Besorgniß auf ihren Vater.

Sie hatte sich in der Küche so viel als möglich nützlich zu machen gesucht, und obwohl Jedermann die Ungarn mit mißtrauischem Auge betrachtete und nicht viel Gutes von diesem Bettelvolk erwartete, so hatte Wally doch etwas in ihrem Wesen, das dieses Mißtrauen gegen sie nicht aufkommen ließ. Sie zeigte sich rührig und geschickt, und obwohl sie nicht ein Wort deutsch sprach, und die Leute, bei denen sie war, nur sehr wenige Worte radebrechen konnten, so verstand sie dennoch Alles recht gut zu machen, was augenblicklich gerade am nothwendigsten war.

So war der Abend herangebrochen, und noch immer ließ ihr Vater sich nicht blicken, obwohl er zur Vesper**) zu kommen versprochen hatte.

Wally wurde unruhig, und sann auf einen Vorwand, um die Herberge, ohne Aufsehen zu erregen, verlassen zu

*) Es soll, so wird behauptet, verborgen unter der Schaale des Sünders ein Strick befestigt gewesen sein, der nicht eher losgelassen wurde, als bis auf der andern Seite nach willkürlicher Schätzung weit mehr, als das Gewicht des Sünders betrug, aufgelegt worden war.

**) Um drei Uhr.

können. Da erschien Görgi und näherte sich mit geheimnißvoller Miene.

„Wally," fragte er, „Wally, wo ist Dein Vater?"

Wally erblaßte. „Mein Gott!" rief sie, „ich denke, Du müßtest das am besten wissen, Görgi!"

„Wie soll ich? Er hat an unserer Prozession nicht Theil genommen, er wollte nicht; er habe mit einem Fremden, den er im Gewühle entdeckt, etwas abzumachen, und das müsse schleunigst geschehen, sagte er."

„Mit einem dicken Manne?"

„Das weiß ich eben nicht. Er hat mir den Mann nicht bezeichnet."

„Ist das schon lange her?"

„Er müßte, denke ich, schon längst zurück sein; es war gleich nach der Vesper, und jetzt ist schon zur Complete*) geläutet worden."

„Görgi, dann müssen wir sehen, wo er ist."

„Ei, es giebt noch etwas Nöthigeres zu thun, Wally; um Deinen Vater bin ich nicht besorgt. Du aber mußt sogleich diese Herberge verlassen und mit mir kommen."

„Mit Dir? Wohin?"

„Ja, das weiß ich eben noch nicht recht; ich denke aber zu uns."

„Zu Deinen Landsleuten? Und weshalb?"

„Weil Du da am sichersten bist, Wally."

„Glaubst Du, daß ich hier nicht sicher bin, Görgi? Hier, in einer Herberge, wo fromme Leute verkehren, und an einem heiligen Orte?"

„Die frommen Leute," sagte Görgi mit einem hämischen Lächeln, „das sind ja gerade diejenigen, die man

*) Um sieben Uhr.

am meisten zu fürchten hat; und hier oben sitzen einige Männer, welche sehr fromme Herren zu sein scheinen, und sich eben in aller Stille berathen, wie sie ein Täubchen, das ihnen wohlgefällt, am leichtesten aus dem Taubenschlage holen können."

„Ich verstehe Dich nicht, Görgi."

„Nun, Wally, die Sache ist verständlich. Es giebt Leute, ich meine Männer, die keine hübsche Jungfrau ansehen können, ohne nicht das zu empfinden, was im sechsten Gebote verboten ist."

Wally erröthete über und über, und ihr schönes Auge umflorte sich.

„Ich werde die Küche nicht verlassen," sagte sie dann entschlossen, „und ich glaube, daß ich hier nichts zu fürchten habe, denn ich bin hier niemals allein. Du aber, Görgi, gehe und suche meinen Vater auf, denn ich bin recht besorgt um ihn."

„Hier in der Küche bist Du keineswegs sicher, es geschieht mehr Sünde und Verbrechen hier, als man glaubt; aber die Geistlichen vertuschen es, um den Ort nicht in Verruf zu bringen. Und dann sind noch mehr Gründe da, weshalb ich wünsche, daß Du mit mir kommst, Wally."

„Nein," sagte Wally fest, „mein Vater hat mir ein für allemal verboten, irgend Jemandem zu folgen, wer es auch sei, wenn er mich an irgend einem Orte zurückgelassen. Deine Vorsicht mag sehr gerathen sein, Görgi, aber ich gehorche meinem Vater."

„Ich weiß," sagte Görgi, indem er eine traurige Miene annahm, „ich weiß, Wally, daß Dein Vater nicht unter jeder Bedingung, einem Fremden zu folgen, Dir untersagt hat."

„Unter jeder Bedingung, Görgi."

„Du kannst und sollst ungescheut Jedem folgen," sagte er, „der Dir die Reliquie überbringt, die er gewöhnlich an seinem Halse trägt."

„Ja, diesen einzigen Fall hat er ausgenommen," versetzte Wally; „aber es ist auch der einzigste und äußerste."

„Hier, Wally," sagte Görgi und holte eine Reliquie aus seiner Busentasche hervor, eine kleine goldene Kapsel mit dem Haar einer Heiligen.

Als Wally die Kapsel sah, wurde sie todtenbleich.

„Warum zeigtest Du mir das nicht früher?" fragte sie mit zitternder Stimme; „was ist meinem Vater passirt? Um Gotteswillen, Görgi, rede die Wahrheit!"

„Ich habe sie geredet," versetzte Görgi; „ehe mich Dein Vater verließ, übergab er mir die Reliquie und sagte mir, ich solle davon Gebrauch machen, im Falle er ungewöhnlich lange wegbleiben, und ich es für nothwendig finden würde."

„Wäre es aber nicht wirklich besser, Görgi, wenn Du mich hier ließest und nach meinem Vater Nachforschungen anstelltest? Ach, ich bin gar zu besorgt!"

„Das wird nachher geschehen, Wally; jetzt aber folge mir, ich muß handeln, wie ich es vor Deinem Vater verantworten kann."

„Nun, ich will meinem Vater gehorchen," seufzte Wally. „Gehe voraus, ich komme Dir gleich nach." —

* * *

Diese Unterredung hatte in einer Kabuse stattgefunden, in welcher sich Wally's Schlafstätte befand, neben der Küche. Die Mägde, von welchen sie von hier aus beobachtet werden konnte, sahen Wally nicht ohne eine Art mißtrauischer Neugierde mit ihrem bettelhaften Landsmann verkehren.

Sie bemerkte dies wohl und ließ Görgi vorangehen;

erst ein ganzes Weilchen später folgte sie ihm, indem sie vorgab, daß ihr Vater sie habe rufen lassen. Görgi erwartete sie in der Nähe der Herberge. Sie hatte Mühe, sich durch das wogende Gewühl zu drängen, denn Wilsnack war von Wallfahrern überfüllt. Die Ungarn lagerten, wie Wally wohl wußte, auf einer Wiese dicht vor der Stadt, aber zu ihrem nicht geringen Erstaunen schlug Görgi einen Pfad ein, der sie von ihren Landsleuten und der Stadt mehr und mehr entfernte.

„Du wolltest mich ja zu unsern Leuten bringen," sagte jetzt Wally, indem sie stille stand und Görgi mit einem ängstlichen Blicke ansah.

„Ich bringe Dich dorthin, wo Dein Vater ist."

„Aber so höre doch endlich auf, so geheimnißvoll zu sein," sagte Wally; „Du machst mir Furcht; wo ist mein Vater?"

„Wir haben wohl noch eine Stunde Weges vor uns, wir werden ihn in einer Mühle finden."

„Weißt Du denn nicht, weshalb mein Vater Wilsnack verlassen hat?"

„Ich weiß es nicht, Wally, Dein Vater hat mir hierüber keine Mittheilung gemacht."

Wally folgte nun ihrem Landsmanne, so schnell sie nur irgend zu gehen vermochte, denn sie wünschte, aus dieser peinlichen Lage so bald als möglich befreit zu sein. Die Menschenstimmen verklangen in immer größerer Entfernung doch drang noch manches jauchzende Halloh der nach Wilsnack wallfahrtenden Pilger oder der von dort heimkehrenden Landleute zu ihnen herüber.

Nach einer halben Stunde befanden sie sich wieder auf der Landstraße, doch bald lenkte Görgi abermals seitwärts auf einen Fußpfad ein, welcher endlich in ein Kiefern-

gebüsch und bald darauf in einen Wald hoher Kiefern führte.

Endlich, als sie aus dem Walde heraustraten, sahen sie die Mühle vor sich, welche an der Karthane lag. Sie hatten sie bald erreicht. Ein großer grimmiger Hund schlug ein paar Mal kurz und hell an. Man bemerkte in derselben ein Licht; Görgi trat ohne Weiteres über den Flur in die Stube. Da saßen um einen Tisch sechs wild aussehende Gesellen, welche Wally sofort als Ungarn erkannte.

Es waren die verwegensten Bursche im Zuge, riesige, roh aussehende Männer, deren Mienen und Manieren nichts Gutes verhießen.

Wally trat entsetzt zurück.

„Görgi!“ rief sie aus, „hier ist mein Vater nicht.“

„Nicht!“ sagte Görgi lachend, „das glaub' ich wohl, ist aber auch gar nicht nöthig, mein Täubchen, denn der Alte wäre uns doch nur im Wege.“

Nun wandte er sich mit schlauem Augenblinzeln an die Andern: „Hab' ich das Kunststück wohl ausgeführt?“

Alle waren vom Tische aufgesprungen und umringten Wally mit rohen Scherzen, aber im schlimmsten Augenblick trat Einer der Ungarn, ein Mensch von fünfundzwanzig Jahren, dazwischen und sagte mit fester Stimme:

„Laßt das Mädchen in Ruhe, sage ich, sie gehört uns nicht.“

„Ei, Du Narr,“ versetzte Görgi, „wenn sie uns auch nicht gehört, soll uns das hindern, ein wenig von dem Gericht zu naschen? — Jetzt sind wir an der Schüssel, und wißt Ihr, ich denke, wir leeren sie. Ich habe mir auf dem Wege hierher die Sache recht genau überlegt und erwogen, und da bin ich denn zu der Rechnung gekommen, daß es uns doch gewaltig schwer werden würde, die Dirne

wider ihren Willen eine größere Strecke Weges zu transportiren."

„Das ist wohl wahr," sagte der junge Mensch, „aber wie wir die Sache verabredet haben, läßt sich's schon thun. Haben wir es nicht für fast unmöglich gehalten, sie hierher zu schaffen? und doch haben wir sie nun."

„Ja freilich," sagte Görgi, „aber das ging eben nur durch meine Veranstaltung, damit nun ist's auch zu Ende, weiter bringen wir die Jungfer nicht."

„Was wollt Ihr denn von mir? Was soll ich hier?" fragte Wally, die sich indessen wieder ein wenig gefaßt hatte.

„Sollst es gleich hören, mein Täubchen," rief Görgi, indem er des Mädchens Kinn erfaßte; „wir wollen sogleich beschließen, ob Du unsere oder eines Andern Prinzessin sein sollst."

„Görgi," sagte Wally mit flammender Zornesröthe. „Du bist ein schlechter, abscheulicher Mensch, Du hast mich betrogen. Sage mir gleich, wo mein Vater ist."

„Oho, nicht so hoch hinaus, mein Täubchen; Deine hübsche Fratze giebt Dir nur das Recht, Dich küssen zu lassen, und das wahrhaftig sollst Du auch reichlich genießen."

Görgi wollte den Commentar zu diesen Worten liefern, aber der junge Ungar trat abermals dazwischen und sagte zu Görgi:

„Wenn Du das Mädchen anrührst, hast Du es mit mir zu thun; wir haben uns vereinigt, sie ihrem Galan wieder zuzuführen, und es könnte uns schlecht gehen, wenn wir ihr irgend etwas zufügten."

„Ja, Marko hat Recht," sagten die Andern, „mit dem Ritter ist nicht zu spaßen; wollen wir ihm das Mädchen

wieder zuführen, müssen wir sie mit Ehrerbietung behandeln."

„Ihr denkt also noch immer an's Zurückkehren?" fragte Görgi; „hört, ich habe wahrhaftig Lust, in der Mark zu bleiben. Ich sehe gar nicht ein, warum wir nicht hier unser Fortkommen finden sollten. Unser Landsmann hat wahrhaftig Recht, daß es sich hier viel besser lebt. Hat er es nicht weit genug gebracht? Kam vor drei Jahren als armer Schlucker wie wir hier an, und jetzt ist er Besitzer einer Mühle und macht noch manches gute Geschäft nebenbei; wenn wir seiner Einladung folgen und hier bleiben, können wir reich werden. Die Mühle liegt hier so gut, daß wir uns keinen besseren Schutz wünschen können."

„Mit dem Matthias ist es etwas ganz Anderes," entgegnete Marko; „der war schon vorher lange in Deutschland und hat unter den Landsknechten gedient, er konnte also deutsch. Wir aber verstehen kein Wort davon, und da möchte ich sehen, wie wir uns forthelfen sollen!"

„Narr," versetzte Görgi, „braucht man hierbei" — er machte eine Bewegung des Gurgelabschneidens — „deutsch zu verstehen? — Oder braucht man's hierbei?"

Bei diesen Worten holte er ein kleines Schmuckkästchen hervor, welches einen werthvollen, sehr künstlich gearbeiteten Schmuck enthielt.

„Woher hast Du das?" fragten Alle sehr erstaunt.

„Ich frage Euch nochmals, ob man beim Stehlen deutsch zu verstehen braucht?" fragte Görgi mit seinem gewöhnlichen schlauen Lächeln. „Ich sage Euch, die Deutschen sind dazu gut, sich bestehlen zu lassen, ihre Sprache braucht man deshalb nicht zu reden. Hier ist was zu holen, und Sigismund wäre noch heute nicht König der Ungarn, wenn

er nicht als Markgraf von Brandenburg in die Geldsäcke der Märker einen ordentlichen Griff gethan hätte. Es sind hier zu Lande lauter reiche Leute."

„So bleibe meinetwegen hier, wer Lust hat," trotzte Marko, „ich kehre nach Ungarn zurück; aber ich nehme das Mädchen mit, sage ich Euch."

„Du? Du?" rief Görgi, „das möchte ich sehen. Ich habe sie hierher gebracht, und wohl ein Wörtchen mit drein zu reden."

„Du wirst mich nicht hindern," sagte Marko mit finsterer Entschlossenheit.

„Ich und die Andern hier!" rief Görgi. „He? Ihr seid mit mir einverstanden. Der Müller, unser Landsmann, wird uns einen Ort anweisen, wo wir so sicher wie im Mutterleibe sind, und wo es etwas zu holen giebt, wird er uns mittheilen. Wir werden also ein gar gutes Leben führen, und die Wally soll unsere Frau sein, unsere Küchenjungfer. Das habe ich und der Müller so ausstimulirt. Wir sind alle junge Burschе und müssen ein Liebchen haben, und dazu ist das Mädel hier just hübsch genug. Was geht uns der Ritter an? — Er kann sich hübsche Dirnen suchen, wo er will. Das ist meine Meinung. He, was sagt Ihr?"

„Freilich, freilich!" riefen die Andern. „Görgi ist ein schlauer Junge, er trifft immer das Beste."

„Ich meine es gut, und laßt uns darum die Sache gleich abmachen. Wir sind unserer ein halbes Dutzend. Das ist eine ganz hübsche Bande. Hier im Lande geht es, wie mir der Müller erzählt hat, gar bunt und kraus zu. Einer schlägt den Andern todt. Einen Herren giebt es gar nicht. Unser König hat die Mark an seinen Vetter Jobst verpfändet, und der soll sich gar wenig um das Land kümmern; die Hauptsache ist bei ihm, so viel Geld als möglich

herauszuschlagen, und er soll sich ganz vortrefflich darauf verstehen. Die Edelleute und die großen geistlichen Herren liegen sich einander in den Haaren, und Fehden giebt es an allen Ecken, und welche Fehden! — Dagegen ist ein Gurgelabschneider unserer Art ein elender Stümper.

Da liegt z. B. hier ganz in der Nähe ein Schloß, darauf wohnt ein Ritter, vor dem die ganze Mark erzittert. Mord, Raub und Plünderung nehmen gar kein Ende, und ob wir nicht just die rechten Leute für ein solches Land sind, frage ich?"

„Nun, ich denke," sagte Marko, „es ist bei uns nicht um ein Haar besser."

„Du bist ein Querkopf," versetzte Görgi; „wenn's auch bei uns in Ungarn eben so ist, so ist's doch nicht so. Denn wo ein König regiert, mag er sein, wie er will, ist's doch immer ein anderes Ding. Ist mehr Respekt im Lande, und der Sigismund, das muß man ihm lassen, er läßt kein Weibchen in Ruh und Frieden ihres Weges ziehn, und lebt ein Lotterleben. — Na, wir würden es nicht besser machen, wenn wir König wären, aber die Ungarn, ich meine die Großen, die haben doch höllische Angst vor ihm. Und wo sich die Großen fürchten, da fürchten sich die Kleinen gewiß. Also ziehe ich Deutschland vor, und namentlich die Mark, welche Pfandbesitz ist. Da ist noch gut im Trüben fischen. He, was meint Ihr?"

„Ja, ja, wir bleiben!" riefen die Andern, außer Marko, der nachdenklich dasaß.

„Abgemacht, wir bilden eine Bande. Wem's nicht gefällt, kann ja gehen, wohin er will. Seid Ihr damit einverstanden, daß wir eine Bande bilden?"

„Ei, wohl — aber wir müssen einen Hauptmann haben," fielen die andern Gesellen ein.

„Freilich," sagte Görgi, „das müssen wir. Na, wen meint Ihr denn? — Ein schlauer Junge muß es sein, das sage ich Euch. Denn Rad und Galgen kennen sie in Deutschland auch, und wer sich wegschnappen läßt, der ist geliefert. Aber mit Schlauheit sichert man sich vor diesen nichtswürdigen Dingen, die für einen ordentlichen Kerl so kränkend sind. Also wählt einen Hauptmann, aber den rechten, das sage ich Euch, einen, zu dem Ihr Zutrauen habt, und der es Euch mit allen Dingen nicht so genau nimmt. Wir wollen die Geschichte gleich zu Ende bringen, daß wir damit fertig sind, wenn der Müller nach Hause kommt. Das wird ihn freuen, und wir müssen uns vor Allem mit ihm guthalten."

„Warum er nur so lange bleiben mag?" fragte einer der Gesellen, welcher Petranz genannt wurde und eine vollkommene Galgenphysiognomie hatte.

„Er wird schon kommen. Der Müller ist in Wilsnack und hat dort viele Geschäfte. Wahrscheinlich wird er sich bei unsern Leuten auch noch ein wenig aufhalten, denn er hat seine Freude an seinen Landsleuten, sagt er, 's wären doch ganz andere Kerle, wie die Deutschen. Wahrscheinlich wird er sich noch ein paar, die ihm besonders gefallen, mitbringen. Als ich ihn heute Morgen sprach und ihm die Geschichte von Schamly erzählte, die Ihr nun auch wißt, sagte er: Dein Plan, das Mädchen dem Ritter zuzuführen, ist zwar höchst politisch, aber die Ausführung ist kitzlich. Zwar machen läßt sich Alles, und ich habe in Wilsnack da Einen gesehen, durch den wir die Sache machen könnten. Aber es wäre gewiß vortheilhafter, wenn Du mit einem halben Dutzend tüchtiger Kerle hier bliebest, da braucht Ihr keinen Ritter, und könnt an dem hübschen Mädel noch obendrein Eure Freude haben, wenn Ihr sie dem Alten

weggefangen habt. Meine Mühle steht Euch zu Diensten, und sollte ich noch nicht dort sein — kümmert Euch nicht darum. Die alte Hexe wird Euch schon aufmachen, und Dich, Görgi, kennt sie ja. Na, da habe ich Euch denn hierher geführt, und nun wollen wir's auch ausführen; der Müller wird nicht lange auf sich warten lassen. Wir wollen's so machen. Wir stecken Alle die Köpfe unter den Tisch, und Einer steht nach dem Andern auf und versetzt demjenigen, welchen er zum Hauptmann haben will, einen Schlag auf den Buckel, und wer die meisten Schläge bekommen hat, der ist Hauptmann. Zufrieden?"

„Topp!" riefen die Andern.

„Wir sitzen hier gerade gut," fuhr Görgi fort, „ich stehe zuletzt auf."

„Und ich zuerst," sagte Marko; „also Köpfe herunter."

Die Gesellen steckten ihre Köpfe unter den Tisch; ein Gleiches that Görgi, aber er hielt den Kopf so seitwärts, daß er Wally sehr genau beobachten konnte.

Das Mädchen saß niedergekauert im Winkel des Zimmers. Sie dachte darüber nach, was sie beginnen sollte, um den Händen dieser nichtswürdigen Spitzbuben zu entrinnen. Alle ihre Hoffnung beruhte jetzt auf Marko's Widerstand. Als sie aber wahrnahm, daß er auf Görgi's Plan einging, schwand ihr jede Aussicht auf Rettung.

In diese Gedanken vertieft, hatte sie keine Acht auf das närrische Spiel, das jetzt vor sich ging. Plötzlich rief Görgi:

„Ich habe vier Schläge bekommen, also bin ich's! He, bin ich Euer Hauptmann?"

„Ja, ja, Görgi, Du bist unser Hauptmann!"

„Aber Wetter," rief Görgi, „wo ist der Marko?"

„Der Marko? Ja, wahrhaftig, der ist fort."

„Oho," rief Görgi, „auf und hinter ihm her. Der Hund will uns verrathen; den müssen wir kalt machen. Hab's ihm gleich angemerkt, daß er was im Schilde führte, als er mir widersprach und das Mädel in Schutz nahm. Hussa, wir werden ihn schon erwischen, denn er kann ja nicht weit sein. Petranz, halte Du Wache bei der Wally, laß sie uns nicht entwischen, das sage ich Dir. Kommt!"

Marko, welcher den Augenblick, da seine Landsleute Blindekuh spielten, benutzt hatte, um die Mühle ungehindert zu verlassen, konnte in der That noch nicht weit sein. Als aber die Räuber draußen waren, strengten sie vergebens ihre Augen und Ohren an, um die Spur eines Fliehenden zu sehen, oder seine Schritte zu hören.

* * *

Als Wally sich mit Petranz allein sah, erhob sie sich rasch und eilte an die Thür.

„Ei, wohin willst Du?" fragte dieser, indem er sie festhielt.

„Was wollt Ihr von mir armen Mädchen?" entgegnete Wally, „warum übt Ihr solche Tücke an mir und meinem Vater aus? Ich werde gehen, Petranz, und Du sollst mich nicht zurückhalten."

Petranz legte die Arme um den schlanken, edlen Leib des Mädchens, und sie lüstern anblickend, rief er aus:

„Oho, Jungfer, was heißt das? — Hast Du nicht gehört, daß wir jetzt eine Bande sind und einen ordentlichen Hauptmann haben? Das ist kein Spaß. Das ist so gut, wie ein Königreich im Kleinen. Ja, wir sind das Königreich, und Du sollst unsere kleine Königin sein. He? Das wird Dir schon gefallen."

Petranz suchte seinen Worten durch einige handgreif-

liche Andeutungen mehr Nachdruck zu geben, aber Wally, deren Zorn auf das Höchste stieg, gab dem Menschen eine so derbe Ohrfeige mit ihren zarten Händen, daß der Ungar ganz verblüfft dastand und sich die Wange hielt.

Wally wollte diesen Augeblick benutzen und die Mühle verlassen, aber jetzt stürzte ihr Petranz nach und schien ihr die Ohrfeige mit Zinsen wiedergeben zu wollen. Da aber wurde die Thür geöffnet, und es zeigte sich eine ganz eigenthümliche Erscheinung.

Es stand nämlich ein Mann vor der Thüre, der höchst seltsam gekleidet war. Er trug einen weißen Rock, der bis zur Erde reichte, die Füße ganz verdeckte und von oben bis unten zugeknöpft war. Sein Kopf war mit einem weißen Barett bedeckt, sein Bart reichte ihm bis zur Brust herab. In seiner Hand trug er einen langen Stock, und sein ganzes Aussehen war das eines frommen und religiösen Mannes.

Wally glaubte den Müller vor sich zu sehen, und da sie wußte, daß ihre jetzige Lage gewissermaßen das Werk seiner nichtswürdigen Pläne war, so war sie über seine Ankunft bestürzt. Sie würde sich vielleicht beruhigt haben, wenn sie des Mannes Worte hätte verstehen können, der sie mit einem: „Der Herr sei mit Euch!“ begrüßte.

„Warum gebt Ihr mir keine Antwort?“ sagte der Fremde; „Ihr versteht mich wohl nicht? Ihr seid Ungarn, wie es scheint. Aber wo ist der Mann, dem die Mühle gehört? Ich will ihn um eine Herberge ersuchen.“

„Der Mann bin ich,“ tönte da plötzlich eine schnarrende Stimme mit fremdländischem Accent, und ein großer, starker Mann trat in's Zimmer. Die andern Ungarn folgten ihm. „Eine Herberge kann ich Euch nicht geben, ich habe

keinen Platz für Euch; aber einen Trunk könnt Ihr genießen. He, Litta, alte Hexe, wo steckst Du denn?"

„Die Litta ist fortgegangen," sagte einer der Ungarn, „sie meinte, es dränge sie, ein wenig in die heilige Stadt zu gehen und auch etwas von des Herrn Gnade zu genießen. Wir würden ja bleiben, meinte sie, bis sie wiederkomme. Es ist ohnehin nicht gut, wenn die Weiber bei Allem dabei sind."

„Das Wetter in ihr Gehirn," fluchte der Müller; „was thut sie in Wilsnack? wozu braucht sie Gnade? Wer wird sich um ihre lumpigen Sünden kümmern? He, Baggert,*) was meint Ihr, braucht ein solches Weib wohl Ablaß?"

„Wer nicht sündigt, braucht keinen Ablaß," versetzte der Baggert sehr ernst; „wer aber sündigt, der gehe in sich und thue wahre und aufrichtige Buße."

„Aufrichtige und wahre Buße!" lachte der Müller; „wo ist Aufrichtigkeit und Wahrheit in der Welt? Ist sie bei den Großen etwa, he? Und wenn sie bei den Großen nicht ist, braucht sie bei uns zu sein? — Und was kümmert's uns? Wozu ist der Ablaß? Habe ich mich etwa umsonst auf der Sünderwage mit Mehl und Geld aufwiegen lassen? — Ich denke, daß ich dafür schon ein Jährchen auf frische Rechnung lossündigen kann." —

„Die Reue muß im Herzen sitzen," versetzte der Baggert, „und die Wage, auf welcher Strafe und Reue aufgewogen wird, ist allein in Gottes Händen. Die Pfaffen treiben ein böses, schändliches Spiel mit Buße und Gebet, und ihre Lehren sind gotteslästerisch und verderblich. Aber es wird der Tag kommen, da er zu Gericht sitzen wird über die

*) Volksausdruck für Baghарde oder Lollhard, eine Art männlicher Beguinen, die, ohne ein Ordengelübde abzulegen, im ehelosen Stande lebten und sich namentlich mit der Krankenpflege beschäftigten.

Guten und über die Frevler, und da werden sie erzittern, welche die Welt irre führen und die Menschen um ihre Seligkeit bringen."

„Ja, ja," entgegnete der Müller, „wir haben eigentlich nichts dabei zu verantworten. Wir geben für unsere Sünden, was verlangt wird, und damit ist's abgethan. Geschieht Unrecht, so ist's Sache der Geistlichkeit. Aber sie wird wohl wissen, was sie thut, und weiß besser als wir, was sie verantworten kann. Ich lasse auf die Geistlichkeit nichts kommen, Baggert."

„Die Geistlichkeit," versetzte der Baggert, „müßte ganz anders sein, wenn man mit Ehrfurcht von ihr sprechen soll. Seht sie nur an, diese Geistlichkeit, wie sie weltlichen Schätzen und Genüssen nachjagt. Ihre beiden Oberhäupter in Welschland und Frankreich gehen ihr mit gutem Beispiele voran, und lassen die Christenheit sich in gegenseitigem Haß aufreiben, wenn sie nur dabei ihren Vortheil finden.

„Wohin fließt denn alles Geld zuletzt, als nach Rom? Da sitzen die Kirchenfürsten und schlemmen von dem Gelde, das den Armen und Bedrückten abgenommen wird, unter dem Vorwande, ihr sündenbeschwertes Gewissen zu erleichtern. Und sind etwa die Bischöfe besser? Wer erhält ein Bisthum? — Wer am meisten zahlt; und wer es dann bekommt, der bemüht sich, sein Geld wieder einzuziehen von denen, die ihn gebrauchen. Wie ein Kaufmann bieten sie ihre Waare feil und ertheilen den Geistlichen, welche wegen schwerer Verbrechen, wegen Mord, Raub, Kirchenschändung und anderer nichtswürdiger Dinge eingezogen und ihnen zur Bestrafung überliefert sind, Lossprechung, wenn sie nur tüchtig zahlen können. Ist es Recht, daß sie eigene Sündenspäher halten, die im Geheimen herumschnüffeln müssen, bald in den Schlössern der Großen, bald in den Hütten der Armuth,

um ihnen zu verrathen, was vorgegangen, und woraus sie Vortheil ziehen können?

„O, mit Recht werden diese Leute von den Laien Sündenbeförderer genannt. Da werden denn arme und einfältige Landleute, wenn sie noch so still und eingezogen leben, ehe sie es sich versehen, vorgefordert vor Gericht, und durch erlogene Anklagen erschreckt, bedroht und auf alle Weise geplagt, bis sie sich zu Abfindungen, Auslösungen und Geldbußen verstehen.

„Und sie, die so viel Rühmens von der Keuschheit machen, daß sie sogar ein feierliches Gelübde darauf ablegen, halten sich öffentlich Beischläferinnen, setzen Kinder in die Welt, die sie in ihren Häusern erziehen, und bezahlen dafür dem Bischofe eine Abgabe. Für Geld kann man also sündigen, ohne daß es eine Sünde ist?

„Aber alles ist den Bischöfen für Geld feil. Was für rohe, schlechte Menschen lassen sie zum Priesterthume zu, ohne nach ihrem Lebenswandel zu fragen, wenn sie nur Geld bezahlen und die Gebühren erlegen.

„Hat einer nicht Lust zu arbeiten, ist er faul, träge, zum Müßiggange geneigt, so beeilt er sich, ein Priester zu werden. Läßt er sich's Geld kosten, so wird er es gar schnell, und so wie er dies Ziel erreicht hat, besucht er Frauenhäuser und Schänken, wo er seine Zeit mit Trinken, Fressen und Spielen verbringt, im Rausch sich balgt und tobt, den Namen Gottes und seiner Heiligen mit unreinen Lippen verwünscht und verleugnet, bis er aus den Umarmungen seiner Buhlerinnen zum Altare geht.

„Das sind die Diener, welche der Kirche Gottes von ihren Bischöfen zugeführt werden, die nichts Arges darin sehen, weil sie selber in Wollust und Lüsten groß geworden sind.

„Viele haben niemals ihre Städte betreten, nie ihre

Kirche gesehen, nie ihre Gemeinde besucht, aber ihre Einkünfte lassen sie sich schmecken.

„Sie sind Räthe der Fürsten, sie übernehmen Staatsämter, zu welchen sie sich durch großen Aufwand und mächtige Fürsprache gedrängt haben, um ansehnliche Gehälter und Geschenke zu bekommen.

„Sie entfremden sich dem Volke und rathen zu drückenden Auflagen, ja sie führen sogar bei der Erhebung derselben den Vorsitz. Andere Bischöfe sind in ihren Sprengeln anwesend, aber man kann sagen: sei es Gott geklagt.

„Als unbärtige Knaben haben sie den Hirtenstab übernommen, ganze Tage und Nächte vergeuden sie auf Jagd, Tanz, Spiel und Gastmählern, und verderben durch ihr Beispiel das arme Volk, statt es zu bessern.

„Und sind etwa die Mönche, die so strenge leben, so viele Zeit geistlichen Beschäftigungen widmen, die Frommen?

„Ich sage Euch, sie sind Pharisäer, falsche Apostel und reißende Wölfe. Aeußerlich nehmen sie den Schein aller Tugenden an, im Innern aber leben sie in Wollust und Ueppigkeit.

„Und ist es mit den Nonnen etwa anders? Sind die Klöster nicht Buhlhäuser der Venus, Zufluchtsstätten unkeuscher Jünglinge, welche ihre Lüste stillen wollen, so daß es einerlei ist, ein Mädchen als Nonne einkleiden, oder sie der öffentlichen Schande preisgeben?

„Das ist Eure Geistlichkeit, das sind sie, welche vorgeben, geistlich zu leben, und doch nur an den Körper denken; welche berufen sein wollen, für Eure Seelen zu sorgen, und doch nur darauf ausgehen, Eure Beutel zu leeren!“

Der Baggert schien im Flusse seiner Rede noch lange fortfahren zu wollen, denn er hatte ein Thema berührt, über welches es genug zu reden gab. Und wie sich der

Baggert über die Geistlichkeit aussprach, sprachen sich noch andere und zwar sehr gelehrte Leute aus, wie z. B. um diese Zeit Nikolaus von Clemanges. Und der Müller schien mit einer Art innerer Behaglichkeit dem Redeflusse des Baggerts zuzuhören, denn er nickte unterschiedliche Male mit dem Kopfe, wie Einer, der beistimmt.

Die andern Ungarn machten sich indessen mit der Wally zu schaffen, welche alle ihre Beredsamkeit aufbot, um Görgi zum Mitleide zu bewegen, welcher sich auch den Anschein gab, als rührten ihn ihre Worte. Denn er befürchtete, Wally würde in Gegenwart des fremden, sonderbaren Mannes, aus dem er nicht recht klug werden konnte, irgend etwas thun, was vielleicht dem Müller, der dem Baggert so andächtig zuhörte, unangenehm sein konnte.

Aber Wally schien ihren Vortheil, den ihr die Gegenwart des fremden Mannes bringen konnte, gar gut aufzufassen. Sie fragte Görgi, ob er sie verfolgen würde, wenn sie ginge, und Görgi sagte, daß er das allerdings thun würde.

Wally ließ sich nicht abhalten, und machte Miene, sich zu entfernen; Görgi hielt sie aber fest, und nun schrie Wally auf und wollte sich zum Baggert flüchten. Dieser Hülferuf des geängstigten Mädchens unterbrach die Kapuzinade des Baggert, und zu Wally und den Ungarn ernst emporblickend, sagte er:

„Was thut Ihr da, Ihr Leute? ist es Recht, ein armes Mädchen also zu quälen und zu verfolgen, daß sie sich zu mir flüchten muß?“

„Um des barmherzigen Gottes willen,“ rief Wally, vor dem Baggert hinstürzend, „rettet mich aus den Händen dieser abscheulichen Männer!“

„Stehe auf, meine Tochter,“ sagte der Baggert fast

bestürzt, „wie kannst Du vor einem Menschen knieen; hast Du Leid, bekenne es Gott, und er wird Dir treu zur Seite stehen. Ich verstehe Deine Sprache nicht, mein Kind.“

„Ei was, Du schändliche Dirne,“ sagte der Müller in deutscher Sprache, indem er das Mädchen gewaltsam von der Erde emporriß, „willst Du gleich zurückgehen und Deinem Manne gehorsam sein. Görgi, nimm sie mal hin und lehre sie mores.“

„Warum verfahrt ihr so hart mit dem armen Mädchen?“ fragte der Baggert; „Habt Mitleid mit den Schwächen und Gebrechen Anderer, damit sich der Herr auch der Euren erbarme.“

„Ach was, Mitleid,“ schrie der Müller, „es hat sich ausgemitleidet mit der. Es ist meine Tochter, aber eine widerspenstige Dirne, die stets nach ihrem Kopfe handeln will. Ja, so ein Nönnchen möchte sie werden, wie Ihr sie geschildert habt, dazu hat sie just Anlage; aber da soll ja das Wetter drein schlagen, wenn sie mir vom rechten Wege abgehen will.“

Vergebens waren Wally's Bemühungen, sich von dem elenden Görgi zu befreien, vergebens waren ihre an den Baggert gerichteten Bitten um Beistand. Da dieser das unglückliche Mädchen nicht verstand, und der Müller fortwährend von dem schlechten Wandel seiner angeblichen Tochter sprach, so vermochte der fromme Mann nichts mehr zu thun, als jenen zur Milde und Nachsicht gegen das Mädchen zu ermahnen. Damit verabschiedete er sich, das Herannahen des jüngsten Gerichts verkündend. Eine Zehrung, die ihm der Müller anbot, schlug er aus.

Wally machte zwar noch eine verzweifelte Anstrengung, dem Baggert ihre entsetzliche Lage zum Verständniß zu bringen, aber der Müller stieß sie mit einem schandbaren

Fluche bei Seite, und bald hörte das hülflose Mädchen die Schritte des Mannes, von dem sie Rettung gehofft, sich mehr und mehr entfernen*).

* * *

Die Ungarn hatten die Prophezeihungen des Baggert nicht verstanden und würden sich auch sonst wenig um den verkündeten Weltuntergang bekümmert haben. Es war ihnen augenblicklich auf diesem irdischen Jammerthale sehr wohlig zu Muthe. Der Müller gab sein Bestes her, um sie in guter Stimmung zu erhalten; in der Mark ging es,

*) Das Schicksal dieses Baggerts, welcher um diese Zeit die Mark durchzog und sich Bruder Wilhelm nannte, ist zu merkwürdig, als daß wir es hier nicht in kurzen Worten anführen sollten. Er ging von der Mark nach Stralsund, und fuhr dann nach Lübeck. Hier hielt er sich einige Zeit auf und erregte durch seine eigenthümliche und strenge Lebensart, so wie durch seine Ansichten Aufsehen. Das Volk fing sogar an, ihn wie einen Apostel zu verehren. Aber gerade zu der Zeit trat der Ketzermeister Eylard vom Dominikanerorden in Lübeck auf, der forderte den Baggert zu sich und nahm ihn in's Verhör. Der Baggert gestand ganz aufrichtig seine Grundsätze, die der Dominikaner natürlich für erzketzerisch hielt; doch glaubte er, daß Bruder Wilhelm theilweise verrückt sei, und ließ ihn unter der Bedingung, Buße zu thun, Gnade finden. Eylard hing ihm nun, zum Zeichen der über ihn verhängten Kirchenbuße, ein gelbes Kreuz um den Hals, und ließ ihn einsperren. Sobald der Baggert aber allein war, gerieth er in heftigsten Zorn, nahm das Kreuz ab und trat es mit Füßen. Seine Wächter, welche es bemerkten, machten dem Ketzermeister alsobald Anzeige davon, und nun war es um den Unglücklichen geschehen. Der Ketzermeister ließ über der Thür des Doms einen Balkon erbauen, und der Baggert wurde unten auf ein Armsünderbänkchen vor demselben hingesetzt. Dann trat der Meister Eylard auf den Balkon und hielt vor dem versammelten Volke eine Rede über den Christenglauben, die er mit den Worten anfing: „Dieser da ist des höllischen Feuers schuldig.“ Nach Beendigung seiner Rede übergab er den Baggert dem weltlichen Richter, der nun zum Burgthore hinausgeführt und neben den Rädern der Richtstätte verbrannt wurde.

wie ihnen der Müller bereits sehr ausführlich auseinander gesetzt hatte, gar kraus und kunterbunt her. Da wußte man nicht, wer eigentlich Herr und Gebieter war, das Räuberhandwerk florirte, und obwohl es auch anderwärts und namentlich in ihrem eigenen Lande Ungarn nicht besser war, so paßte doch der bekannte Spruch: „Rauben und stehlen ist keine Schand', das thun die Besten im ganzen Land," besonders auf die Zustände in der Mark Brandenburg, ehe die Hohenzollern mit ihrer eisernen Hand Ordnung und Gesetzlichkeit herzustellen vermochten.

Da gab es also gute Aussichten auch für die kleinen Diebe und Spitzbuben, der Müller wußte das am besten, denn er stand mit allen Räubern in der Mark in Verbindung, so weit solche nicht zu den ritterbürtigen Geschlechtern gehörten. Er war der weit und breit bekannte Hehler, der ihnen ihren Raub abnahm und solchen dann wieder an die Juden verkaufte, die über den rechtmäßigen Erwerb dieser Gegenstände sich nicht lange den Kopf zerbrachen. Sie kauften und verkauften eben Alles, denn es war ja das einzige Geschäft, welches sie betreiben durften und daher auch in raffinirtester Weise ausnutzten.

Die Ungarn fanden daher den Vorschlag des Müllers, daß sich die Verwegensten von ihnen zu einer Räuberbande vereinigen sollten, ganz annehmbar, und besonders Görgi kam derselbe sehr gelegen. Er setzte freilich dabei voraus, daß er das Haupt dieser Bande sein und ihm als erste Beute die schöne Wally zufallen würde, denn auf diese hatte er es längst abgesehen.

Zu seinem nicht geringen Aerger glaubte er aber jetzt bemerkt zu haben, daß auch der Müller Appetit auf den leckeren Bissen zu haben schien; und er war fest entschlossen, sich seine Beute nicht abjagen zu lassen.

Gleich nach des Baggerts Entfernung hatte der Müller das unglückliche Mädchen in ein abgelegenes Gemach eingesperrt, angeblich um jede Störung bei ihrer Berathung zu verhindern. Vor allen Dingen, meinte er, müsse man abwarten, was Schamly unternehmen würde, falls ihm Marko Wallys Aufenthalt entdeckt hätte. Er rieth seinen Landsleuten, sich ebenfalls nach einem Versteck, den er ihnen anweisen wollte, zu begeben, und er selbst wollte dann Schamly erwarten. Man möge es ihm nur getrost allein überlassen, mit Schamly fertig zu werden.

Die andern Ungarn waren mit diesem Vorschlage vollkommen einverstanden, nur Görgi nicht; er wollte in der Mühle bleiben, entweder bei Wally selbst oder in Gesellschaft des Müllers.

„Was der will, das merk' ich wohl," dachte der Müller, „aber Deinen Willen kriegst Du nicht. Einen solch' schmucken Bissen habe ich mir längst gewünscht, und was der Müller hat, hält er fest."

Der schlaue Mensch hütete sich jedoch, seine Gedanken laut werden zu lassen, und ging scheinbar ganz gleichgültig auf Görgi's Willen ein.

„Es soll geschehen, wie Du wünschst," sagte er, „denn ich sehe wohl, mein Junge, daß Dir's die hübsche Dirne angethan hat. Ihr Andern aber folgt mir, Euch will ich an einen Ort bringen, wo Euch selbst Gottes allsehendes Auge nicht finden soll, und wo es Euch an nichts fehlen wird. Denn Ihr seid nicht die Ersten, die ich dort beherberge. Schon mancher angesehene Ritter und hohe Herr hat dort bei mir Quartier genommen und ist durch mich vor Schand' und Pein bewahrt geblieben. Doch zunächst mag Görgi seinen Willen haben, wenn er nicht etwa vorzieht, sich auch

erst das schöne, warme Nest anzusehen, in welches ich Euch bringen will."

Alle schrieen, Görgi möge mitkommen, und dieser, obwohl er vor Begierde brannte, sobald als möglich der hübschen Wally mächtig zu werden, konnte sich dieser Aufforderung seiner Landsleute nicht gut entziehen. Der Müller sah mit einer heimlichen Freude, daß Alles glatt ging, und entfernte sich, wie er sagte, auf einige Augenblicke, um seiner Alten die nöthigen Verhaltungsbefehle zu geben, wenn etwa Schamly inzwischen kommen sollte.

Er blieb auch in der That nicht lange und hatte auch wirklich der Alten seine Verhaltungsbefehle gegeben, nur lauteten sie etwas anders, als Görgi lieb sein konnte.

Der Müller führte seine Landsleute über den Hof, der hinter seinem Hause war, bis an das Gerinne der Mühlen, über welches ein Gang zu dem Schlupfwinkel führte, in dem mit Bequemlichkeit Lebendiges und Todtes geborgen werden konnte. Hier sollten die Ungarn sich's bequem machen und des Müllers Rückkehr erwarten.

Nachdem Görgi sich Alles sehr genau angesehen hatte, verlangte er, zu Wally geführt zu werden. Der Müller lachte über seine Liebespein, meinte aber, Görgi habe Recht, die Zeit auszunützen, denn man könne nicht wissen, was die nächste Stunde bringen würde.

Er führte nun seinen Landsmann vor ein Häuschen, das bei der Mühle lag, und blieb lauschend vor der Thür stehen.

„Was soll das?" fragte Görgi.

„Das arme Ding!" flüsterte der Müller, „es scheint mir, als jammere sie gar kläglich."

„Wally ist hier?"

„Ist hier! Ich denke wir handeln als Landsleute und theilen brüderlich." —

Görgi warf dem Müller einen bösen Blick zu.

„Daß Dich der Henker holte! fluchte er. Glaubst Du wirklich, daß ich das Mädchen bis hierher gebracht und mit ihrem Alten die lange Reise ausgehalten habe, um mich von Dir zum Narren machen zu lassen?“

Der Müller lachte laut auf, zog gemächlich einen großen Schlüssel aus der Tasche seines Wammses und wollte die Thür aufschließen.

„Gieb her den Schlüssel; sagte Görgi, ich werde von innen wieder zuschließen.“

„Darum will ich Dich eben bitten;“ versetzte der Müller, jenem den Schlüssel übergebend.

„Es ist doch Licht drinnen?“

„Nun, gewiß; siehst Du nicht den Lichtschein durch die Spalten der Thür glitzern?“

Görgi schloß die Thür auf, öffnete dieselbe und blickte in das Gemach hinein, welches von einer Lampe nur schwach erleuchtet war. In einem Winkel gekauert lag eine weibliche Gestalt. Görgi vermochte nicht viel von ihr zu sehen, aber es war ohne Zweifel die schöne Wally.

Seine Leidenschaftlichkeit machte ihn völlig blind; kaum hatte er die Thür von innen verschlossen, so stand er wie eine wilde Katze zum Sprunge bereit. So lange hatte er seine wilde Leidenschaft gezügelt, so lange Schamly gegenüber Gleichgültigkeit gegen seine Tochter geheuchelt, so lange hatte er seinen so schlau ersonnenen Plan geheim gehalten, und bis jetzt war ihm Alles so trefflich gelungen. Wally war sein. Niemand war in diesem Augenblicke da, sie ihm streitig zu machen. Sie war in seiner Gewalt, sie konnte sich ihm nicht entwinden.

Diese Gedanken durchzitterten blitzartig sein Gehirn

und vereinigten sich in dem glühenden Verlangen, Wally's Liebe zu genießen.

Das wehrlose Mädchen, welches das Opfer seiner Leidenschaft werden sollte, schien stumm und resignirt sein Schicksal zu erwarten. Als Görgi aber sich ihr näherte und sie mit vor Erregung zitternden Armen emporzog, taumelte er mit einem lauten Schrei der Ueberraschung und der Wuth zurück.

Es war nicht die schöne Wally, sondern die häßliche Alte des Müllers, welche er vor sich hatte.

Görgi würde das unbesonnene Weib, welches sich zu einer so gefährlichen Posse hingegeben hatte, gewiß erwürgt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke des Müllers höhnisches Lachen ihn auf den eigentlichen Urheber dieses Streiches hingelenkt hätte.

„Brüderchen," rief jener ins Gemach hinein, „wohl bekomm' Dir der Hochzeitsbraten."

Görgi stürzte mit gezücktem Dolche hinaus; aber der Müller hatte sich vorgesehen. —

Mit seiner mächtigen Axt, die er in der Hand hielt, schlug er seinen wüthigen Landsmann den Dolch aus der Hand, und da er Görgi körperlich vollkommen gewachsen, ja sogar ihm an Muskelkraft überlegen war, so stand er ihm jetzt furchtlos gegenüber.

„Freund," redete er den Wüthigen in einer gewissen salbungsvollen Weise an, „ich war Dir bis jetzt in Allem zu Willen. — Ich habe Dir ein Asyl bei mir angeboten, Dir die Mittel in die Hand gegeben, Dich in der Mark behaupten zu können und Dich zum Hauptmann einer Bande gemacht. Aber über Deinen Meister sollst du Dich nicht erboßen und ihm nicht entgegenarbeiten. Ueber jeden Handel müssen wir uns verständigen, und ich denke, Du wirst ein-

ſehen, daß ich wie an jeder Beute, die Du mit den Andern machen wirſt, ſo auch an Schamly's Tochter meinen Antheil beanſpruchen kann."

„So, meinſt du das?" entgegnete Görgi, ſeine Wuth verbeißend, „nun gut, Du ſollſt Deinen Antheil haben, aber nach mir.

„Damit bin ich nicht einverſtanden," wandte der Müller lachend ein; „wenn Du auch jetzt Hauptmann einer Bande biſt, mein Oberhaupt biſt Du nicht, und wir ſtehen auf gleichem Fuße miteinander, Freund. Aber ich will Dir einen Vorſchlag machen, looſen wir darum, wer zuerſt ſeinen Antheil haben ſoll. Hier iſt eine Schnur, ſchneiden wir ſie in zwei Theile. Ich halte jetzt beide Enden in meiner geſchloſſenen Hand. Zieh! Behalte ich das kürzere Ende, dann will ich mich darin finden, Dir die Vorhand zu laſſen."

„Es iſt gut;" ſagte Görgi mit einem grimmen Geſichte.

Er zog das kürzere Ende.

„Ein Gottesurtheil;" triumphirte der Sieger; „aber Du ſollſt ſehen, daß ich nicht ſo böſe bin, mein Junge, wie Du glauben magſt. Ich will Dir gleich noch einen andern Vorſchlag machen. Ich verzichte gänzlich auf meinen Antheil und auf meine Anſprüche an Schamly's Tochter — wenn Du ebenſo handeln willſt.

„Was ſoll das heißen?" fragte Görgi finſter.

„Sei kein Narr, Görgi," nahm der Müller wieder das Wort; „komm in meine Stube, da wollen wir bei einer Kanne Garlinger über die Sache weiter verhandeln."

Görgi mußte wohl dem Wunſche des Müllers willfahren, denn er war in ſeiner Art ein mächtiger und einflußreicher Mann, der ihm viel nutzen, und ohne deſſen Rath und Beiſtand er in dem ihm gänzlich fremden und unbekannten Lande überhaupt nichts beginnen konnte.

Er folgte also dem Müller in seine Stube, wo sie lange miteinander beriethen. Indessen verbrachte die arme Wally in einem der abgelegenen Verstecke der Mühle martervolle Stunden.

Was sollte aus ihr werden? Wo war ihr unglücklicher Vater, der ihretwegen so viel Leid und Elend ertragen? Hatte kein Gott Erbarmen mit ihren heißen Thränen, mit ihrem innigen Gebete?

II.

Die Ruppiner Herberge.

Spandauerstraße 79.*)

In den Häusern der Berliner Bürger ging es lustig zu; in allen Gasthöfen und Schänken herrschte ausgelassene Heiterkeit und fröhlicher Uebermuth.

Es war der St. Martinsabend.

Auch in der Ruppiner Herberge war man wohlgemuth und vergnügt, obwohl die Heiterkeit keineswegs schon ihren Höhepunkt erreicht hatte. Dazu fehlte bis jetzt noch die Hauptsache. Daß sie aber unfehlbar bald eintreffen würde, das verkündete den Stammgästen, die sich bereits sämmtlich eingefunden, der appetitreizende aromatische Duft

*) Wie die Spandauerstraße das älteste noch vorhandene Haus besitzt (Nr. 49), so befindet sich auch hier der älteste Gasthof der Stadt. Schon zur Zeit Gustav Adolphs hieß das Wirthshaus (jetzt Stadt Ruppin) „die alte Ruppiner Herberge." Als Gustav Adolph um die Schwester des Kurfürsten Georg warb und incognito nach Berlin kam, wollte er in diesem Gasthofe logiren, wurde aber von dem Wirthe nicht aufgenommen, welcher dem unbekannten Fremden nicht traute.

des Gänsebratens, welcher das ganze Haus erfüllte. Ohne einen solchen Braten kein St. Martinsabend, das war damals Regel bei der ganzen gläubigen Christenheit.

Ein allgemeines Schnalzen mit der lüsternen Zunge verkündete die Befriedigung sämmtlicher Gäste, die um die lange Tafel herum saßen, als der Braten erschien. Heute war jeder Stammgast berechtigt, ohne weitere Umstände an dem Familientisch, in den der Stammtisch umgewandelt war, Platz zu nehmen und zuzugreifen, so lange es was gab, ohne befürchten zu müssen, daß ihm der Wirth die Zeche doppelt ankreiden würde. Es hatte heute Niemand etwas zu zahlen. Dafür aber gab es manche andere Ausgabe an das bettelnde Volk, das unter allerlei Gestalt am St. Martinsabend die Häuser und Schänken überlief, und denen eine Gabe zu verabreichen, kein Gast sich füglich entziehen konnte.

So war es auch in der Ruppiner Herberge*) seit

*) Die damaligen Wirthshäuser und Herbergen waren im elendsten Zustande. Lebensmittel mußte der Reisende in der Regel mit sich führen; in den Krügen der Dörfer, selbst an den größeren Straßen, fand man häufig, selbst noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, kaum eine Streu. Man übernachtete in Scheunen, auf Heuböden, auf der Ofenbank und auf den Tischen der Wirthsstube. Auch einzeln gelegene Wirthshäuser gab es an den Straßen, von denen manche einen großen Ruf genossen, obgleich nicht wegen der Bequemlichkeit, die sie darboten, andere wieder, und nicht mit Unrecht, berüchtigt waren, besonders solche, welche in der Nähe großer Waldungen lagen. Sie erhielten dann von den Reisenden bezeichnende Spottnamen, welche sich oft in bleibende verwandelten. So lagen z. B. zwischen Priebus und Freiwalda im Norden der Görlitzer Haide und sind zum Theil noch vorhanden, der Krug: „Sieh dich für;“ etwas weiter lag der Krug: „Paß auf,“ und wenig entfernt der Krug: „Trau nicht.“ Zwischen Pribus und Halbau liegt der „Mordkretschen.“ Aus nahe liegenden Gründen sind die meisten solcher Namen längst beseitigt. Auch einzeln gelegene Mühlen beherbergten wohl Reisende, waren aber auch nicht selten in schlimmem Rufe. Nur in den Städten war auf Sicherheit und in der Regel auch auf einige

Olims Zeiten Herkommen und Brauch. Der Wirth, ein stattlicher Schmerbauch, Gödicke Schneevogel geheißen, hatte eine ausgedehnte Bekanntschaft in und außer der Stadt, bei Hoch und Gering, bei Klein und Groß, bei durchaus ehrlichen Leuten und bei den verrufensten Buschkleppern und Spitzbuben weit und breit. Das schadete aber durchaus seinem Rufe nicht; denn einem Gastwirthe stand es jederzeit wohl an, ein ganz unparteiischer Mann zu sein, dessen Gaststube neutraler Boden war, auf welchem der Galgen mit dem Spitzbuben, die Hexe mit dem Besen dreist zusammenkommen und in aller Friedlichkeit mit einander verkehren konnten, ohne daß der Ruf des Wirthes hierdurch beeinträchtigt wurde. Und wenn der Wirth selbst ein großer Spitzbube und Pfiffikus war, um so besser für ihn; denn der Wirth, der nicht prellte und betrog, galt deshalb doch nicht für einen ehrlichen Mann, weil das Betrügen schon von uralter Zeit her als etwas von dem Gewerbe Unzertrennliches gehalten wurde.

So saß denn am heutigen Abend eine gar seltsam gemischte Gesellschaft um die Martinsgans herum, der Wirth und sein ebenso corpulentes Hauskreuz befanden sich mit am Tische, verließen jedoch ab und zu ihren Platz, um ihren Pflichten in Küche und Keller nachzukommen. Nur, wenn

---

Bequemlichkeit zu rechnen. Dagegen aber zogen sich die Landstraßen auch durch Gegenden, wo nichts weiter übrig blieb, als unter freiem Himmel zu campiren. In der Regel führte jeder Kaufmann ein Zelt mit sich, in welchem er in den Jahrmärkten ausstand, wenn entweder das Kaufhaus schon besetzt, oder ein solches gar nicht vorhanden war. Auch bei solchem Campement that es seine guten Dienste. Für hohe Personen gab es damals kaum eine Zuflucht und wurden solche auch bei Privatleuten einlogirt. Bemerkenswerth ist die Sitte, daß vor den Thoren, ehe man in die Stadt eintraf, eine Tafel aushing, auf welcher die sämmtlichen Herbergen der Stadt verzeichnet waren.

es etwas zu hören und zu sehen gab, nahmen sie ihre Plätze wieder ein.

Besuche nämlich, wie solche ein richtig gefeierter St. Martinsabend mit sich brachte, ließen nicht lange auf sich warten. Ein seltsam aufgeputztes Wesen sprang soeben wie ein Böcklein in die Gaststube. Alle Gäste lachten schon beim bloßen Anblick desselben, in ihrer heiteren Stimmung hatten sie sich jeden Hokus Pokus gern gefallen lassen.

Der komische Kauz war in folgender Weise ausstaffirt. Ein rothes, geschlitztes, faltiges Wamms bedeckte seinen Oberkörper; wo es sich nur irgend anbringen ließ, saßen Schellen, welche den Stand der Person den Gästen schon verrathen hatten, ehe sie noch eingetreten war. Sein Kopf, war mit einem Käppchen bedeckt, einer sogenannten Kagel, die mit mehreren Eselsohren geziert war. In der Hand hatte er einen Narrenkolben von Leder, den er, wenn er die Hände gebrauchte, in seinen Gürtel steckte.

„Hasassapupaperlapa!“ rief er, einen Kobold nach dem andern schießend, „ich bin die Taube, die nach einem Oelblatt sucht.“

Mit diesen Worten beschnüffelte er lüstern die Schüsseln und Teller, machte abermals einen Purzelbaum, fuhr einem der Gäste durch die Beine und sprang über seine Schultern wieder hinweg, nahm einem Andern sein Käppchen und ließ es geschickt auf die Nase eines Dritten fallen, welcher seinen Narrenpossen mit offenem Munde zuschaute; kurz trieb Unsinn und Kurzweil, daß sich die guten Leute die Bäuche hielten und nichts dagegen hatten, als sie am Schluße noch in Kontribution gesetzt wurden und sich mit einigen Silberlingen von zudringlichen Späßen, die es auf die Gänse abgesehen hatten, befreien mußten.

Kaum war der Narr mit seinen Vorstellungen zu Ende,

da öffnete sich abermals die Thür, und zwei arme Mädchen, welche fast noch Kinder waren, traten, durchnäßt vom Regen, schüchtern ins Zimmer.

„Ei, da kommen ja die Martinsgänse leibhaftig," rief der Narr, der ohne Umstände am gedeckten Tische Platz genommen hatte, was sich die Gesellschaft um so eher gefallen ließ, als sie auf seine lustige und kurzweilige Unterhaltung rechnete. „Nun sie werden wohl irgend ein Gebet hersagen wollen; nur los, ihr Blitzmädel und machts nicht zu wässerig."

Die Mädchen, welche demüthig an der Thür stehen geblieben waren, begannen jetzt in eintöniger Weise zu singen:

„Mart*), Mart, der gute Mann,
Der es doch vergelten kann.
Apfel und die Beeren,
Nüsse gehn wohl mehren.
Gute Frau, gebt uns was,
Laßt uns nicht zu lange stehn,
Wir möchten noch nach Köllen gehn,
Köllen ist ein weiter Weg.
Das Himmelreich ist aufgethan,
Da müssen All' hinein wir gahn
Mit allen unsern Gästen.
Geben ist das Beste.
Ich hör' die Schlüssel klingen,
Sie wird wohl was bringen,
Sie geht auf die Kammer
Und sucht uns was zusammen.
Bei einem, zweien, dreien.
Der vierte kann wohl auch mit gehen.
Petersilien, Suppenkraut,
Das wächst in unserm Garten.
Die Jungfer Lies ist eine Braut,
Und wird nicht lange warten,

*) Der heilige Martin.

Bis sie nach der Kirche geht,
Und den Rock in Falten schlägt.
Simmeling, Simmeling, Rosenblatt,
Schöne Stadt.
Schöne Jungfer gebt uns wat!

„Ei was!“ rief der Wirth, nachdem die Kinder ihren Singsang geendet, „geht in Gottes Namen! da kommen sicher noch ein paar Dutzend solcher Gänschen, und wer kann Allen geben? Die ganze Stadt wallfahrtet nach der Ruppiner Herberge. Trollt Euch fort!“

Die Kinder ließen sich durch diese rauhe Abweisung nicht irre machen und fuhren fort:

„Aschen in der Dute,
Die Frau hat 'ne schwarze Schnute.
Aschen in der Taschen,
Die Frau kann auch gut naschen.
Macht den Märten Trullulut,
Auf dem Sullulut.“*)

„Da fahre ja gleich das —“ schrie die Wirthin, und lief erboßt auf die Mädchen zu. Aber der Narr nahm sich rasch ihrer an und brachte es mit seinen Späßen dahin, daß die Wirthin sammt der ganzen Gesellschaft wieder lachte und die letztere sich bequemte, etwas für die armen Dirnen zusammenzulegen. Nun bekamen diese wieder gute Laune und begannen von Neuem:

„Apfel auf dem Bohme,
Ums Jahr einen Herzens-Sohne;
Beeren im Potte,
Ums Jahr eine junge Totte.**)
Märtens Abend kommt heran:
Klingel auf der Büchse.
Allen Mädchen wird ein Mann,

*) Thürschwelle.
**) Tochter.

Wir müssen gehn und kiesen;
Haben viel von Linnensaat,
Ist der Frauen liebste Hausrath
Simmeling, Simmeling, Rosenblatt,
Schöne Stadt,
Schöne Jungfern gebt uns wat".

„Na, Ihr schönen Jünglinge, kommt heran," sagte der Narr jetzt zu den Mädchen, „seht, das haben Euch die schönen Jungfern mit den Bärten da bescheert. Jetzt geht, meine Gänschen, und macht's anderwärts eben so. Und Ihr, Frau Wirthin, Ihr sollt mir ein Räthsel rathen, und ich gebe Euch einen Kuß, oder zwei, wenn Ihr's begehrt, so Ihr's rathet."

„Ei, sieh mir Einer den Narren an," rief die Wirthin, „das wäre der Mühe werth."

„Ein Schelm giebt Besseres, als er hat," versetzte der Narr.

„Na, man her mit dem Räthsel," riefen die Gäste.
„Ne, Ihr dürft's nicht rathen," sagte der Narr.
„Wir dürfen nicht? J, warum nicht?"
„Weil ich keine Lust habe, Euch zu küssen."
„So, wer verlangt darnach?"
„Aber, wenn Ihr's nicht rathet, was bekomme ich?
„Eine gute Portion von den Martinsgänsen."
„Und zwei Portionen, wenn Ihr's rathet. Na, hier:

„Nur ein Ding giebt's in der Welt.
Das einem Narren wohlgefällt;
Rathet's, Leute, wenn Ihr's wißt.
Glaubt Ihr etwa, es sei Geld,
Oder gar ein Kriegesheld,
Oder, wenn ihn ein Mädel küßt!
Heissa, wenn ihn ein Mädel küßt?
Rathet, Leute, wenn Ihr's wißt."

„Nun, Gevatter, was meint Ihr zu dem Ding?“

„Das Ding ist sehr spitz!“ rief der Gefragte.

„Spitz! Spitz! Spitz!
Das ist ein schlechter Witz!
Ich sag', das Ding hat eine Ritz.“

„Was ist's nun, Gevatter?“

„J, das ist nicht schwer zu errathen,“ sagte der Angeredete.

„Und Ihr wißt es doch nicht.“

„Es ist ein Ding, das offen steht.
Wo hinein ein andres Dinglein geht“

„Nun, was ist's?“

„Ja, das möchten wir wissen,“ sagte die Wirthin.

„Nun, ich werde es Euch sagen:

„Es ist des Narren Schelmenmütz',
Die ist nicht breit und ist nicht spitz,
Jedoch in ihre breite Ritz'
Da geht hinein der größte Witz:
Das ist des Narren Schelmenkopf,
Wer's jetzt nicht weiß, der ist ein Tropf!“

Die Gäste lachten, und der Wirth, der soeben mit einer neuen Ladung Bier ins Zimmer getreten war, rief:

„He, Narr, jetzt sing' uns doch auch einmal ein Martinslied.“

„So laßt mich nur erst ein wenig die Kehle anfeuchten,“ versetzte der Narr, warf sich vom Stuhl herab, nahm dem ihm zunächst Sitzenden mit den Beinen seinen Krug fort, schüttete sich den Inhalt auf eine sehr geschickte Weise in den Mund und stellte den Krug vor seinen Nachbar wieder hin. Dann schoß er Kobold und saß wieder auf seinem Stuhle, wie jedes andere Menschenkind. Jedoch erntete er

wegen des zuletzt gezeigten Kunststückes großen Beifall ein, und nun begann er zu singen:

„O Martin, Martin,
Der Kerl muß verbrennet sein,
Das Geld aus der Taschen,
Der Wein in die Flaschen,
Die Gans von dem Spieß:
Da sauf' und friß!
Wer sich vollsaufen kann,
Wird ein rechter Martinsmann.
Dort nieder an dem Rheine,
Da ist ein Berg bekannt,
Der trägt den guten Weine,
Fürstenberger genannt.
Grau ist sein' Farb' vom Garten,
Darin er wachsen thut.
Er darf des Mann's wohl warten,
Erbutzen ihm den Hut.
Dazu den Kopf anbrausen,
Um nichts giebt er nicht viel;
Er macht das Hirn ersausen,
Dem, der ihm trotzen will.
Er liegt mit unten und oben
Zu dieser Martinsnacht,
Darum seid Ihr zu loben,
Daß Ihr ihm Vögel backt."

In diesem Augenblicke trat eine ganz seltsam ausstaffirte Figur ins Zimmer. Es war ein ganz in Pelz gekleideter Mann, der viele Schleifen und Bänder an seinem Anzuge hatte. Unter dem Arme trug er einen großen Sack, und ein breitkrämpiger Hut war auf seinen Kopf gestülpt. Das war der Martinsmann. Er ging bei den Gästen herum und übergab jedem einige Aepfel und Nüsse, um sie den Kindern mit nach Hause zu bringen. Das war so Sitte, und die Gäste waren mit ihrem aufmerksamen Wirth sehr zufrieden. Der Narr wurde jetzt aufgefordert, sein Lied weiter zu singen, und er fuhr fort:

„Heut ist Sankt Martinsfest,
Drum woll'n wir lustig sein,
Und essen Gänsʼ auf's Best'
Und trinken den guten Wein,
Dazu auch Gerstenwasser
Von Bernau hergeführt,
Desgleichen auch Schweinebraten,
So wie sich das gebührt.
Darum helft mir loben
Den frommen Martinum,
Auf daß er über's Jahr
Auch gebe bonum vinum,
Und laßt uns singen
Resonet in laudibus,
Und laßt uns springen
In jucundis plausibus.
Nun rücket flugs herum,
Die Gänse wollen schwimmen,
Sonst werdet Ihr kriegen
Im Bauche das Grimmen.
Die Schweinebraten sind auch
Gesalzen so sehr,
Drum Nachbar, ich bitt',
Trinkt doch einmal her.
Nur heissa! Lactae mentis!
Wir wollen fröhlich sein!
Wer aber sich lustig
Und fröhlich machen kann,
Der soll vor allen Andern
Sein der Martinsmann."

„Nun," sagte der Wirth, „da magst Du Narr auch der Martinsmann sein. Ich lade Dich also als solchen für den Abend ein, und magst Du vor dem Nachhausegehen Deinen Kagel herumreichen, damit meine Gäste Dir die lustige Zeche nicht schuldig bleiben."

Der Narr ließ sich dies nicht zweimal sagen, da ihn das schlechte Wetter nicht sehr antrieb, die behagliche Gaststube zu verlassen, um seine Späße noch anderswo an den

Mann zu bringen. Die Gesellschaft wurde immer fröhlicher, und diese Heiterkeit wurde auch nicht durch zwei neue Gäste gestört, die soeben in's Gastzimmer traten und um eine Herberge für die Nacht anhielten.

Nachdem der Wirth mit wenigen Worten die Gäste begrüßt und sich mit geübten Blick von ihrer Zahlungsfähigkeit überzeugt hatte, lud er sie ein, am Tische Platz zu nehmen und sich am Martinsschmause zu betheiligen.

Die neuen Gäste nahmen ohne viele Umstände das freundliche Anerbieten an.

Der Eine, der auf einem schönen weißen Schimmel angekommen war, trug kostbare Waffen und ritterliche Kleidung, ein Ritter aber war er nicht, so dreist und keck er auch darein schaute, denn ihm fehlten die ritterlichen Abzeichen.

Ein großer fuchsrother Knebelbart gab ihm ein martialisches Ansehen.

Der Andere, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, trug die Kleidung eines fahrenden Arztes. Auch er war zu Pferde angekommen und führte einen gewaltigen Kasten mit sich, der seine Mixturen enthielt. Der Mann hatte ganz das Wesen eines Charlatans, war ungemein gesprächig und ließ sich's am Tische wohl sein, als wäre dieser just für ihn gedeckt worden. Mit den anwesenden Gästen aber verkehrte er wie mit alten Bekannten.

„Das ist heute just unser Mann," sagte der Wirth, „die fahrenden Aerzte wissen immer das Neueste aus aller Herren Länder, da wird uns der Meister gewiß recht viel Interessantes erzählen können."

„Freilich kann ich das;" versetzte der Doctor, „ich bin überall zu Hause und habe die ganze Welt gesehen."

„So?" fragte der Narr, „die ganze Welt? Wart Ihr denn auch in Constantinopel beim griechischen Kaiser?"

„Das nun gerade nicht!“ entgegnete der fahrende Arzt, „aber in Ungarn war ich überall, in Böhmen und im deutschen Reich bin ich in jedem Winkel zu Hause.“

„Nun, das sollt Ihr uns beweisen,“ sagte der Narr vorlaut, weil es ihn verdroß, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich von ihm abwandte und der neue Gast der Matador des Abends zu werden schien, „kennt Ihr z. B. das Wahrzeichen von Wien?“

„Nun, das ist die hölzerne Keule am rothen Thurm, Du Hansnarre;“ versetzte der Quacksalber mit einem überlegenen Lächeln.

„Und wie heißt der Wahrspruch?“ fragte der Narr weiter.

Der Quacksalber versetzte:

„Befindt sich irgend hier ein Mann,
Der recht mit Wahrheit sprechen kann,
Daß ihm sein Heirath nicht gerauen
Und fürcht sich nicht vor seiner Frauen,
Der mag diesen Backen herunter hauen.“

„Das ist richtig;“ sagte der Narr, mit der Miene eines Examinators, der einen Kandidaten über seine Studien befragt, „kennt Ihr auch die Wahrzeichen von Halberstadt?“

„Zwei Finger und ein Daumen, die der Böse in Stein an der Stiftskirche auf der Mitternachtsseite eingedrückt hat.“

„Und wie heißt der Wahrspruch?“

„Wer nicht gehört und vernommen hat
Den Glockenklang,
Den Eselsgang,
Den Jungferngang
Und Schweinebraten-Gestang,
Ist nicht gewesen in Halberstadt.“

„Ganz recht,“ bestätigte der Narr; „nun nennt mir noch, ehe ich Euch hier absolvire, das Wahrzeichen von Hamburg.“

„Ich sehe wohl,“ versetzte der Quacksalber lachend, „daß das Sprüchlein Recht hat, wenn es sagt, daß ein Narr

mehr fragen, als ein Dutzend geſcheidter Leute beantworten kann; weil aber heute St. Martinstag iſt, will ich Dir Deinen Willen thun. Das Wahrzeichen von Hamburg iſt der Eſel mit dem Dudelſack im Dom. Er ſteht in tanzender Stellung und iſt mit einem in Schleifen gewickelten Bande umgeben. Auf dem Bande ſteht der Wahrſpruch."

„Richtig, wie heißt aber der Spruch?"

„Ick hör, na, de Welt heft zick ummekehrt,
Darumme ſo hebbe ick arme Eſel pipen gelehrt,
Naket bin ick gebohren,
Hie is mehr gewunnen als verlohren."

Der Wirth, der es ſehr gern hörte, wenn von den Weltläuften von kundigen und vielgereiſten Leuten geſprochen wurde, ließ dem Doctor wacker einſchänken und, ſich ihm gegenüberſetzend, ſagte er:

„Ihr ſeid, wie Ihr zuvor erzählt, in Ungarn und Böhmen geweſen, nun, wir Märker ſtehen ja durch unſern deutſchen Kaiſer und unſere Markgrafen, Sigismund und Wenzel, in ſo naher Beziehung mit beiden Ländern, daß man von dort nie genug hören kann, zumal man ſich ſo ſonderbare und haarſträubende Geſchichten erzählt, die einem chriſtlichen Ohre zu vernehmen wehe thun. Steht es denn wirklich gar ſo ſchlimm mit dieſen erſten und höchſten Perſonen der Chriſtenheit?"

„Nun, ſeid froh," entgegnete der Doctor, „daß Ihr den Wenzel los ſeid. Er war, wie überall, ſo auch in der Mark jedes braven Mannes Feind. Freilich hat auch ſein Vater, der Kaiſer Karl, dem er 1378, erſt 17 Jahre alt, in der Regierung folgte, Schuld an dem böſen Charakter ſeines Sohnes. Karl hatte das junge Prinzchen zu lieb gehabt und gewaltig verzogen; er kümmerte ſich wenig darum, daß ſein Söhnchen ſchon früh die Zeichen künftiger Laſter und Aus-

schweifungen an sich trug. Zu regieren versteht er gar nicht, jedes ernste Geschäft ist ihm verhaßt —"

„Ja, ja," fiel der Wirth ein, „es war unlängst ein Böhme bei mir auf Herberge, der erzählte es mir accurat so. Nur für die rohesten Vergnügungen der gemeinsten Art hat König Wenzel Sinn. Zauberer, Trunkenbolde, Gaukler, Schmeichler und feile Weiber gehören zu seiner beständigen Gesellschaft. Seine Gemüthsart ist so weibisch, faul und träge, daß er den größten Theil der Zeit im Bette zubringt. Dabei ist er überaus wollüstig. Mit der Frau eines Müllers, Namens Sophie, soll er es bis in's Unsinnigste treiben, obwohl seine Gemahlin jung und wunderschön ist. Seine Grausamkeit, die bis zum Wahnsinn steigt, macht ihm den Scharfrichter unentbehrlich und zu seinem steten Begleiter, er nennt ihn seinen lieben Gevatter und wohin er kommt, fließt Blut und regnet es Köpfe.*)"

„Ja, himmelschreiend sind seine fluchwürdigen Handlungen," bestätigte der fahrende Arzt dieses schöne Conterfei eines Königs von Böhmen und deutschen Kaisers. „Ich kann mit einigen dieser Nichtswürdigkeiten dienen, denn sie sind in aller Welt Munde und dem böhmischen Volke sehr wohlbekannt. So wollte Wenzel — und selbst diese Geschichte ist nicht die schlimmste, die man von ihm erzählt —

*) Nach dem Erlöschen des askanischen Hauses fiel die Mark an Baiern. Der letzte Regent aus dem bairischen Hause, unter welchem Brandenburg in gänzlichen Verfall gerieth, leistete im Jahre 1373 an Kaiser Karl IV. auf das brandenburg'sche Kurfürstenthum Verzicht, ließ sich mit einem Jahresgehalt abfinden und lebte an der Seite der schönen Grete, einer Müllers- oder Bäckersfrau, in der nach ihr benannten „Gretenmühle" bei Wolfstein seinem Hange zur Ueppigkeit fröhnend. Da nun Kaiser Karl nicht zugleich Kurfürst sein konnte, nahm er die Mark für seinen ältesten Sohn Wenzel in Besitz, und das Land huldigte dem zwölfjährigen Prinzen. Wes Geistes Kind auch dieser Wenzel war, geht aus den Erzählungen des fahrenden Arztes hervor.

die königlichen Kämmergüter wieder an sich bringen, die seine Vorfahren an böhmische Herren und Ritter verpfändet hatten. Das fing er nun also an:

„Diejenigen, welche dergleichen Güter inne hatten, wurden von ihm unter Androhung seiner Ungnade, nach Willemow beschieden. Hier waren unter freiem Himmel drei Zelte errichtet, ein schwarzes, ein rothes und ein weißes.

„In dem schwarzen saß Wenzel, von einer zahlreichen Wache umgeben. Nun mußte Einer nach dem Andern von den Herren vor ihm erscheinen und die Fragen über Erwerb und Besitz genau beantworten. Die sich dessen weigerten, wurden sofort nach dem rothen Zelte geführt und geköpft. Die Nachgiebigen wurden nach dem weißen Zelte gebracht und behielten ihre Güter auf Lebenszeit. So wurde diese Sache abgethan.*) Uebrigens übte der König nicht nur dies eine Mal auf solche Weise Gerechtigkeit."

„Das ist eine schöne königliche Gerechtigkeit!" meinten die Gäste.

„Es kommt noch besser;" fuhr der Erzähler fort, der von der Aufmerksamkeit, mit welcher man ihm zuhörte, sehr befriedigt schien.

„Hu — da kriegt man ja eine Gänsehaut, ärger als unsere Martinsgänse!" rief der Narr. „Uebrigens hätte man das voraus wissen können, denn es ging bei seiner Geburt schlimm zu, sie kostete seiner Mutter das Leben, und bei der Taufe verunreinigte er das Taufwasser, was ja stets etwas schlimmes bedeutet."

„Für Bacharacher Rheinwein ist ihm Alles feil," fuhr der fahrende Doctor fort, und wenn er sich darein berauscht hat, begeht er die gräßlichsten Schändlichkeiten. Einst hatte

*) Historisch, wie Alles, was hier von Wenzel erzählt wird.

ihm sein Koch die Speisen schlecht zubereitet, da befahl er den Unglücklichen an den Spieß zu stecken und am Feuer zu braten. Zu einer andern Zeit ließ er seinen Gevatter, den Scharfrichter, kommen. Er wollte gern wissen, wie dem zu Muthe sei, dem der Kopf abgeschlagen werden sollte. So entblößte er sich den Hals, band sich die Augen zu, knieete nieder und befahl seinem Gevatter, ihn zu enthaupten. Seine Weigerung nutzte nichts, der arme Teufel war in Verzweiflung und endlich entschloß er sich, den Hals des Königs nur mit dem Schwerte zu berühren. Nun aber erhob sich Wenzel, ließ den Scharfrichter hinknieen und schlug ihm das Haupt mit einem Schlage ab."

Der Narr sprang auf, faßte seine beiden Tischnachbarn von rechts und links bei den Haaren und rief: „O weh! Mein armer Kopf. Thu' es nicht, Gevatter, thu' es nicht!"

Die Gäste lachten und der Erzähler fuhr fort:

„Er hatte einst eine Anzahl der angesehensten Einwohner von Prag zur Mittagstafel bei sich einladen lassen. Beim Beginn der Mahlzeit schickte er, so daß es Alle hörten, nach dem Scharfrichter. Den Gästen wurde unwohl, denn man mußte bei Wenzel ja auf jeden Gewaltstreich gefaßt sein, und es wäre nicht das erste Mal gewesen, wo er einige seiner Gäste hätte hinrichten lassen. Der Scharfrichter kam. „Geh' nur einstweilen in's Nebenzimmer, Gevatter;" befahl Wenzel, „nach Tische sollst Du Arbeit bekommen." Den Gästen verging alle Lust zum Essen, Wenzel weidete sich nicht wenig an ihrer versteckten Angst. Nachdem endlich die Tafel aufgehoben war, ließ er den Scharfrichter kommen und sagte laut zu ihm: ‚Nun kannst Du gehen, Gevatter!' — Die Gäste waren froh, als sie wieder zu Hause waren."

„Der hat den Gottseibeiuns im Leibe!" rief der Narr.

„Und bei alledem," fuhr der fahrende Doctor fort, „soll

Wenzel furchtsam wie ein Hase und höchst feige sein. Seine Leibwache bestand meistens aus Deutschen, die er jedoch aus Furcht vor Bestechung oft wechselte. Zuweilen macht er sich den Spaß, mit ihnen die Straßen von Prag zu durchziehen, Männer und Weiber aufzufangen, die letzteren zu seinem Willen zu zwingen, die ersteren aber auf ein Laken legen und in die Höhe schnellen zu lassen."

„Aber ich begreife die Böhmen nicht," platzte die Wirthin heraus, die der Erzählung bis jetzt mit offenem Munde und gefalteten Händen zugehört hatte, „daß sie sich das Alles so ruhig gefallen lassen. Ich glaube, da würden die Märker anders mit diesem Scheusal von König umspringen, die würden sich wahrhaftig nicht so zum Spaße die Köpfe herunter schlagen lassen."

„Hm, hm," meinte der Wirth, „wir haben uns auch schon mehr gefallen lassen, als man glauben sollte, daß ein märkischer Buckel aushalten kann. Zwar haben die Stände vom Könige Wenzel nichts wissen wollen und seinen Kanzler, den er nach der Mark geschickt, unverrichteter Sache wieder abziehen lassen, aber noch immer haben sie sich nicht gänzlich von ihm losgesagt. Ja, schlimm genug geht es auch in der Mark zu und wenn wir auch den böhmischen Wenzel nicht haben, so fehlt es doch nicht an märkischen Wenzeln, die es nicht um ein Haar anders machen. Es ruht ein schwerer Fluch auf unserm heutigen Fürsten, und ist's wahrlich kein Wunder, wenn auch wir Bürger immer mehr verwildern und Recht von Unrecht nicht mehr zu unterscheiden vermögen. Man braucht sich nur an das Schicksal der unglücklichen Rathenower zu erinnern, hat man ihnen nicht traurig genug mitgespielt? Hat es der Erzbischof, ein geistlicher Herr und Prälat, mit den armen Bewohnern von Rathenow um ein Haar besser, als Wenzel mit seinen Böhmen, gemacht? —

Ja, ja, die Großen treiben's schlimm so hier wie dort; und wir Berliner sind schon ganz zufrieden, wenn sie uns, mag unser Margraf nun Jobst oder Sigismund heißen, mit ihrer Gegenwart und mit ihrem Regimente verschonen."

Die letzten Worte dieser Rede wurden von den Gästen wohl kaum vernommen, denn als der Wirth des Schicksals der Stadt Rathenow gedachte, blickten sie alle nach dem rothhaarigen Fremden hin. Dieser hatte den Humpen, den er soeben geleert, mit solcher Heftigkeit auf den Tisch gestellt, daß das Geschirr klirrte und dem Narr vor Schreck das Stück Braten in der Kehle stecken blieb, das er so eben herunterschlucken wollte. Alles erhob sich, um dem armen Teufel Beistand zu leisten; glücklicher Weise hatte der Doctor seine chirurgischen Instrumente bei sich und rettete den Narren vom Erstickungstode.

Nach diesem unangenehmen Zwischenfall kam man zur Erzählung des Doctors wieder zurück, und man forderte ihn auf, fortzufahren. Die Märker und namentlich auch die Berliner interessirten diese Geschichten. War doch die Kurmark Brandenburg, wenn auch nur auf kurze Zeit, mit Böhmen vereinigt.*) War doch der sinnliche, faule und blutige Wenzel vor nicht langer Zeit Markgraf von Brandenburg gewesen, ehe er deutscher Kaiser wurde, und war er doch selbst als solcher immerhin eine höchst wichtige Persönlichkeit für jeden Deutschen, mithin auch für die Märker.

Sein Bruder Sigismund dagegen war nicht nur König von Ungarn, sondern auch Markgraf von Brandenburg, mithin konnte man sich das Interesse, welches sämmtliche

*) Kaiser Karl, welcher diese Vereinigung im Jahre 1373 festgesetzt hatte, hob dieselbe selbst durch die berühmte goldene Bulle wieder auf.

Gäste in der Ruppiner Herberge an den von dem fahrenden Doctor erzählten Geschichten nahmen, sehr leicht erklären. Uebrigens war es ja nicht unmöglich, daß auch Wenzel wieder Markgraf von Brandenburg wurde.*)

Sigismund hatte jedoch die Erlangung der Ungarischen Königskrone, um welche er förmlich kämpfen mußte, sehr viel Geld gekostet, und die Mark mußte die ungeheuren Kosten, welche ihm die Erwerbung der Krone verursacht, mit decken helfen. Der Landeshauptmann, sein Stellvertreter in der Mark, war angewiesen, so viel Geld als irgend möglich zu schicken, und mußte daher viele Gerechtsame verkaufen und verpfänden, um dies möglich zu machen. Da nun aber auch seine beiden Vettern, die Herzöge Jobst und Procop, von Sigismund ihr Dahrlehn ungestüm zurückforderten, so blieb ihm am Ende nichts übrig, als die Mark bei seinem Vetter zu versetzen, und die märkischen Stände mußten sich, wenn auch mit Unmuth, darin fügen, den beiden Fürsten als Pfandinhabern der Mark zu huldigen.

So hatte die Mark statt einen, zwei Herren, die noch dazu keineswegs auf gutem Fuße mit einander standen. Es wurde bestimmt, daß Jobst, ein Herr, der so wenig wie Wenzel und Sigismund zu den guten Fürsten zu zählen war, als Hauptgläubiger des Sigismund, die Regierung führen und nur, wenn letzterer stürbe, sein Bruder Procop als Markgraf von Brandenburg betrachtet werden sollte.

In diesem fürchterlichen Chaos, in diesen unsäglich trüben Verhältnissen lebten damals die Märker, wie es denn

*) Die Stände der Altmark hatten ihm nämlich im Jahre 1379 zu Tangermünde einen Revers ausgestellt, in welchem sie sich verpflichteten, falls Sigismund oder der Bruder Johann ohne männliche Erben sterben sollten, bei Wenzel und der Krone Böhmens verbleiben zu wollen.

überhaupt das Schicksal aller damaligen Völker war, von schlechten, nichtswürdigen Fürsten regiert zu werden.

Da war es denn kein Wunder, daß die größeren und mächtigeren Städte sich von solchen Fürsten so unabhängig als möglich zu machen trachteten, daß es aber auch die Magistrate vielfach eben nicht besser trieben als die Fürsten, und daß überhaupt Jeder, der die Macht dazu hatte, sich seinen bösen Leidenschaften schrankenlos überließ.

Es mochte nun von den genannten Personen über die Mark regieren wer da wollte, die Bewohner kamen stets von dem Regen in die Traufe. Es ließ sich schwer sagen, wer von allen den genannten Fürsten der schlimmere war, und der weltkluge Wirth der Ruppiner Herberge hatte schon Recht, wenn er diese Zustände in der Mark eine wahre Heidenwirthschaft nannte und hinzufügte, es sei kein großer Unterschied zwischen Wenzel und Jobst, letzterer käme nur um Geld zu erpressen, wo er könne.

„Es hat sich bei ihm ausgepreßt," rief plötzlich eine tiefe Baßstimme, „jetzt ist der Sigismund wieder Herr in der Mark. Grüß Euch der Märt, Nachbaren."

„Ah, Ihr seid's, Herr Burgvoigt Jürgen!" rief der Wirth, dem neuen Ankömmling freundlich die Hand entgegenstreckend; „noch so spät? Was giebt's im Schlosse?"

„O, genug, es wird bald was Großes geben, sag' ich Euch," versetzte Jürgen mit gewichtiger Miene; „'s geht los."

„Haben die Quitzows wieder was vor?"

„Ob sie was vor haben? Werdet Euch wundern."

„Was giebt's denn?"

„Nun, der Jobst ist todt."

„Jobst?" — — —

„Na, Ihr thut, als hätte der alte Geizhals ewig leben sollen; aber das muß man ihm nachsagen, mit meinem

Herrn hat er sich ziemlich gut vertragen. Jetzt wird es wohl anders kommen. Es gehen wunderliche Dinge vor."

„Was?"

„Närrische Dinge, sag' ich Euch. Wir Deutsche haben drei Päpste und drei Kaiser, die Mark aber hat gar keinen Herrn, da müßte es aber ja mit dem Pipperlin zugehen, wenn mein Herr sich nicht zum vierten Kaiser und zum vierten Papste machen sollte und noch obendrein Markgraf würde."

„Ich denke, nun fällt die Mark wieder an Sigismund zurück?" sagte der Wirth.

„Ei was, Sigismund, der mag in Ungarn bleiben!" rief Quitzow's Burgvoigt, der, wie immer deutlicher wurde, ziemlich angetrunken war; „sind wir nicht so lange ohne ihn fertig geworden? Brauchen ihn nicht und wollen ihn auch nicht, Herr Dietrich von Quitzow hat's gesagt, und was er spricht, hat in der ganzen Mark seine Geltung."

„Nun, der Siegismund wird auch nicht hierher kommen," meinte der Wirth; „als König von Ungarn hat er genug zu thun, er wird die Mark wohl wieder verpfänden."

„Wird er?" rief Jürgen, „das heißt mit Genehmigung meines Herrn, denn diesmal wird er schon ein Wörtchen mit drein reden, wenn der Sigismund uns Einen schicken will. Man munkelte so allerlei, und es heißt, der Sigismund will uns mit Nürnberger Tand versehen."

„Nürnberger Tand?" riefen fast alle Anwesenden zugleich, „wie verstehen wir das?"

„Mit dem Verstand, Ihr Narren. Sie wollen uns einen Nürnberger schicken, der soll uns hier die Mark regieren, einen gewissen Friedrich von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg. Pah — die Quitzows bedanken sich

schön, und werden ihm schon das Leben sauer machen, wenn er kömmt."

„Aber wie verhält sich denn das Ding?" fragte der Wirth.

„Das Ding verhält sich so. Ich will sehen, ob ich's so zusammenbuchstabiren kann, wie unser Burgpfaff, der uns die Geschichte weitläufig auseinandergesetzt hat. Die Christenheit nämlich hat jetzt drei Päpste, da ist ein Gregor*) und ein Benedikt**), und an Stelle des Papstes Alexander V., welcher eigentlich wahrer und richtiger Papst war, und der nunmehr gestorben ist, haben sie den Kardinal Balthasar Cosso gewählt. Und der soll eine schöne Sorte von Papst sein. Sie erzählen Allerlei von ihm, aber der Kuckuk kann das Zeug Alles im Kopfe behalten. Aber so viel sage ich Euch, der Cosso sieht einem Spitzbuben ähnlicher, als einem Papst, und er soll auch wirklich früher Seeräuber gewesen sein."

„Seeräuber? — Na, das ist wohl 'ne Erfindung?" wandten die Gäste ein.

„Eine Schindung, sagt lieber, ist es; eine Christen-Schindung und Schändung, einen solchen gotteslästerlichen Patron zum Papste zu wählen."***)

---

*) Unter dem Schutze des Königs von Neapel.

**) Diesen Papst beschützte der König von Arragonien.

***) Er war vor seiner Wahl Legat und Statthalter zu Bologna. Seine Lebensgeschichte characterisirt den damaligen Zustand der italienischen Großen und der Kirche, denn leider war sie und Italien damals nur zu reich an solchen wilden, wüsten, in Wollust und Grausamkeit ersoffenen Menschen. Er stammte aus Neapel. In seiner Jugend hatte er in der That Seeräuberei getrieben. Dann wurde er Kammerherr des Papstes Bonifaz IX. Durch Ablaßkrämer, welche er im Namen des Papstes nach Deutschland und den nördlichen Ländern schickte, um Vergebung der Sünden zu verkündigen, verdiente er große Summen, und es ist mancher märkische Groschen dabei gewesen. Mit diesem Gelde

„Es ist traurig!“ riefen die Gäste.

„Nein, es ist lustig!“ entgegnete Jürgen; „da könnte ich wahrhaftig auch Papst sein, nur glaube ich, nicht schlecht genug dazu zu sein.“

Die Gesellschaft belachte diesen Witz, und der Wirth warf ein:

„Aber da sollte doch der deutsche Kaiser mit dem Donnerwetter drein schlagen! Bei einem solchen Wesen geht ja die ganze Christenheit zu Grunde.“

„W — e — e — e — e — r?“ rief Jürgen lachend und machte einen gewaltigen Sprung. „Wer ist denn Herr im

---

kaufte er sich die Kardinalswürde und wurde als Legat mit der Eroberung Bologna's beauftragt, um es den Erben des verstorbenen Herzogs Johann Galeazzo von Mailand zu entreißen. Er belagerte die Stadt lange und wußte sie endlich durch Bestechung in seine Hände zu spielen. Nachdem er sie gewonnen, fragte er weder nach dem Papste, noch irgend einem Andern, betrug sich als unumschränkter Herr von Bologna, und ließ sich auch so nennen. Er regierte eben so grausam, wie die Visconti in Mailand. Von den reicheren Einwohnern wußte er mit großer Erfindungsgabe durch allerlei ersonnene Auflagen, wie durch unaufhörliche Geldstrafen beständig und immer wieder Geld zu erpressen. Brod und Wein ließ er für seine Rechnung verkaufen, und Niemand anders durfte damit handeln. Gaben Reisende ihre Habe nicht genau an, so wurde sie ihnen weggenommen. Unzucht, Wucher und Spiel erlaubte er gegen Steuern, die er davon zog. Hinrichtungen und Gefängniß, um der unbedeutendsten Ursachen willen, gehörten zu den Gewöhnlichkeiten. Ehefrauen, Wittwen und Jungfrauen, darunter viele Nonnen, hatte er entehrt, und allein während seiner Herrschaft über Bologna gab das Gerücht über zweihundert an. Mehrere derselben sollen von ihren Ehemännern und Anverwandten ermordet worden sein, ohne daß er sich deshalb im Geringsten bewegt hätte. Alle diese Abscheulichkeiten waren damals nicht anstößig genug, um ihn der höchsten Kirchenwürde unfähig zu machen. Es war die Zeit, wo in Italien die haarsträubendsten Gräuel begangen wurden, und das edle schöne Bild des wahrhaften Menschen, zur schändlichsten und furchtbarsten Fratze entwürdigt, nichts von seinem göttlichen Ursprunge, nichts von dem es durchwehenden, göttlichen Hauche ahnen ließ.“

deutschen Reich? Welchen Kaiser meint Ihr denn? Wer ist deutscher Kaiser? Der Wenzel? Daß sich Gott erbarm'! Ob er wohl um ein Haar besser ist, als der hübsche Papst Johann? Deshalb ist er nun auch abgesetzt worden und die Kurfürsten von Baiern und Pfalz und der Burggraf von Nürnberg wollten seinen Bruder Sigismund zum deutschen Kaiser wählen. Aber der Erzbischof von Mainz, der den Sigismund als einen zu mächtigen Herrn nicht wollte, verschloß den andern Kurfürsten die Bartholomäuskirche, damit hier — wo es geschehen muß — die Wahl nicht vollzogen werden konnte.

Nun begaben sich jene auf den Kirchhof hinter das hohe Chor, wo sie Wenzels Bruder an seiner Statt zum deutschen Kaiser wählten."

„So etwas ist noch nicht dagewesen," meinte der Wirth.

„Glaub's;" entgegnete Jürgen; „das sagte unser Burgpfaffe auch und es fehlte nicht an Spott und allerlei Reden der Leute. Der Kurfürst und Erzbischof von Mainz ist ein sehr alter Mann, mein Herr kennt ihn natürlich ganz genau. Der von der Pfalz ist dagegen um so jünger, denn der Flaum ist ihm noch nicht gewachsen. So haben also ein alter und ein junger Knabe den Sigismund zum römischen König gemacht."

„Heisasasa paperlapapa!" rief jetzt der Narr, „da kann man ja sagen:

Zu Frankfurt hinterm Chor,
Haben gewählt einen König
Ein Kind und ein Thor."*)

Die Gesellschaft lachte und der Narr schoß wieder Kobolz, wobei er Jürgen mit den Beinen umschloß und ihn

*) Dieses Epigramm ging damals von Mund zu Munde.

wie mit einer Zange festhielt. Jürgen hatte alle Mühe, sich von dem Narren loszumachen.

„'S war so eine brüderliche Umarmung," rief dieser, „wie von Sigismund und Wenzel. Diese guten Brüder sind nun Beide römische Könige, und Deutschland ist neugierig, zu erfahren, wer von Beiden darauf sitzen bleiben wird."

„Und wer ist denn nun der dritte Kaiser?" fragte die Wirthin.

„Ich mach' den hier dazu," sagte der Narr, und setzte Jürgen seine Kagel auf. „Da, nun bist Du gekrönt, und wenn Du ein Scepter haben willst — hier ist es."

„Schickt sich besser für Dich, Du Narr!" schalt Jürgen, indem er mit der ihm in die Hand gegebenen Pritsche nach ihm schlug, aber der Narr wich geschickt aus und der Wirth bekam den Schlag.

„Na, nun habt Ihr den Ritterschlag," rief Jürgen lachend aus, und wenn Ihr Ritter seid, könnt Ihr auch König sein, so gut wie der Jobst, den man als Dritten zum deutschen Kaiser machen will."

„Wie? Jobst?" fragten alle Gäste zugleich.

„Nun, freilich. Der Jobst hatte nämlich ebenfalls zur Wahl Gesandte geschickt, denn er behauptete: er und nicht Sigismund sei Kurfürst von Brandenburg, und er habe also mitzuwählen. Aber er wählte nicht nur, er ließ sich sogar selbst wählen, und unser Markgraf wäre also der dritte König von Rom und deutscher Kaiser." —

„Wird wieder Brandenburger Schweiß und Blut kosten, wenn diese Drei gegen einander streiten," wandte sich der Wirth an seine Gäste.

„Ja! ja!" stimmten diese ein, „man kennt das Sprüchwort:

Brandenburger Blut macht alle Thorheit gut,
Märkiſches Fett macht alle Bosheit wett,
Berliner Geld reiſt durch die ganze Welt."

„Ei, was;" ſagte Jürgen, „Ihr Berliner wißt gar nichts; wenn Ihr nur eine Stunde auf unſerm Schloſſe lebtet, dann würdet Ihr mehr von allen politiſchen Dingen, die in der Welt vorfallen, erfahren. Der Jobſt iſt todt; ſag' ich Euch, unſer Herr weiß es ganz genau. Die Mark hat juſt in dieſem Augenblick eigentlich gar keinen Herrn, denn der König Sigismund, an den ſie zurückgefallen iſt, ſoll geſonnen ſein, die Mark dem Burggrafen zu Nürnberg zu übergeben, der ihm gegen die Ungarn viel Hülfe geleiſtet und zu ſeiner Kaiſerwahl auch ſehr viel beigetragen hat.

„Alſo meint Ihr, daß dieſer Nürnberger unſer Herr werden wird?" fragte der Wirth.

„Unſer Herr?" hohnlachte Jürgen, „nun, ſo lange Dietrich von Quitzow lebt, gewiß nicht."

„Der Nürnberger kommt, heißa juchhe!
Der Quitzower ruft: o weh! o weh!"

ſang der Narr, indem er auf Jürgens Schultern ſprang und ſich über ihn hinwegſchnellte.

„Was unterſteht ſich der Narr!" rief Jürgen wüthend, „er will meinen Herrn beſchimpfen! Da ſoll ja — —"

Und der Schloßvoigt erhob ſeine Fauſt und fuhr grimmig auf den Narren los.

„Warte, Kerl, ich ſchlepp' Dich auf's Schloß;" rief er mit geröthetem Geſichte, „da ſollſt Du den Quitzow kennen lernen."

Der Narr vertheidigte ſich ſehr gewandt und entſchlüpfte dem Zornigen, der nicht ganz ſicher mehr auf ſeinen Beinen ſtand, wie ein Aal, dabei ſang er:

„Vor Quitzow und vor Putlitzen,
Mög' uns der liebe Gott beſchützen!"

Und damit wünschte er allerseits gute Nacht und hüpfte zur Thür hinaus.

Fluchend folgte ihm der Burgvoigt, aber der Narr war nirgends mehr zu sehen. Es regnete noch, und Berlin war in Nebel gehüllt. Die Straßen waren verödet; nur das Gekrächze der Raben, die seit dem großen Brande im Jahre 1380 sich in großen Schaaren vom Thiergarten aus in den Thürmen der Kirchen und in den noch vielfach wüst liegenden Brandstätten eingenistet, unterbrach die nächtliche Stille auf unheimliche Weise.

Auch in der Ruppiner Herberge wurde es stiller, die Gäste zündeten ihre Laternen an und begaben sich mit schweren Köpfen nach Hause. Der Burgvoigt, der in Geschäften seines Herrn nach Berlin gekommen, schlief in einem Winkel der Gaststube bereits den Schlaf der Gerechten; auch die andern beiden Gäste hatten sich unausgekleidet auf einem neben dem Ofen hergerichteten Streulager gebettet, aber nicht Alle, welche die Augen geschlossen hatten, schliefen.

Als die Tritte des schwerfälligen Knechtes verhallt waren, als sich kein Laut in der Herberge mehr vernehmen ließ, da erhob sich der fahrende Arzt still und bedächtig von seinem Lager, öffnete leise einen der Fensterladen und blickte spähend in die dunkle, verödete Gasse hinaus.

„Wie trübe da drüben die ewige Lampe brennt;“ sagte er dann leise, indem er auf die der Herberge gegenüber sich befindende Klause deutete. Daselbst stand jenes steinerne Kreuz, welches die Berliner zur Sühne des erschlagenen Probstes von Bernau hatten setzen müssen. „Ist es nicht, als wollte die Lampe verlöschen? — Nun, wenn wir auch einen Höheren als einen Probst erschlügen, wir würden dennoch nicht, wie diese Berliner Hasenseelen, vor

der Geistlichkeit zu Kreuze kriechen. Doch jetzt an's Werk, Herr Ritter, ein günstigeres Wetter hätten wir uns nicht bestellen können."

Mit diesen Worten öffnete der fahrende Arzt das Fenster, er stieg hinaus und verschwand, einem Gespenste gleich, im Nebel der Nacht.

III.

Das Todtengräberhaus.

Wenn man durch das Gäßchen, welches dem Kalandshofe gegenüberliegt, auf den freien Platz der Marienkirche tritt, so sieht man rechter Hand ein kleines Häuschen, Nr. 7, welches eine bedeutende Rolle in Berlins Geschichte gespielt hat.

In diesem Häuschen, so bescheiden in seinem Aussehen, so grau und so verwittert, als wollte es altersschwach zusammensinken, hat niemals ein König seinen Aufenthalt genommen, und doch war es lange Zeit die Residenz eines der Gewaltigen der Erde, eines Mannes, der Tausenden ihr Grab gegraben und Generationen unter sich gebracht.

Mit einem Worte, in diesem Hause wohnte der Todtengräber des Marienkirchhofes zu einer Zeit, da hier noch die Geschlechter der Väter schlummerten, und dieser Boden durch ihre Leiber geheiligt war.

Zu der Zeit, von welcher wir jetzt berichten, war es der sechste seines Stammes, welcher als Todtengräber dieses

Haus bewohnte, denn alle Sprößlinge dieser edlen Familie hatten einen und denselben Beruf gewählt, und auch ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften hatten sich durch alle Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt. Ihre Habsucht war eben so wie ihre Häßlichkeit und ihr menschenfeindliches Temperament sprichwörtlich geworden, und es konnte daher nicht wunderbar erscheinen, daß der eheliche Frieden niemals bei ihnen heimisch gewesen.

Nach so wiederholten traurigen Erfahrungen hatte nun endlich der sechste Jonathan wohlweislich beschlossen, nie und nimmer zu freien. Sein Vater hatte ihm noch auf dem Sterbebette mit grellen, grauenhaften Farben sein und seiner Väter trauriges Schicksal vorgestellt und ihn beschworen, niemals ein Weib neben sich zur Herrin zu machen.

Daran hatte der sechste Jonathan nun treulich festgehalten, um so mehr, als er, gleichsam als wollte die Natur das Geschlecht Jonathan mit einem Knalleffect schließen, so kümmerlich mit äußeren Reizen ausgestattet war, daß selbst das böseste Weib ihn zu freien sich wohl gehütet haben würde.

So lebte er denn in einem unfreiwilligen Cölibat, welches jedoch eine Entschädigung in anderer als in ehelicher Form nicht ausschloß, und so wollten denn auch böse Zungen behaupten, daß Jonathan nicht ohne geliebt zu haben so alt geworden, und daß es nothwendig noch einen kleinen Jonathan geben müsse.

Griesgrämig und melancholisch wie gewöhnlich saß der Alte auch am St. Martinsabend freudlos und vereinsamt in seinem Lehnstuhl, der sein ganzes Geschlecht getragen hatte, und der nun endlich von den winzig kleinen, aber übermächtigen Würmchen in Beschlag genommen war,

welche vom Tode leben, und deren Getick und Gepicke deshalb auch nicht unpassend die „Todtenuhr“ genannt wird.

Aber Jonathan schien weniger von diesem unheimlichen Geräusch der Holzwürmer, als von einem bösen Traum aufgeschreckt zu werden. Einen Schrei des Entsetzens ausstoßend, richtete er sich empor, zündete ein Licht an und trat mit der Laterne auf den Kirchhof hinaus. Scheu, leise, sehr vorsichtig schritt er zwischen den Gräbern hin. Dann plötzlich bückte er sich, wühlte mit den Händen in der Erde, und wenige Minuten später trat er mit einer eisernen Cassette unter dem Arm seinen Rückweg an.

In seiner Stube wieder angelangt, warf er sich in seinen Lehnstuhl und schloß den Kasten auf, der mehrere Beutel mit Geld enthielt. Mit Behaglichkeit schüttete er dieses auf den Tisch, mit gierigen Händen tastete er dazwischen und murmelte:

„Es war ein schlimmer Traum; aber er ist nicht eingetroffen. Mein Geld, mein Schatz ist mir nicht gestohlen worden. Ich werde ihn wieder an seinen früheren Ort bringen. Ja, das werde ich thun, denn wer sucht Geld bei den Todten? Es ist der beste Platz, um Schätze zu verbergen.“

Jonathan warf sich in seinen Sessel zurück und schloß die Augen. Dennoch schienen sie unverwandt auf die Münzen gerichtet zu sein, denn er fuhr in seinem Selbstgespräche fort:

„Sie sind alle so grün, sie sehen so bemoost aus, wie die Todtenhügel. Nun, sie liegen ja auch schon so lange in der Erde. Alle meine Vorfahren haben an diesem Schatze gesammelt, und jeder hat ihn vermehrt. O, ich werde ihn auch noch vermehren, bis ich sterbe. Von jedem Grabe zehn Pfennige, und was noch nebenbei kommt. Und

vielleicht bekommen wir bald wieder eine Pest! — Ach ja — Du lieber Gott, nur eine einzige Pest bescheere mir, oder wenn Du keine Pest schicken willst — kann es ja auch wieder ein großer Brand sein wie vor zwanzig Jahren! Da ging's großartig her. Die vielen Kranken! — Von der Angst, ja von der Angst und von der Sorge, und von dem Kummer. Denn wie viele sonst reiche Bürger haben Alles verloren. — Aber für den fünften Jonathan waren gute Zeiten! Jetzt jedoch sieht es kläglich aus. Es sterben zu Wenige! Es geht den Menschen viel zu gut — und wie übermüthig die Berliner heute sind. Ja, ja — die Quitzow halten zu lange Frieden mit der Stadt."

Jonathan stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, als er der schlechten Zeiten gedachte, und fuhr dann in seiner Selbstbetrachtung fort:

„Wenn ich nun wirklich sterbe, ja, wenn ich einmal wirklich sterben werde, wer soll diesen Schatz dann erben? Es ist kein siebenter Jonathan da, durchaus kein siebenter Jonathan — —".

Als der Alte diese Worte aussprach, sah er auf, und warf einen scheuen Blick nach der Thür, als fürchte er, es horche oder es komme Jemand.

„Nein," fuhr er dann fort, „ein Jonathan wird mich nicht beerben, das habe ich mir angelobt — warum muß mich denn überhaupt Jemand beerben? Ich habe immer gehört, daß ein Todter keine Ruhe haben kann, wenn man oben mit seinem Gelde schlecht umgeht. Nein, es soll keiner dieses schöne Geld, die Ersparnisse der Familie Jonathan, vergeuden. Es soll ruhen, wo sie ruhen, bis zum Tage der Auferstehung."

In diesem Momente rauschte es hinter Jonathans Stuhl und der Alte schrie entsetzt auf, ein schwarzer Arm

bewegte sich über die Rückenlehne und packte den erschrockenen Jonathan bei der Brust.

„Stille!“ sagte der unheimliche Gast mit drohender Stimme, „es wird Dir nichts geschehen. Ich verlange weiter nichts von Dir, als die Erzählung einer alten Geschichte.“

„Eine alte Geschichte,“ stammelte Jonathan, indem er seine Münzen mit seinem Käppchen zu bedecken suchte, „Ihr wollt eine alte Geschichte von mir hören! — Wer seid Ihr denn — ich kenne Euch nicht. — Auf welchem Wege seid Ihr hier herein gekommen?“

„Das Alles kann Euch gleichgültig sein,“ entgegnete der Fremde lächelnd, indem er vor Jonathan hintrat. „Wenn Ihr Euer Häuschen verlaßt und die Thür nicht schließt, dann könnt Ihr Euch nicht wundern, wenn Ihr hier bei der Rückkehr einen ungebetenen Gast findet. Aber ich bin — wie ich nochmals bemerke — keineswegs von ungefähr hier, sondern mich verlangt zu wissen, was aus dem Kinde geworden, das vor nun bald siebzehn Jahren zu Euch in's Haus gebracht worden ist.“

„Hm,“ versetzte Jonathan etwas beruhigt, obwohl er den seltsamen Gast noch immer sehr mißtrauisch ansah, „siebzehn Jahre ist eine lange Zeit — aber wenn es nichts Anderes ist, was Euch hierherführt und zwar zu einer so ungewöhnlichen Zeit, welche vermuthen läßt, daß Ihr es liebt, Eure Geschäfte des Nachts abzuwickeln, so kann ich Euch schon den Gefallen thun. — Nehmt nur Platz, denn ich muß mich ein wenig auf den Hergang besinnen, der mir schier gänzlich entfallen ist.“

Es war dem Alten gar nicht wohl zu Muthe. Wenn er nur sein Geld in Sicherheit gehabt hätte, dann würde er sich weniger gefürchtet haben; denn der unheimliche Gast

war klein und schmächtig und Jonathan war trotz seiner Jahre und trotz seines Buckels ein ungewöhnlich starker Mann. Diese Betrachtung beruhigte ihn auch einigermaßen. Er legte die Beutel schnell in den Kasten, schloß ihn zu, schob den Schlüssel unter sein Wamms und warf sich dann, wie es schien mit weniger Aengstlichkeit, in seinen Lehnstuhl zurück, entschlossen eher sein Leben, als von seinem Gelde zu lassen, und dies bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen.

Dann fuhr er mit der Hand einige Male über seine Stirn, um durch diese magnetische Berührung sein Erinnerungsvermögen zu wecken und begann:

„Es sind wohl zwanzig Jahre her, als ich an einem sehr warmen Sommertage ein junges Frauenzimmer auf einem Grabe liegend fand. Sie hatte langes, blondes Haar und ein Paar große schöne Augen guckten ihr gar seltsam aus dem todtenbleichen Gesicht, daß mir ganz wunderlich zu Muthe wurde. Sie sah zart und fein aus und mochte wohl nicht von ganz gemeinem Geblüt sein. Jonathan dacht' ich, nimm Dich zusammen — Du freist nicht — das ist Dein fester Entschluß — hast's Deinem Vater angelobt — und kämen zwanzig solcher Engel — sie dürften Dich nicht kirre machen.

‚Und nun machte ich ein Kreuz und stellte mich ganz grimmig.' Menschenkind, sagte ich, was zum Deixerl machst Du so spät bei den Gräbern?'

‚Kaum aber hatte ich diese Worte ausgesprochen, da stürzten zwei Gewappnete herbei, ergriffen die Person und schleppten sie fort. Der Schreck schien das arme Wesen so gelähmt zu haben, daß sie nicht fähig war zu schreien. Man hätte glauben können, sie schleppten einen Leichnam von dannen.

‚Unbemerkt folgte ich den Gewappneten. Was wird's sein, dachte ich, eine Kindesmörderin oder sonst eine Verbrecherin, über welche die städtische Gerechtigkeit keine Gewalt hatte, denn das sah ich wohl, daß die Gewappneten nicht zum Magistrat gehörten, und richtig, sie brachten die Unglückliche nach dem bischöflichen Hofe und ich gab mich zufrieden, ging in meine Behausung zurück und schickte mich an, mich zur Ruhe zu begeben.

‚Da aber wurde ich durch ein heftiges Pochen an der Thür gar sehr in Schrecken versetzt — denn ich glaubte nicht anders, als daß Stellmeiser oder Geißler oder sonst ein ähnliches Gesindel draußen wäre; aber nichts von Allem. Es war ein schwarzer Mann, den ich ganz gut kannte — aber ich stellte mich, als kenne ich ihn nicht, und als er mich fragte: „Weißt Du, wer ich bin?“ sagte ich getrost: „Mögen mich Gottes Blitze treffen, wenn ich eine Ahnung habe, aber was wollt Ihr?“

„Höre, sagte er, es ist so eben von hier ein Frauenzimmer fortgeholt worden —“

„Freilich; entgegnete ich.“

„Nun, ich komme Dir zu befehlen, hierüber gegen Jedermann zu schweigen.“

„Was das anbetrifft, versetzte ich, sollt Ihr ganz ruhig sein, die Jonathan sind von jeher verschwiegen wie das Grab gewesen.“

„Diese Versicherung nahm er sehr gut auf, er gab mir etwas Geld, drohte mir jedoch mit dem Tode, wenn ich gegen irgend Jemanden etwas verlautbar lassen würde, und entfernte sich.“

„Und wer war dieser Mann?“ fragte der fahrende Arzt, denn kein anderer war Jonathans Besuch.

„Der Geheimschreiber des Bischofs von Brandenburg.“

„Lebt der noch?“

„Gewiß lebt er noch, er steht beim Bischof in großen Würden, und ist oft in Berlin — sogar diesen Augenblick, aber er soll sterbenskrank sein.“

„Und ist dies Alles, was Ihr von dem fremden Weibe wißt? Habt Ihr niemals nach ihm geforscht?“ —

„Herr — laßt mich ausreden. Da es schon so lange her ist, darf ich mein gegebenes Wort wohl als hinfällig betrachten. Nach etwa einem halben Jahre später wurde ich abermals spät am Abende aus meiner Ruhe herausgepocht und als ich hinausging und die Thür öffnete, wer stand wieder draußen? — Derselbe gestrenge Herr Geheimschreiber, aber er hatte einen verdeckten Kasten unter'm Arm und sagte zu mir ganz weinerlich:

„„Hier, guter Jonathan, bring ich Euch was; ich weiß, daß Ihr weder Weib noch Kinder habt, da wird's Euch wohl thun, ein solch' kleines Gewürm aufzuziehen. Streubt Euch nicht. Wenn Ihr aber gefragt werdet, so sollt Ihr sagen: Man hat Euch das Ding vor die Thür gesetzt, und Ihr wollt Euch dessen als Vater annehmen.““

„Hm, Hm, sagte ich, das ist doch eine bedenkliche Geschichte. Man wird sogleich nach der Mutter forschen.“

„„Gut, dann bleibt Ihr bei Eurer Aussage.““

„Aber wer soll mir das Kind groß ziehen? fragte ich ganz unwirsch.“

„„Sucht Euch eine Amme. Das Geld dazu habe ich Euch in den Kasten gelegt. Ich werde mich um das kleine Wesen bekümmern, also thut Eure Schuldigkeit an ihm.““

„Allerdings machte ich noch mancherlei Einwendungen, aber es half mir nichts — er drohte in schrecklicher Weise, wenn ich mich seinen Forderungen widersetzte, und so nahm ich mich der Sache an. Schon ganz früh setzte ich den Rath

von dem Fall in Kenntniß und bat, das Kind behalten zu dürfen, da es mir der liebe Gott ja nun einmal in den Weg geworfen und da ich erklärte, mir ein Frauenzimmer zur Nährung des Kindes annehmen zu wollen, hatte ich weiter keine Weitläufigkeiten und es wurde mir meine Bitte gewährt.

Der Rath hatte zwar bekannt machen lassen, daß die Mutter des Kindes und wer sonst von seiner Herkunft etwas kund zu geben wüßte, sich melden möge, — aber es meldete sich Niemand und so verblieb mir das Kind.

Aber nicht lange, denn es war kaum ein Jahr alt, da kam der Geheimschreiber bleich wie der Tod in Begleitung eines andern Mannes zu mir. Der Geheimschreiber zitterte wie Espenlaub, die Augen seines Begleiters aber rollten wild in ihren Höhlen. Er verlangte das Kind zu sehen und auf Befehl des Geheimschreibers holte ich's herbei. Der fremde Mann nahm es in die Arme, sah es eine ganze Weile stier an, wickelte es in seinen Mantel und, indem er dem Geheimschreiber einen fürchterlichen Blick zuwarf, ging er mit dem Kinde fürbaß, und hab' ich ihn und das Kind seit jener Zeit nicht wieder gesehen."

„Und der Geheimschreiber?" fragte der fahrende Arzt.

„Der war ganz demüthig geworden und bat mich, auch über diese Angelegenheit das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Wie sollte ich aber das?" —

„Man würde doch wohl nach dem Kinde fragen," sagte ich. Da gab er mir zur Antwort: „„Nichts ist einfacher als dieses. Es werden ja fast täglich Kinder auf Eurem Kirchhofe begraben, da nehmt Ihr eins aus dem Grabe und gebt es für das Eure aus, das Euch krank geworden und plötzlich gestorben ist."" Ich erschrak im ersten Augenblick vor der Sünde, da ich aber glücklicher Weise keine Zeugen hatte,

denn die Amme hatte ich Tags zuvor entlassen, und ihre Nachfolgerin war nicht gekommen — und da er mir ferner sagte, daß ich für diese Sache jedenfalls Absolution erhalten würde, so konnte ich's wohl wagen — und es geschah so und ging Alles von Statten, wie es der Geheimschreiber gesagt."

„Und die Herkunft des Kindes wißt Ihr nicht?" fragte der fahrende Arzt, den Todtengräber durchdringend ansehend.

„Könnt mich todtschlagen, Herr," versetzte Jonathan, „ich habe Euch nun nichts verschwiegen, und wenn Ihr mehr wissen wollt, müßt Ihr Euch an den Geheimschreiber wenden."

„Es ist gut," versetzte der fahrende Arzt, „ich will hoffen, daß Ihr Euch ehrlich ausgesprochen habt, und ich habe keine Veranlassung, Euch ins Unglück zu bringen. Die Sache bleibt verschwiegen, Ihr könnt deshalb ganz ruhig sein."

Mit diesen Worten verabschiedete sich der fahrende Arzt Es war bereits drei Uhr früh. Von der Kirche der grauen Brüder und vom Dominikanerkloster her hallte das Geläute der Frühmette, und der Wächter auf dem Thurme am Spandower Thor stieß in's Horn. Die Berliner Bürger lagen im tiefsten Schlafe, und unbemerkt wie er gegangen und auf demselben Wege durch's Fenster, kehrte der fahrende Arzt wieder in seine Herberge ein.

Nur zwei Augen hatten ihn gesehen, es war der Narr, der soeben in den bischöflichen Hof schlüpfte.

IV.

Der rothe Ritter.

Um unsere Leser mit dem Gefährten des fahrenden Arztes bekannt zu machen, müssen wir ein gutes Stück in unserer Geschichte zurückgreifen.

Es lebte auf seiner Burg zu Wusterhausen ein Ritter, den die Geistlichen zu den gottlosesten Menschen zählten, denn er hatte keinen Glauben und wollte von der Kirche nichts wissen. Allerdings gab die Geistlichkeit selbst durch ihre damalige Sittenverderbniß ein böses Beispiel, wie hätte es sonst wohl möglich sein können, daß ein Bandit zum obersten Hirten der Christenheit gemacht wurde? Ein allgemeiner Abfall von dem, woran ihr frommer Sinn voll Glaubensinnigkeit gehängt, hatte sich der Menschheit bemächtigt, und es konnte nicht ausbleiben, daß es Leute gab, die nun so weit gingen, alle religiösen Gebräuche „und den lieben Herrgott selbst" für überflüssig zu halten.

Zu diesen Leuten gehörte auch der Ritter von Wusterhausen. Seiner rothen Haare wegen wurde er in seinem Dorfe auch wohl der kleine Barbarossa, oder Rothbart genannt, ein Name, welchem ihn der Dorfgeistliche zuerst gegeben hatte. Dafür rächte sich der Ritter sofort und nannte den Pfarrer den kleinen Papst, und man sah in der That das Beispiel der großen Hohenstaufen sich hier im Kleinen erneuern, denn der kleine Barbarossa lag mit dem kleinen Papste beständig im Streite, und es kam oft zu sehr ernstlichen, aber manches Mal auch zu sehr lächerlichen Auftritten.

Diese Scenen nahmen besonders zu der Zeit eine ganz eigenthümliche Wendung, als am Schlusse des vierzehnten

Jahrhunderts ein Ablaßkrämer auch im Norden Deutschlands erschien und die Mark durchzog. Das Schlußjahr des vierzehnten Jahrhunderts nämlich war ein allgemeines Jubeljahr für die ganze Christenheit. Zwar war erst zehn Jahre früher ein Jubiläum gefeiert worden, aber ein solches war zu einträglich für den päpstlichen Schatz gewesen, als daß die Priester nicht jede Gelegenheit hätten ergreifen sollen, ein neues anzukündigen, und der Schluß des Jahrhunderts gab eine passende Gelegenheit dazu.

Bei diesem neuen Feste war besonders der schon genannte päpstliche Kämmerling Balthasar Bosso, welcher später unter dem Namen Johann XXIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, besonders thätig. Er schickte daher, wohl erwägend, daß der Weg nach Rom für die Bewohner der nordischen Reiche zu weit war, als daß man auf einen großen Andrang der Bewohner derselben hätte rechnen können, einen Ablaßkrämer, um sie so derselben Wohlthaten theilhaftig zu machen, als wären sie persönlich in Rom gewesen.

Mit großem Pomp durchzog dieser Ablaßkrämer die märkischen Städte. Wo er daselbst Herberge nahm, ließ er das Banner der römischen Kirche mit den Schlüsseln St. Peters zum Fenster hinauswehen, daneben bliesen zwei Trompeter, welche die Vorübergehenden darauf aufmerksam machten, daß hier der mächtige Mann wohne, welcher die Sünden hinwegnehme vom beschwerten, gedrückten Gewissen. Denn die Zeit war längst vorüber, da die Kirche ehrlich gestand, sie könne dem Reuigen um Geld nur die Kirchenstrafen, also die weltliche Buße erlassen. Die Geistlichkeit hatte die Menschheit in dem Wahne bestärkt, daß die Kirche gegen Erlegung einer Geldstrafe selbst die mahnende Stimme des Gewissens beschwichtigen und verstummen machen, daß

sie selbst Gottes Strafgericht vom Haupte des Sünders abwenden könnte, und es spricht in der That für die große Kraft des Göttlichen im Menschen, daß die christliche Welt bei solch einer Lehre, die das Geld an Stelle des Gewissens setzte, nicht aus einer Horde Verbrecher bestand.

Es war demnach kein Wunder, daß ein solcher Ablaßkrämer dem Volke ein stets willkommener Besuch war und daß die Trompeter nicht vergebens bliesen. In Brandenburg z. B. zog er unter unermeßlichem Jubel des Volks in die St. Paulskirche ein und ließ dicht am Altare einen Sitz, mit Tapeten und seidenen Tüchern umhangen, aufschlagen. Auf diesem Sitz nahm der Ablaßkrämer seinen Platz, während die ihm untergeordneten Geistlichen und Diener hinter großen Tischen standen, auf welchen die Ablaßbriefe ausgelegt waren. Die Verkäufer sortirten sie wie eine Waare, die, je nachdem sie auf längere oder kürzere Zeit lautete, für leichtere oder schwerere Sünden, für mehr oder weniger Geld feil geboten wurde. Der Ablaßkrämer in seinem prächtigen Sitz unterließ dabei nicht, wie etwa ein Marktverkäufer das in die Kirche strömende Publikum zum fleißigen Kauf zu ermahnen und zu reizen und seine Waare anzupreisen.

Unser Barbarossa hatte nun auch einen solchen Ablaßkrämer gesehen und gehört, aber sich nicht eben davon erbaut gefunden. Er mahnte seine Dorfeingesessenen ab, nach der Stadt zu gehen, wo der Ablaßkrämer sich damals befand. Die Leute ließen sich aber nicht abhalten, dennoch hinzugehen, denn sie waren keineswegs, wie der Ritter, der Meinung, daß das Geld weggeworfen sei. Das Volk hing noch zum großen Theil an dem Glauben, daß die Kirche für Geld alle Sünden vergeben könne, und daß sogar die Seelen der bereits gestorbenen Anverwandten augenblicklich

aus dem Fegfeuer herausflögen, sobald das Geld in der Büchse erklinge. Natürlich war auch der Pfarrer des Dorfes gegen den Gutsherrn und war selbst mit unter denen, die sich in Masse aufmachten, sich Ablaßbriefe zu kaufen. Er führte gewissermaßen seine Pfarrkinder in Prozession nach der Stadt, und es wäre zwischen ihm und dem Ritter fast zum Kampfe gekommen. Glücklicher Weise waren seine Freunde vernünftiger und verhinderten die Gewaltthätigkeit.

Bei einer anderen Gelegenheit wäre es fast eben so gekommen. Der Pfarrer von Wusterhausen hatte nämlich von einem benachbarten Edelmanne, welcher ihm sehr wohlwollte, eine neue Glocke geschenkt erhalten, welche derselbe nach einem damals aufgekommenen Brauch taufen wollte. Eine solche Feierlichkeit brachte der Kirche immer etwas ein, und deshalb fand diese neue Sitte bei den Geistlichen vielen Anklang und bereitwillige Aufnahme.

Es war demnach kein Wunder, daß auch der Pfarrer von Wusterhausen die Gelegenheit ergriff, seine Kirche zu bereichern. Da man selbst die alten Glocken taufte, war es gewiß in der Ordnung, eine solche Taufe bei einer ganz neuen Glocke vorzunehmen.

Der Geistliche vergaß den Groll gegen den kleinen Barbarossa und lud ihn zum Pathen. Der aber lachte wie der Teufel und wollte von keiner Glockentaufe etwas wissen. Er vergaß sich vielmehr, dem Pfarrer zu befehlen, diese Taufe zu unterlassen und drohte ihm im Falle des Ungehorsams mit Entsetzung von seiner Pfarre. Dadurch aber ließ sich der Geistliche keinesweges abschrecken. Die Taufe wurde vorgenommen und außer dem Geber der Glocke noch zwei andere Ritter zu Pathen gebeten.

Es war an einem Sonntage, nach dem Gottesdienst sollte die Glockentaufe vor sich gehen. Der Pfarrer bestieg

die Kanzel und ließ sich über die heilsame Wirkung der Glockentaufe aus. Das Geläute der geweihten Glocken, meinte er, wirke kräftiger bei allen Veranlassungen, bei welchen sie läuteten. Für das Kind, welches zur Taufe getragen würde, für das Brautpaar, das zur Einsegnung ginge, für den Todten, den man zu Grabe trage, erweise sich das Geläute geweihter Glocken bei weitem heilsamer. Sie seien tauglicher, die Gewitter zu vertreiben,*) der Feuersbrunst Einhalt zu thun, Teufel, Gespenster, wilde Thiere und Schlangen würden durch ein solches Geläute vertrieben. In all den Gegenden, in welchen mit getauften Glocken geläutet würde, wisse man von keinen Schlangen. Der Segen sei also sehr groß und deshalb schreite man auch zur Taufe der Glocken seiner Kirche.

Nach dieser Rede bildeten alle Anwesenden eine Prozession und zogen mit Lichtern und Fahnen auf den Kirchhof und umgingen dreimal die Kirche. Endlich machte der Zug Halt, der Pfarrer ließ einen Weihkessel mit Weihwasser vor sich hinsetzen und daneben ein Crucifix. Dann überreichte ihm der Sakristan Salz, welches der Pfarrer zu dem heiligen Gebrauche mit folgendem Segensspruche weihete.

Seine Hände über das Salz haltend sprach er: „Ich beschwöre dich, du Geschöpf des Salzes, im Namen Gottes des Vaters, des Allmächtigen†,**) und der Liebe Jesu Christi†, und in der Kraft des heiligen Geistes†. Ich beschwöre dich, durch den lebendigen Gott†, durch Gott†, der dich zum Schutz des menschlichen Geschlechts geschaffen, und dem zu dem Glauben gekommenen Volke durch seine Diener zu heiligen geboten hat, daß du im Namen der Heiligkeit ge-

*) Bekanntlich wurde bei einem Gewitter geläutet.

**) Mit den Kreuzen ist das Kreuzschlagen angedeutet, welches bei allen den angegebenen Stellen nicht fehlen durfte.

macht werdest zu einem heilsamen Sakrament, um den Feind zu vertreiben. Darum bitten wir dich, Herr unser Gott, daß du dieses Geschöpf des Salzes heiligest† und segnest†, damit es Allen, die es empfangen, werde eine heilsame Arznei, die in ihrem Eingeweide bleibe, in eben dieses Herrn Jesu Christi Namen, welcher wird kommen zu richten die Lebendigen und Todten und die Welt durchs Feuer. Amen."

Dieser Segen wurde stets über das Salz gesprochen, wenn es zu einem heiligen Gebrauche geweiht wurde. Da er, wie alle die Formeln, in lateinischer Sprache gesprochen wurde, so verstand das Volk keine Silbe davon und hielt den Segen für eine Art Zauberformel.

Jetzt nahm der Pfarrer das Salz, sprengte es kreuzweise in das Weihwasser und sprach: „Diese Vermischung des Salzes und Wassers werde ein heilsames Sakrament im Namen des Vaters† und des Sohnes† und des heiligen Geistes†."

Nachdem dieses geschehen, stieg der Pfarrer mit dem Salzwasser auf den Thurm, wo alles weggenommen war, was sonst die Glocken verdeckte und weggenommen werden konnte. Die eingeladenen Gäste und namentlich die Pathen aber wurden aufgefordert, sämmtlich den Glockenstrang anzufassen und sich daran aufzurichten.

Der Pfarrer tauchte ein Tuch in das Salzwasser und wusch damit die Glocke, dann trocknete er sie mit einem reinen Tuche wieder sorgfältig ab. Darauf ließ er sich eine Flasche mit geweihtem Oele reichen und machte damit im Innern der Glocke vier Kreuze, dann nahm er eine zweite Flasche mit geweihetem Oele und malte auswendig sieben Kreuze. Zugleich erhielt die Glocke ihren Namen.

Schließlich wurde die Glocke mit Weihrauch, Thymian

und anderen wohlriechenden Sachen beräuchert, dann stieg der Pfarrer wieder hinab und endigte die ganze Ceremonie mit einem Gebete. Ein altes Becken nahm nun die Pathengelder und sonstigen Opfer der Gemeinde für den Pfarrer auf, die bei solchen Gelegenheiten nicht unbedeutend waren.

Kaum war diese Ceremonie geendet, da stürzte der rothe Ritter mit einer Schaar Knechte auf die Theilnehmer an der Taufe und trieb sie auseinander. Die Pathen warf er nieder und schleppte sie gefangen auf sein Schloß. Hier hielt er eine heftige Rede gegen den Pfarrer und die Ceremonie und schloß damit, den Gefangenen die Hand zur Versöhnung zu reichen und sie herrlich zu bewirthen. Da man den wunderlichen Mann weit und breit kannte, da man sehr wohl wußte, daß er die größten Gewaltthätigkeiten im Zorne und leidenschaftlich angeregt begehen konnte, sich aber eben so schnell wieder versöhnlich zeigte, so war auch bald wieder eine Versöhnung mit dem Pfarrer angebahnt, der sich jetzt ebenfalls auf's Schloß begab, und nun saßen der kleine Papst und der kleine Barbarossa ganz friedfertig beisammen. Ja, der Ritter war sogar stille und hörte ganz ruhig mit an, als einer der Gäste folgenden Fall erzählte:

„Es mag wahr sein, daß die geweihten Glocken eine ganz besondere Kraft bewähren, aber es fehlen nicht Beispiele, daß Glocken, die nicht getauft sind, nichtsdestoweniger heilsame Wirkungen äußern, welche natürlich von andern Ursachen, als von der Taufe, herkommen. So hat die Glocke von Bernau eine ganz besondere Kraft, welche sie dadurch äußert, daß weit und breit in der Umgegend keine Schlangen gefunden werden. Das aber soll durch folgenden Vorfall veranlaßt worden sein:

Als nämlich die Glocke von Bernau gegossen wurde, da erging ein öffentlicher Aufruf, daß Alle, welche sich als

Pathen um die Glocke verdient machen wollten, ihr Metall bringen und in den Ofen werfen möchten, je mehr je besser. Da kamen viele Reiche mit silbernen Geräthen und warfen sie in den Ofen, andere brachten messingne Leuchter und Becken, und selbst die Armen rafften zusammen, was sie vermochten, und brachten ihre zinnernen Krüge und Teller und warfen sie in's Feuer, sich den Gotteslohn zu verdienen.

Zu der Zeit aber lebte in Bernau ein altes, armes Mütterchen, die lebte von den milden Gaben, welche sie sich von Thür zu Thür erbettelte. Aber sie war sehr bewandert in der Kunde von den Heilkräften der Pflanzen, Kräuter und Wurzeln und wußte für jedes Gebrechen Rath, so daß sie schon Vielen geholfen hatte, obwohl sie selten Dank dafür einerntete, denn man fürchtete sie hinterher als eine Zauberin und wollte mit ihr nichts zu thun haben, außer wenn die Noth sie als letzte Zuflucht erscheinen ließ.

Diese Alte wollte nun auch gern ihr Scherflein zum Glockenguß mit beitragen, aber sie besaß nicht das kleinste Stück Metall. Sie wandte sich an einen reichen Mann, dem sie das Fieber besprochen, doch der meinte, er habe schon das Seinige geopfert, sie solle von eigenem Gute nehmen, ein Opfer von fremdem Gute könne ihr sicher keinen Segen bringen.

Da ging die Alte traurig weg und sann nach, wo denn ihr Gut sei, wovon sie opfern könnte, und sie fand nichts, denn sie war sehr arm. Als sie aber zum Thore der Stadt hinausging, da huschte eine Natter über den Weg und sie wollte mit einem Stabe danach schlagen.

Aber plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke, und sie rief: „Bin ich denn wirklich gar so arm? Habe ich nicht auch der Güter genug? Sind mein nicht die Vögel des Waldes und die Thiere des Feldes, so viel ich deren fangen kann?

Giebt mir die Erde nicht Wurzeln und Kräuter? Ja, das ist mein Gut, und davon will ich opfern.“ Und alsobald schlich sie der Natter nach, fing sie, verbarg sie unter ihrer Schürze und ging damit zum Gußofen.

Schon war die Masse im Fluß und die Knechte schürten den flüssigen Brei. Da stand der reiche Mann und sah zu und als er der Alten ansichtig wurde und bemerkte, wie sie etwas unter der Schürze trug und sich damit dem Ofen näherte, sagte er: „Bringst Du also auch etwas von Deinem Gute, Alte? Aber warum thust Du so geheim damit? Was ich gab, ist von mir offen hergetragen worden.“

Da versetzte die Alte:

„Womit man prankt
Damit wird oft sehr wenig erlangt,
Bringt kein Gedeihn,
Sondern ist eitel Schein.
Das aber, dem Kraft und Wirkung entspringt,
Im Geheimen in's Leben bringt.
Was ich von meinem Gut bringe dar,
Wird eitler Prunksucht nicht offenbar.“

Mit diesen Worten ließ sie die Schlange in den Ofen gleiten, während der reiche Mann über die unverständlichen Worte den Kopf schüttelte. Als aber die Glocke vom Thurm ertönte, verschwanden alle Schlangen ringsum, so weit sie zu hören war.“

Die Erzählung wurde von den Anwesenden gläubig aufgenommen, nur der rothe Ritter lachte darob und sagte, das sei eitel Fabel, er glaube kein Wort davon.

Woran er denn eigentlich glaube? fragte ihn nun der Pfarrer von Wusterhausen.

„An nichts,“ versetzte der Ritter, „als an das, was ich mit meinen leiblichen Augen erkennen kann.“

„Das ist gottvergessene Ketzerei,“ stieß der Pfarrer

heftig hervor, und er und alle Anwesenden schlugen ein Kreuz.

„Ja, ja," rief der Ritter lachend, „ich weiß, daß Ihr ein kleiner Papst seid und mich gern auf den Scheiterhaufen bringen möchtet. Oder wenigstens sähet Ihr mich gern im Armsünderhemde und baarfuß, die Kerze in der Hand, vor Eurer Kirchenthür Buße thun."

Der Streit wurde in dieser Weise immer heftiger fortgeführt, und der Schluß dieser Scene war, daß sich der Geistliche zornig erhob und dem Ritter seinen Becher an den Kopf warf, worauf dieser sein Schwert zückte. Die Anwesenden warfen sich aber dazwischen, und das gute Einvernehmen wurde wieder hergestellt. Freilich hatte sich der Geistliche davon gemacht und kam erst eine Stunde später wieder, legte aber dem Ritter eine Kirchenbuße auf, die dieser mit Hohngelächter hinnahm. Jedoch söhnten sich Beide am Ende wieder aus und gaben sich das Versprechen, fortan gute Nachbarschaft zu halten.

So verging ein Jahr in leidlichem Frieden, da gab eine neue Verfolgung, die von der Geistlichkeit ausging, Veranlassung zum Wiederausbruche eines sehr heftigen Streites zwischen dem kleinen Barbarossa und dem kleinen Papste.

Es hatten sich nämlich vertriebene Waldenser*) in der

*) Eine christliche Religionspartei in Frankreich, deren Lehre aber von der päpstlichen großentheils abwich und somit der Grund ihrer Vertreibung war. Diese Sekte hatte ihren Namen von Petrus Waldus, einem reichen Lyonischen Kaufmanne, der jedoch nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, der ursprüngliche Stifter derselben war, wohl aber einer ihrer eifrigsten Vertheidiger. Die Wirksamkeit dieses Mannes für seine Ueberzeugung fällt erst in das Ende des zwölften Jahrhunderts, während die Lehre selbst fast ein halbes Jahrhundert früher bekannt geworden war.

Mittelmark und in Pommern niedergelassen und hier einen gastlichen Herd und ein neues Vaterland gefunden, ohne ihre religiöse Ueberzeugung aufgeben zu müssen. Der größten Anzahl wurde die Uckermark angewiesen, woselbst sie sich in Angermünde und den umliegenden Dörfern ansiedelten.

Von dieser Zeit an nannte man die Stadt Ketzerangermünde und die andern Ortschaften, in welchen sie wohnten, Ketzerdörfer. Die Geistlichkeit glaubte aber, solche Ketzerei nicht ruhig gewähren lassen zu dürfen, und machte sich an die Bekehrung der Waldenser. Diese aber wollte ihnen nicht nach Wunsch gelingen, und nun brach eine Verfolgung aus. Viele flüchteten sich in Pommern, und in der Mark wurden 433 in's Gefängniß geschleppt, und ihr Loos mag traurig genug gewesen sein, obwohl die Geschichte über den Ausgang ihrer Einkerkerung schweigt.

Der rothe Ritter nahm sich damals der Waldenser lebhaft an und gerieth natürlich mit seinem Ortsgeistlichen deshalb wieder in Conflict. Barbarossa erklärte unumwunden, jeder flüchtige Ketzer würde bei ihm gastliche Aufnahme finden, und der Geistliche, der es wagen würde, einen Ketzer unter seinem Schutze anzufassen, den würde er in's Feuer werfen. Ueber diese Aeußerung wurde der Geistliche so entrüstet, daß er dem Ritter das Abendmahl, als er dieses begehrte, verweigerte. Dafür rächte sich nun dieser, indem er zwei flüchtige Waldenser in öffentlichem Aufzuge auf sein Schloß führte.

Jetzt entbrannte der Zorn der Geistlichkeit, und der Ritter wurde excommunicirt. Dieser antwortete mit Gewaltthätigkeiten, die er an der Geistlichkeit verübte. Er saß dabei so sicher auf seiner Burg, daß gegen ihn nichts auszurichten war, und so wurde er bald der Schrecken der Umgegend und trieb nach Brauch und Sitte damaliger Zeit

ein förmliches Räuberhandwerk. Pfaffen, Gauklern und Narren aber spielte er besonders böse mit, denn diese seien, so sagte er, an der Verderbniß der Welt und an der Blindheit und Dummheit des Volkes hauptsächlich Schuld.

Da es an heimathlosen und aus den Städten verwiesenen raub- und raufluſtigen Menschen zu dieser Zeit niemals fehlte, so hatte der rothe Ritter bald eine große Bande verzweifelter Menschen um sich gesammelt, welche, die Herzen voll Grimm, stets zu allen Schandthaten geneigt waren.

Die fortwährenden Fehden, welche unter der Herrschaft der Luxemburger Bürger und Landbewohner um Hab und Gut brachten, führte seiner Bande eine Menge der unglücklichen Leute zu, die zur höchsten Verzweiflung getrieben, in ihrem Hasse und in der Verachtung der Geistlichkeit den rothen Ritter womöglich noch übertrafen.

Von diesen Wegelagerern nun waren kurz vor des Rothen Erscheinen in der Ruppiner Herberge zu Berlin Schamly und seine schöne Tochter aufgefangen worden. Marko nämlich hatte Wally's Vater spät am Abende endlich im Gewühl der Stadt aufgefunden. Voll ungeduldiger Wuth hatte er Marko's Mittheilung angehört und war dann zu den Ungarn geeilt, die sich auf einer Wiese bei Wilsnack zigeunerartig um einen großen Kessel gelagert hatten. Von Schamly's Worten zum Zorne gegen ihre verrätherischen Landsleute entflammt, war ihm eine ganze Schaar der entschlossensten Leute gefolgt, und der Müller, mit Anzündung seiner Mühle bedroht, hatte sich genöthigt gesehen, Wally ihrem Vater zu überliefern. Nur durch schnelle Flucht war der falsche Görgi dem sichern Tode entgangen, den andern Ungarn aber war auf Wally's Fürbitte das Leben geschenkt worden.

So war denn durch Marko's rechtzeitige Dazwischenkunft und Schamly's energisches Auftreten seine Tochter gerettet worden, aber ein trauriges Geschick schien dieses unglückliche Kind dem Untergange geweiht zu haben. Auf dem Wege nach Berlin, wohin sich Schamly gewandt hatte, wurde er von Wegelagerern, die zur Bande des rothen Ritters gehörten und auf einem Raubzuge bis in die Nähe Berlins begriffen waren, angehalten, nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt, und die ohnmächtig in seinen Armen liegende Wally, auf die allein es ja nur abgesehen war, ward nach Wusterhausen geschleppt.

Betroffen von der seltenen Schönheit des Mädchens beschloß der Rothe, Wally zu seiner Frau zu machen. Da er früher unter Sigismund gegen die Ungarn gefochten hatte, wußte er sich in der ungarischen Sprache einigermaßen verständlich auszudrücken, und erklärte nun Wally kurz und bündig, daß er sie zu seiner Frau erkiesen habe.

Wally, der man gesagt hatte, daß ihr Vater bei ihrer Vertheidigung getödtet worden sei, hatte jetzt nur den einen Wunsch, ihm zu folgen und in Gottes Schooß vor allen Nachstellungen gesichert und von allem Leid erlöst zu sein.

Sie wies den Ritter stolz zurück und verlangte zu sterben.

Er gab ihr vier Wochen Bedenkzeit. Entschließest Du Dich dann nicht, so sagte er, meine Frau zu werden, dann zwinge ich Dich, den ersten besten Narren zu freien, der in meine Hände fällt.

Wally beharrte bei ihrer Weigerung und wurde krank vor Gram. Sie sah nur Heil für sich im Tode, und ein verzweifelter Entschluß reifte in ihrer Seele.

Gerade an diesem Tage war es, daß der Ritter einen fahrenden Narren in seine Gewalt bekam. Er befand sich

in Begleitung eines fahrenden Arztes, um diesem bei seinen Kuren Beistand zu leisten. Das mag wunderbar klingen, aber die Narren spielten ja zu jeder Zeit nicht unbedeutende Rollen, und schon der weise Salomo sagt, daß er sie oft in großer Würde sitzen gesehen. Im Mittelalter jedoch konnte man ihrer weniger als zu jeder Zeit entbehren. Die Narren repräsentirten den Humor der Zeit. Unsere Vorfahren verkörperten sich gern die hervorstechenden geistigen Regungen, der Narr, der Mönch, der Ritter waren solche verkörperte Eigenschaften der Zeit: Schalkheit, Frömmigkeit, ungestümer Muth. Wir sind dem Narren schon oft begegnet und sehen ihn nun wieder eine neue Rolle, als Assistent eines fahrenden Arztes, spielen.

Das geschah nämlich auf folgende Weise: Die Wundarzneikunde, wie die ärztliche Wissenschaft überhaupt, war damals noch sehr schlecht bestellt. Es gab nur wenige Universitäten, wo sich Aerzte ausbilden konnten, die also nur spärlich und in den größten Städten vorhanden waren. Die Mönche durften nicht kuriren, weil sie dadurch zu verweltlicht wurden, und so konnte es nicht fehlen, daß die Ausübung der Chirurgie namentlich in die Hände der Quacksalber gerieth. Barbiere und alte Weiber beschäftigten sich vorzugsweise mit dem Kuriren. Die Heilmethode war natürlich eine sehr verschiedene. Der Eine half sich mit Gebet und Zaubersprüchen, der Andere mit Pflastern, ein Dritter mit Kräutern. Die Erfahrung hatte einige Mittel festgestellt, welche wirksam waren, und die derben Naturen dieser Zeit konnten eher einen Puff vertragen und waren durch den schlimmsten Quacksalber oft nicht zu ruiniren.

Die fahrenden Aerzte hatten gewöhnlich sehr großen Zulauf. Sobald sie sich in einer Stadt aufhalten wollten,

schlugen sie ein Gerüste auf, eine Art Tribüne aus Brettern, mit einem Teppich belegt. Auf einem großen Tische waren dann die Salben und Pflaster in Büchsen und Töpfen, nebst Amuletten und Räuchermitteln zierlich zur Schau gestellt. Auf einem andern Tische lagen die chirurgischen Werkzeuge, Sägen, Meißel, Scheeren und Messer ausgebreitet. Auf der Tribüne standen mehrere Stühle, und der Arzt saß auf einem derselben, in einen langen Talar gekleidet, mit gravitätischer Würde, und harrte der Kunden.

Um diese nun herbeizulocken, war eben der Narr zur Hand. Durch Trompetenstöße erregte er die Aufmerksamkeit der Menge, und dann schrie er laut die Kunstfertigkeit seines Meisters aus, erzählte von den merkwürdigen Kuren, die er schon vollbracht, wobei den Zuhörern das Haar zu Berge stieg, und um ihnen nicht den Muth zu benehmen, sich den Operationen seines Meisters zu überlassen, machte er dabei so viele Schwänke und Späße, daß die Lachmuskeln seiner Zuhörer ganz gewaltig erschüttert wurden.

Das hatte Erfolg. Einer nach dem andern aus dem Publikum stieg auf das Gerüste empor, und war es auch nur, um sich einen Zahn ausziehen zu lassen. Der Narr setzte den Patienten unter vielen Späßen und Schwänken auf den Stuhl, überließ ihn dann seinem Meister und begann nun die närrischsten Possen, die allerdings wunderlich gegen die Grimassen des Patienten abstachen. Das Publikum aber amüsirte sich daran, und der ausgezogene Zahn paradirte als Siegestrophäe auf dem Tische des Arztes. Auf sein Gerüste stiegen aber Leute aus allen Ständen, und sogar auch Frauenzimmer. Darin fand Niemand damals etwas Unschickliches.

Eines solchen fahrenden Arztes also mit seinem Narren hatte sich der rothe Ritter bemächtigt. Dem Ersteren gestattete er, nachdem er von ihm Lösegeld empfangen, weiter zu ziehen, wohin er wollte, den Narren aber behielt er auf seiner Burg. Dieser grämte sich nicht sonderlich hierüber, obwohl er den fahrenden Arzt sehr lieb hatte und schon lange mit ihm Ungarn, Böhmen und Deutschland durchwandert hatte. Aber er war ein ganz schlauer Bursche, welcher die Schwächen des Ritters bald weg hatte, und dachte: ich kann auch wohl einmal der Hofnarr eines Ritters sein, vielleicht lebt es sich hier ganz gut. Meinen bisherigen Herrn finde ich doch schon wieder. So war er denn flott dabei, sich in seine neue Rolle hineinzufinden und machte bei der Mittagstafel den Anfang damit.

Der rothe Ritter war mit dem Narren sehr zufrieden, denn er verstand sich auf allerlei Kunststücke, die sich jener gern vormachen ließ; aber die Kunst des Narren erschöpfte sich endlich, und der Ritter wollte immer etwas Neues sehen.

„Ei, zum Wetter, Herr Ritter," sagte der Narr endlich ärgerlich, „haltet Ihr mich für einen Zitto?"

„Und was ist mit dem?" fragte der Ritter.

„Ei, kennt Ihr den nicht? — Nun, das ist der größte Schwarzkünstler, den es in der Welt gegeben hat und noch giebt. Ich habe ihn in Prag mit meinen leibhaftigen Augen beim Könige Wenzel gesehen. Ha, da ging es hoch her, so ungefähr wie bei Euch jetzt, Herr Ritter, nur mit dem Unterschiede, daß es ganz anders war. Es war nämlich gerade zur Zeit, als der König Wenzel die Tochter des Herzogs Johann von München, Sophia, heirathete. Der Herzog brachte seine Tochter selbst nach Prag, und da er sehr wohl wußte, daß sein Herr Schwiegersohn die Zauberer

und Schwarzkünstler sehr gern hatte, so ließ er die geschicktesten in seinem ganzen Lande zusammenkommen und brachte einen ganzen Wagen voll davon mit nach Prag. Und ich hatte die Ehre, ebenfalls mit darunter zu sein, denn ich befand mich zu der Zeit gerade in München. Der Erste unter uns, Meister Ballo, zeigte nun vor den hohen Herrschaften seine Künste, die konnten sich aber auch sehen lassen. Ich sage Euch, Herr Ritter, der stahl einem die Augen weg, man wurde blind auf beiden Augen, und doch sah man Alles mit an. Dafür wurde er freilich nach Gebühr gelobt. Aber der König Wenzel hatte auch einen Schwarzkünstler bei sich, der nannte sich Meister Ziito, und der ärgerte sich nicht wenig, daß unser Münchener Meister so großes Lob einerntete. Der sperrte nun seinen großen Rachen auf bis zu den Ohren und verschlang unsern Meister mit Haut und Haar, sammt allen seinen Zaubergeräthschaften."

Die Genossen des Ritters schlugen drei Kreuze, der Rothe aber brummte lachend etwas in den Bart. Der Narr wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, und fuhr fort:

„Die Schuhe des Zauberers allein spie er wieder aus, denn sie waren beschmutzt, den ganzen Kerl aber hatte er im Leibe. Weil man ihn aber wieder begehrte, so setzte er sich über einen Zuber mit Wasser und gab ihn wieder von sich. Er langte ihn heraus, der nun ganz durchnäßt und über alle Maßen verdutzt war. Die Herrschaften aber lachten ihn weidlich aus, und kein bairischer Zauberer hatte nun den Muth, es mit dem Ziito aufzunehmen und seine Kunststücke zu zeigen."

„Du auch nicht?" fragte der Ritter den Narren.

„Das werdet Ihr gleich ersehen, Herr Ritter," sagte

der Narr. „Dem Ziito schwoll gar sehr der Kamm, und alle Welt staunte ihn an. Dem König Wenzel spielte er allerlei Schabernack. Bald erschien er ihm in seiner wahren Gestalt*), bald darauf in einer fremden, bald hatte er einen Rock von purpurner Seide an, und wenn man ihn befühlen wollte, hatte er einen abgetragenen, wollenen am Leibe. Er setzte plötzlich einen Nachen auf die Erde, stieg hinein und ruderte sich fort, während der König nebenher ging.

Als Wenzel ein Mal in einem mit Pferden bespannten Wagen fuhr, folgte er in einem ganz kleinen Wägelchen, vor welches er zwei Hähne gespannt hatte, und fuhr immer dicht hinterher, fast noch schneller als der König.

Mit den Gästen des Königs trieb er nicht weniger Kurzweil. Wenn sie bei Tische eifrig nach den Schüsseln greifen wollten, verwandelte er ihnen die Hand bald in einen Pferdefuß, bald in einen Ochsenfuß, und sie mußten sie unter großem Gelächter wieder zurückziehen.

Erhob sich ein Geräusch auf der Straße, sprangen die Gäste neugierig auf und steckten die Köpfe zum Fenster hinaus, so ließ er ihnen hohe und breite Hirschgeweihe auf den Köpfen wachsen, daß sie sie nicht wieder zurückziehen konnten, bis er genug gegessen und weidlich getrunken hatte. Um zu zeigen, daß er mit leichter Mühe sich so viel Geld schaffen könnte, als er wollte, zauberte er einst dreißig

*) Dieses Alles wird in einigen alten Werken sehr ernsthaft erzählt, wovon wir nur den fuggerischen Hexenspiegel anführen. Wem fällt hierbei nicht der Schwarzkünstler der neueren Zeit, Philadelphia, ein, von dem sich das Volk auch so mancherlei Zauberstücke erzählte; so unter Anderem auch, daß er zu einer und derselben Minute aus allen Thoren Berlins zugleich gefahren sei. Dergleichen Unsinn wurde vom Volke damals wie früher und sogar noch heute ganz ernstlich geglaubt.

Heuhaufen in dreißig Schweine um und trieb sie auf's Feld zu den Schweinen eines steinreichen aber sehr geizigen Bäckers.

Dem gefielen die Schweine, und er sah sie an wie Einer, der sie gern haben wollte. Ziito ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erklärte sich, die Schweine zu verkaufen, bereit. Sie wurden über den Handel einig, und als Ziito sein Geld eingestrichen hatte, warnte er den Bäcker, die Schweine nicht in's Wasser oder in die Schwemme zu treiben. Der Bäcker jedoch achtete der Warnung nicht, aber, sowie er die Schweine in's Wasser trieb, sanken sie unter und oben schwammen eben so viele Heuhaufen dahin.

Der Bäcker war über diesen Streich nicht wenig erboßt, wollte sein Geld wieder haben und suchte den Ziito überall auf. Er fand ihn endlich in einem Wirthshause, da lag er auf einer Bank ausgestreckt und schlief. Er packte ihn bei den Beinen und schüttelte ihn tüchtig, um ihn aufzuwecken. Aber siehe da, da behält er das Bein, vom Schenkel völlig losgerissen, in der Hand.

Ziito machte nun einen ganz gewaltigen Lärm und zwang den Bäcker, mit ihm zu dem Richter zu gehen. Der verurtheilte den Bäcker, so daß er dem Ziito eine ansehnliche Summe auszahlen mußte. Man sagt deshalb bei einem schlechten Kauf in Prag: Du wirst dabei gewinnen wie der Michel — dies war nämlich der Name des Bäckers — bei seinen Schweinen."

„Und was hast Du, Kerl, bei allen diesen Kunststücken gemacht?" fragte der Ritter.

„Ich ärgerte mich natürlich ganz gewaltig darüber, daß Ziito über unsern Meister und über uns Alle den Sieg davon getragen. Ich kannte aber ein Zauberkunststückchen, welches mir Niemand nachmachen konnte; wandte mich also

an den Ziito und sagte ihm: er solle mich doch auch einmal verschlucken, nur müßte ich mir ausbedingen, daß er mich zuerst bei der Nase fasse und damit den Anfang mache. Das that er denn auch, aber kaum hatte er meine Nase berührt, so stürzte aus jedem Nasenloch ein geharnischter Ritter heraus, und die schlugen den Ziito todt, so daß er heute noch nicht wieder aufgelebt ist, und dann flogen sie mit mir durch die Luft und brachten mich rasch nach München, weil sonst der König mir gewiß übel mitgespielt haben würde."

Es befanden sich unter den Anwesenden Leute, welche die Schlußerzählung des Narren wirklich für Wahrheit nahmen, um so ungläubiger war aber der rothe Ritter. Jedoch erkannte er, daß der Narr ein richtiger Schalk war und nach Tische nahm er ihn allein in ein anderes Zimmer und sagte ihm:

„Höre, ich habe den festen Willen, Dir Nase und Ohren abzuschneiden dafür, daß Du die Leute dein Lebelang gefoppt hast; doch bist Du mir zu Willen nnd führst die Sache, die ich Dir anvertraue, gut aus, dann sollst Du mit mir zufrieden sein."

„Laßt nur hören, was Ihr von mir wollt, Herr Ritter," sagte der Narr.

„Ich habe hier im Schlosse ein hübsches Mädchen, das sollst Du freien."

„Mit dem größten Vergnügen," versetzte der Narr.

„Ich werde Dich diese Nacht mit ihr einsperren, und Du sollst thun, als wärst Du ihr Mann" —

„Sapperlot, das ist keine Hexerei!" rief der Narr.

„Aber merke Dir, wenn Du sie eher anrührst, als bevor sie Dir ganz entschieden erklärt, daß sie meine Frau nicht werden wolle, dann schlage ich Dich todt."

„Gut," versetzte der Narr, „ich werde sie vorher um ihre Erklärung bitten."

„Du mußt sie auf jeden Fall dahin bringen, daß sie erklärt, sie wolle meine Frau werden."

„Nichts leichter als dieses. Das soll sie mir schon erklären. Und sobald dieses geschehen ist, kann ich sie also als meine Frau betrachten?"

Der Ritter packte den Narren bei beiden Ohren und kniff ihm diese so derb, daß er laut aufschrie.

„Ich denke, ich spreche deutlich genug," herrschte er, „Du sollst das Mädchen nur glauben machen, daß ich Dich zu ihrem Manne auserkiesen habe, wenn sie sich nicht meinem Willen fügt. Das ist Deine Aufgabe. Wirst Du mir das gut ausrichten, Narr?"

„Und wenn sie Euch durchaus nicht will, Herr Ritter, dann soll sie meine Frau werden?"

„Dann lasse ich Euch Beide mit Stricken zusammenbinden und in den Schloßgraben werfen."

„Brrr! das würde eine nasse Hochzeit werden. Dafür danke ich. Ich will's schon machen, Herr Ritter, verlaßt Euch nur gänzlich auf meinen Witz."

Nun ging der Ritter zu Wally, um zuvor noch mit ihr zu sprechen. Er drang in sie, seine Hand anzunehmen, er wolle sie in allen Ehren als seine rechte Frau betrachten und annehmen. Falls sie aber bei ihrer Weigerung hartnäckig beharren würde, wolle er seine Drohung wahr machen und sie sofort mit einem Narren zusammen bringen, der im Schlosse schon gegenwärtig sei.

Er möge nach Jahr und Tag wiederkommen, höhnte Wally, dann werde sie sich ganz entschieden haben. Der Ritter, als er sah, daß sein Wort Wally's Entschlossenheit nicht erschüttern konnte, verließ sie in höchster Wuth.

Als Wally wieder allein war, richtete sie ein inniges Gebet zu Gott. Mit thränenden Augen bat sie den himmlischen Vater um Verzeihung, daß sie zu einer Sünde entschlossen sei. Es war ihre erste Sünde und es sollte ihre letzte sein, ja, es konnte nur ihre letzte sein! Dann betete sie inbrünstig für ihres Vaters Seele, empfahl sich Gottes Gnade und löste das Band aus ihrem Mieder. Sie bemerkte nicht, daß die Thür geöffnet wurde, und eine wunderliche Gestalt ins Zimmer schlüpfte.

Es war der Narr.

* * *

In demselben Augenblick, in welchem Wally selbstmörderisch Hand an sich legen wollte, fühlte sie ihre Arme gehalten. Entsetzt flog sie zusammen, als sie einen Narren erkannte.

„Ha, wir passen zusammen, hübsche Jungfer," rief der Narr lustig; „ich sage Euch, die Heirath müßte gelten auch ohne Trauung. Ihr seht, ich bin meines Standes ein Narr, und Ihr scheint mir so eine Sorte Närrin zu sein, welche glaubt, daß im Manne ein Ungeheuer steckt, welches man meiden müsse wie den Bösen. Gebt her die Händchen, sträubt Euch nicht, denn ein Weibchen und ein Narr sind jederzeit ein Paar. Habt da, wie es mir scheint, eine Schnur um Euren hübschen Hals legen wollen, die wahrhaftig kein Mensch dazu bestimmt hat, Euer Todtengräber zu sein. Da, hier seht, meine Arme, das sind die rechten Schnüre, die der liebe Gott für die Mädchenhälse fabrizirt. Hier, kommt in meine Arme, da geschieht Euch kein Leid, an der Schnur sollt Ihr nicht sterben, sondern aufleben!"

Und mit einer höchst komischen Grimasse, die gegen Wally's verzweiflungsvolle Miene sonderbar genug abstach, umarmte er das Mädchen, welches ihn mit flammender Entrüstung zurückstieß.

„Nun, den Empfang bewundere ich," lachte der Narr, „das ist kein ungarischer Gruß, hübsche Jungfer, denn die ungarischen Dirnen gehen mit ihren zukünftigen Ehemännern fein säuberlich um. Ihr aber seht aus wie Meister Zitto, als er meinen Meister verschlang. Aber das Zaubern müßt Ihr aus dem FF verstehen, denn ich bin ganz weg. Ihr seid aus Ungarn, wie ich weiß. Bin selbst lange Zeit in Ungarn gewesen, und ich muß gestehen, daß man da schmucke Dirnen und Jungfrauen findet. Aber eine so hübsche, wie Ihr seid, habe ich noch nicht gesehen. Na, dafür sollt Ihr aber auch meine Frau werden."

Er näherte sich abermals dem Mädchen und that, als wollte er sie umarmen. Wally stieß ihn mit Verachtung zurück.

„Seid vernünftig," sagte der Narr, immer zudringlicher werdend, „ich will Euch ja gegen Euren Willen weder Böses noch Gutes thun. Seht, der Ritter hat mir gesagt: ‚da drinnen sitzt ein ungarisches Mädchen, die soll entweder meine Frau, oder Du sollst ihr Mann werden. Wenn sie mich nicht nimmt, muß sie Dich nehmen, ohne Gnade, und dann lasse ich Euch mit Stricken zusammen binden und in meinem Schloßgraben ersäufen.' Ihr seht, ich bin in diesem Falle ganz unschuldig, und ich will Euch nun einen Vorschlag zur Güte machen. Liebe, edle, gute Jungfrau, habt die Gnade und ehelicht den rothen Ritter, dann geht's uns Beiden gut, ich habe nur dies eine Leben zu verlieren, und es wäre Schade um einen so feinen Kopf wie der meine, wenn er so früh ins Gras beißen müßte.

Wally schwieg.

„Ueberlegt Ihr?“ fragte der Narr, „oder habt Ihr mich nicht recht verstanden?“

Wally schwieg wie zuvor.

„Stumm wie das Grab,“ rief der Narr und machte einen Purzelbaum; „nun das wird eine schöne Nacht werden. Aber wartet, ich spiele Euch hier eine verzweifelte Liebesgeschichte. Wenn der Ritter ein Narr ist, dann muß der Narr ein Ritter werden.“

Als der Narr diese letzten Worte sprach, sah er sehr bedächtig nach der Thür.

Er näherte sich nun Wally und kniete vor ihr nieder und, indem er eine sehr verliebte Position annahm, sagte er ganz ernsthaft:

„Hört mir zu, Jungfrau. Ich will Euch wohl dazu behülflich sein, dem Rothen zu entfliehen, wenn Ihr auf meinen Plan eingehen wollt. Was ich Euch mitgetheilt habe, geschah in aller Wahrheit. Der Ritter, in dessen Gewalt Ihr seid, will, daß Ihr seine Frau werdet, und wenn Ihr Euch dessen weigert, und ich Euch nicht zu einem andern Entschlusse bewegen kann, dann will er uns beide zusammen ersäufen, nachdem er uns zuvor gezwungen hat, Mann und Frau zu werden. Jetzt hört meinen Rath. Geht wenigstens scheinbar auf seinen Vorschlag ein, erklärt, daß Ihr seine Frau werden wollt, bedingt Euch jedoch einen möglichst langen Brautstand aus. Zeit gewonnen, ist Alles gewonnen! Ich dagegen verspreche Euch, sobald mich der Ritter entlassen hat, für Eure Befreiung zu thun, was in meinen Kräften steht, und wenn Ihr etwa in der Nähe Angehörige habt, werde ich diese von Eurer Lage unterrichten. Vielleicht können sie etwas thun, Euch aus den Händen des Ritters zu befreien.“

Obwohl Wally mit ihrem Leben bereits abgeschlossen hatte, so fühlte sie sich doch durch diese Worte des Narren seltsam bewegt. Ihre von Todesgedanken umdüsterte Seele gab zwar keiner Hoffnung mehr Raum, da sie — vereinsamt und verlassen wie sie sich fühlte — keine Freude mehr am Leben hatte, aber sie wurde zutraulich und erzählte auf Bitten ihres neugewonnenen Freundes, dessen ungeheuchelte Theilnahme sie rührte, in Kürze ihre Lebensgeschichte.

„Meine Mutter habe ich nicht gekannt," begann sie, „mein Vater ist ein Geächteter, der mit mir die Welt durchzog, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Mit der zärtlichsten Liebe hing er an mir und ich an ihm. Er war mir Lehrer, Vater und Mutter zugleich; nie hat es mir an etwas gefehlt, alle meine Wünsche hat er befriedigt, nur den einen nicht — mir irgend etwas von meiner Mutter mitzutheilen.

Wir waren namentlich lange Zeit in Konstantinopel, in Neapel und Venedig, bis ich den Wunsch äußerte, mein Geburtsland, Ungarn, kennen zu lernen, wo ich nach den Erzählungen meines Vaters die ersten Jahre meiner Kindheit verlebt hatte, und wo auch das Grab meiner Mutter sein mußte. Ach, ich wußte nicht, wie Unrecht ich that, diesen Wunsch auszusprechen, durch dessen Erfüllung mein armer Vater in die größte Gefahr gerathen mußte!

Aber anstatt mich über das Unsinnige meines kindischen Verlangens zu belehren, sann er vielmehr darüber nach, es zu erfüllen. Auch drängte es ihn wohl selbst, sein Vaterland wieder zu sehen.

Genug, er führte mich dorthin, jedoch nicht, ohne die ihm nöthig scheinende Vorsicht anzuwenden, was ich daraus erkannte, daß er gewissermaßen ein ganz neues Ansehen annahm, alle seine vornehmen Manieren ablegte und auch

mich viel einfacher in der Kleidung hielt, um, wie er sagte, jedes Aufsehen zu vermeiden, denn die Ungarn seien ein räuberisches Volk, vor dessen Zudringlichkeit man sich durch den Schein der Armuth und Niedrigkeit am besten schützen könne.

Das war mir einleuchtend, obwohl ich mir in meiner Bekleidung gar nicht recht gefiel. Wir gelangten so glücklich bis nach der ungarischen Hauptstadt. Ich hatte von König Sigismund so viel gehört, daß ich ihn zu sehen wünschte und meinen Vater die Gelegenheit zu suchen bat, mich in seine Nähe zu bringen.

Eine solche Gelegenheit fand sich bald. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir dem Könige in die Augen fielen; ein Mann in der Tracht eines Geistlichen, trat auf uns zu und fragte uns im Namen des Königs nach Namen, Stand und Wohnung.

Der Mann sah mich dabei in so seltsamer Weise an, daß mir ganz unheimlich zu Muthe wurde. Auch mein Vater schien plötzlich von einer heftigen Bewegung ergriffen zu sein, denn sein bisher geröthetes Gesicht wurde fahl, seine Stimme, indem er antwortete, zitterte, seine Hand zuckte, und sein Auge sprühte Funken. Krampfhaft faßte er mich, nachdem er jenem fremden Manne kurzen Bescheid gegeben, beim Arm und zog mich fort.

Unwillkürlich blickte ich mich noch einmal um, da stand der Mann noch unbeweglich da und stierte mich an. Mein Herz begann heftig zu pochen. Mein Vater war schweigsam und schien finsteren Gedanken nachzuhängen. Endlich brach er in die dumpfen Worte aus:

Wally, wir müssen sogleich fort!

Wenn Du meinst, lieber Vater; versetzte ich. Will

jener Mann, mit dem Du so eben gesprochen hast, etwas Schlimmes von Dir? —

Wally — er ist mein Todfeind, und ich bin der seinige.

Um Himmelswillen, theurer Vater, rief ich, mich an ihn schmiegend, dann komm sofort. Ach — und ich bin die Veranlassung dieser unglücklichen Begegnung!

Mein Vater beruhigte mich.

Aengstige Dich nicht, sagte er, ich habe ihm nicht die richtige Adresse gesagt. Wir haben nichts zu fürchten, aber wir dürfen nicht einen Augenblick verlieren.

Er bog mit mir in eine Quergasse ein, und wir beeilten uns, unsere Behausung zu erreichen. Einige Stunden später hatten wir die Thore von Ofen hinter uns.

In der nächsten Stadt nahmen wir Pferde, um rasch weiter zu kommen. Ohne Unfall erreichten wir den letzten ungarischen Ort. Hier aber hätte mein Vater bald einen Todtschlag verübt. Ich wurde nämlich in der Herberge, in welcher wir nächtigten, von einem Menschen überfallen, auf mein Geschrei eilte jedoch mein Vater herbei, und er würde den frechen Ehrenräuber ganz gewiß getödtet haben, wenn ich nicht meinem Vater in die Arme gefallen wäre, und der Elende dadurch Zeit gewonnen hätte, zu entfliehen.

Am andern Tage stießen wir auf eine Schaar Wallfahrer nach dem Wunderblut zu Wilsnack. Der Führer derselben, ein gewisser Görgi, kannte uns von Konstantinopel her. So unangenehm uns dieses Zusammentreffen auch war, so hielt es mein Vater doch für gerathen, bei den Wallfahrern zu bleiben und sich mit Görgi zu verständigen.

So kamen wir nach einer langwierigen Reise in Wilsnack an. Als wir in die Stadt einzogen, war — ein böses Omen — der erste Mensch, den wir sahen — der Freche, der mich angegriffen hatte. Ich erkannte ihn sofort; mein

Vater suchte es mir jedoch auszureden. Während ich aber in meiner Herberge Unterkunft fand, suchte ihn mein Vater, der ihn gleichfalls sehr wohl erkannt hatte, auf, um ihn zu züchtigen. Er fand ihn nicht, wohl aber hatte inzwischen der Elende mit Görgi gesprochen und mit ihm einen niederträchtigen Plan ausgeheckt, der darauf hinausging, meinen Vater zu tödten und mich nach Ungarn zu schleppen.

Das aber gelang dem Elenden nicht. Mein Vater — sorgsam und wachsam auf mich wie immer, erschien als mein Retter. Görgi entging nur durch Flucht seiner Züchtigung, auch der Freche, der mich in seine Gewalt bringen wollte, verschwand, und wir blieben nun eine geraume Zeit ungehindert in Wilsnack und begaben uns dann auf die Reise nach Berlin."

Wally brach jetzt in heftige Thränen aus, als sie des Ueberfalls gedachte, der sie ihres Vaters beraubte, und sie that nochmals das feierliche Gelübde, lieber sterben, als jemals das Weib eines Mannes werden zu wollen, den sie als Mörder ihres Vaters ansehen müsse.

Als Wally an den Schluß ihrer Erzählung gelangte, verklärte sich das Antlitz des Narren. Er ließ sich ihres Vaters Aeußere genau beschreiben und theilte ihr dann in freudiger Erregung mit, daß er unterwegs mit seinem Herrn, einem fahrenden Arzte, auf einen mit Wunden bedeckten Mann gestoßen sei, auf den ihre Beschreibung ganz genau paßte. Ein Eremit, der im nahen Walde seine Klause hatte, habe ihm das Blut zu stillen versucht. Da sein Herr Alles, was zum Verbande gehörte, bei sich führte, habe er dem Verwundeten sofort Hülfe geleistet und ihm die nöthigen Verbände angelegt. Dann sei der Kranke auf die sicherste Weise in die Hütte des Eremiten geschafft worden, und sein Herr habe die Zuversicht ausgesprochen, daß bei richtiger

Pflege, der sich der Eremit zu unterziehen versprach, die Genesung des Verwundeten sehr wohl möglich sei.

Neues Leben begann in Wally's verzagtem Herzen zu pulsiren, als sie diese Botschaft vernahm, und alle ihre Gedanken waren von nun an darauf gerichtet, die Gewißheit von der Rettung ihres Vaters zu erlangen und mit ihm wieder vereint zu sein.

Sie bat daher den Narren, sich zu dem Eremiten zu begeben, und falls der kranke Mann wirklich ihr Vater sei, ihn von ihrer Gefangenschaft in Kenntniß zu setzen. Er würde dann schon für ihre Rettung und Befreiung Sorge tragen. So lange aber wollte sie ihr Wohl und Wehe Gott anheim stellen und des Rothen sich zu entwehren suchen.

Der Narr war hiermit vollkommen einverstanden und ging nun seelvergnügt zum rothen Ritter zurück. Wenn dieser auch von der Nachricht des Narren nicht ganz befriedigt war, so hatte er doch so viel aufrichtige Neigung zu der schönen Wally gefaßt, daß er ihr einen abermaligen Aufschub bewilligte.

Er hielt auch wirklich sein Wort, ließ Wally unbelästigt, erzeigte ihr jedoch die größte Aufmerksamkeit und gab ihr eine weibliche Bedienung, die sie bisher entbehrt hatte. Der Narr aber wurde nun in Gnaden entlassen.

Er fand es aber für gerathen, zunächst, ehe er etwas unternahm, seinen ehemaligen Herrn aufzusuchen und Wally's Angelegenheiten mit ihm zu besprechen. Er schlug demnach denselben Weg ein, den, wie er wohl wußte, der fahrende Arzt genommen hatte.

Es war gerade der todte Sonntag, Lätare oder Mitfasten, als der Narr in Storkow eintraf. Eine seltsame Prozession kam ihm entgegen. Paarweise geordnet gingen

Dienstmägde, Knaben und Mädchen, von einer großen Menge Erwachsener begleitet, hinter einer Strohpuppe her, die einer der größten Knaben trug. Diese Puppe war auf eine ganz eigenthümliche Weise ausgeputzt. Sie sollte nämlich das Sinnbild des Todes sein. Dabei wurde folgendes Lied auf eine monotone, fast traurige Weise gesungen:

„Nun treiben wir den Tod aus,
Dem alten Juden in seinen Bauch,
Dem jungen in den Rücken,
Das ist sein Unglücke.
Wir treiben ihn über Berg und Thal,
Daß er nicht weiter kommen soll.
Wir treiben ihn über die Heide,
Das thun wir den Schäfern zu Leide."

Dieser Vers wurde, sobald er abgesungen war, von Neuem angefangen, bis der Zug das Ufer des Dolgensees, an welchem das Städtchen liegt, erreicht hatte. Hier wurde die Strohpuppe oder der Tod unter allgemeinem Gejauchze in den See gestürzt.

Der Narr begab sich in die Herberge „zur blinden Henne," um sich erst ein wenig zu erfrischen und sich nach dem fahrenden Arzte zu erkundigen. Er hatte es gut getroffen, denn er erfuhr jetzt, daß sein Herr in derselben Herberge Quartier genommen, sich aber unter das Volk begeben hatte, um den Tod austreiben zu sehen. Der Narr that einen tüchtigen Schluck, verzehrte dazu einen guten Imbiß und suchte dann ebenfalls den Zug auf.

Die Leute, Kinder und Erwachsene, hatten sich in einem Walde gelagert, und trieben dort allerlei Schwank. Indessen wurde der obere Theil einer Kiefer abgeschnitten, mit vielerlei Flitter und Bändern behangen, und ein stämmiger Bursche hielt sie hoch in die Höhe.

Nun traten sie ihren Rückzug in die Stadt an. Der

Baum sah aus wie ein Weihnachtsbaum. Er war auf das Bunteste ausgeputzt mit silbernen Glöcklein, Glasperlen, Mooskränzen, roth und gelb gefärbten Eierschalen. Dieser Baum sollte die verjüngte Natur, den wiederkehrenden Frühling vorstellen. Wie bei der Austreibung des Todes wurde auch jetzt ein Vers angestimmt, auf dieselbe eintönige Weise abgesungen und immerwährend folgendermaßen wiederholt:

„Nun haben wir den Tod hinausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder;
Den Sommer und auch den Mai,
Der Blümlein sind mancherlei."

So zog der Zug in die Stadt hinein, gerade auf die Herberge zu, in welche der Arzt eingekehrt war. Einige Schritte vor derselben, auf dem freien Marktplatze, machte er Halt. Es lag auf einer Bank daselbst eine andere Strohpuppe, welche kleiner als die erste war. Diese stellte den neuen Tod dar. Einige Kinder, denen sich ein paar Erwachsene anschlossen, begannen nun den neuen Tod herumzuführen.

Kaum setzte sich der Zug schweigsam in Bewegung, da stürzten aus allen Häusern Leute heraus, meistens Frauen, und gaben den Kindern Geld, wobei oft stark gestritten wurde. Denn die Kleinen machten oft größere Forderungen, als man ihnen bewilligen wollte, und blieben hartnäckig bei ihrem Satz.

Diese Strohpuppe, oder der neue Tod, war nämlich der Schrecken der ganzen Stadt. Denn es war allgemeiner Glaube, daß, wo der Tod in's Fenster schaute, Jemand in dem Hause in dem laufenden Jahre sterben würde. Man bezahlte also den Kindern, um sie mit ihrem Tode fern zu halten. Wo sie aber nichts oder nicht genug bekamen, rückten

sie unbarmherzig heran und ließen ihren Popanz in's Fenster hineinschauen.

Das gab dann keinen geringen Schrecken, und in Angst und Sorge wurde in einem auf diese Weise betroffenen Hause das Jahr verlebt.*)

Nachdem die Bewohner des Städtchens die gefährliche Puppe durch die ihnen auferlegte Steuer von ihren Fenstern abgehalten hatten, zogen Alle in die Herberge hinein, um den Tag daselbst vergnügt zu beschließen, und der Narr sah sich plötzlich mitten in die lustige Schaar hineingezogen.

Da saß der fahrende Arzt bei seinem Kruge Bier und unterhielt sich mit einem Müller, der sich darüber beklagte, daß ihm vor nicht gar langer Zeit eine sehr schöne Reliquie, ein Familienerbstück, gestohlen worden sei, und daß er schon alles Mögliche versucht habe, den Dieb herauszubekommen. Denn von dem Besitz der Reliquie hänge sein Wohlstand ab.

„Ihr müßt es an Eurem Orte austrommeln lassen," sagte der fahrende Arzt.

„Ist schon mehrere Male geschehen; ich habe auch schon Alles aufgeboten, den Stein der Unsichtbaren zu erlangen."

„Was ist das für ein Stein?"

„Nun, ein Stein, durch den man sich unsichtbar machen kann. Damit vermag man den Dieb, ohne daß er das Geringste davon bemerkt, zu belauschen und zu ertappen."

---

*) Diese Sitte, welche heidnisch-wendischen Ursprungs ist, findet man noch heute in einigen ehemals und noch jetzt von Wenden bewohnten Gegenden. Der Vers, welcher bei Austreibung des Todes gesungen wird, lautet in einigen Gegenden anders, nämlich:

„Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in ihr Haus,
Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mitfasten."

„So? — Einen solchen Stein giebt es? den möcht' ich auch haben."

„Ja, er ist nur sehr schwer zu erlangen. Ich habe mir, wie gesagt, nicht wenig Mühe darum gegeben. Denn schaut, nur in einem Zeisigneste, aber nicht in jedem, ist dieser Stein zu finden. Aber ein Mensch findet ihn überhaupt gar nicht, sondern nur ein Vogel. Und wenn ihn der Vogel hat, ist es wiederum sehr schwer, ihn von diesem zu bekommen. Denn er wird durch den Stein ja augenblicklich unsichtbar, und ein unsichtbarer Vogel ist nicht zu fangen."

„Ja, dann wird der Stein wohl gar nicht zu bekommen sein."

„Freilich, wenn man es nur darnach anfängt. Ich kenne einen Bader, der versteht sich sehr gut darauf, und an den wandte ich mich."

„Wie machte er's denn?"

„Der fing es so an. Er machte sich über ein Rabennest her und holte sich einen jungen Raben heraus. Die Alten wollten das natürlich nicht leiden und hätten ihm beinahe die Augen ausgehackt. Aber der Bader ließ sich nicht irre machen und schlug auch wacker darauf los. Er erwürgte den jungen Raben und hing ihn neben dem Neste an einem sehr dicken Stricke auf. Nun merkt — denn darin besteht die Pfiffigkeit — die Raben können das nicht mitansehen, daß ihnen eines von ihren Jungen so jämmerlich vor Augen hängt. Sie bemühen sich, den Strick zu zerbeißen, und wenn das nicht gelingt, dann fliegt der alte Rabe nach den Zeisignestern umher und sucht so lange, bis er den Stein findet. Den steckt er dann dem todten Raben in den Schnabel, und nun ist dieser unsichtbar und so gut, als hinge er da gar nicht mehr. Das aber wollen die Raben nur."

„Und wie erlangt man nun den Stein?“

„J, den braucht man ja jetzt dem todten Raben nur aus dem Munde zu nehmen.“

„Ich denke, man kann den todten Raben nicht mehr sehen.“

„Freilich. Man bindet dem todten Raben einen rothen Faden um's Bein, der bis auf die Erde reicht. Den Faden sieht man dann, wenn auch der Rabe unsichtbar ist.“

„Ihr habt also auf diese Weise den Stein bekommen?“

„Leider nicht, denn der todte Rabe wurde nicht unsichtbar; ein Beweis, daß der alte Rabe in keinem Zeisigneste in seiner Gegend den Stein auffinden konnte.“

„Das ist Schade.“

„Es giebt auch noch einen anderen merkwürdigen Stein, den Stein Quirim, der ist nur im Neste der Wiedehopfe anzutreffen und ist sehr schwer zu finden.

Wenn man ihn einem schlafenden Menschen unter den Kopf legt, so muß er im Schlafe Alles ausplaudern, was er auf dem Herzen hat.“

„Den Stein möchte ich haben, da könnte man bald reich werden.“

„Das kann man mit Gottes Segen auch ohne den Stein,“ meinte der Müller, indem er sich vom Tische erhob und unter das Gewühl mischte. Jetzt erst trat der Narr, der bisher im Hintergrunde der Gaststube eine Gruppe umstehender Gäste mit allerlei Kunststücken unterhalten hatte an den Tisch heran, an welchem der fahrende Arzt saß.

Dieser war nicht wenig überrascht und wollte seinen Augen kaum trauen, als er seinen Narren vor sich stehen sah. Er hatte schon daran gedacht, sich einen Ersatz zu verschaffen. Das war aber nicht so leicht, und ohne Narren ging das Geschäft nicht halb so flott. Das unerwartete

Wiederſehen verſetzte ihn daher in die beſte Laune, und ſofort machte er ſich nun Angeſichts des verſammelten Volkes daran, ſeine Kunſt in Ausübung zu bringen.

Der Erfolg war ſo überaus günſtig, daß Beide erſt am Abende, als es in der Stadt und in der Herberge ſtill geworden, über die Erlebniſſe der vergangenen Tage ſich ausſprechen konnten. Auf Streu gebettet neben dem warmen Ofen, vor ſich einen großen Humpen kräftigen Schlummerbiers, begann der Narr ſeine Abenteuer auf der Burg des rothen Ritters zu erzählen.

V.

Das Patrizier-Haus.

Mit der größten Spannung folgte der fahrende Arzt den Mittheilungen des Narren, und als derſelbe zu Ende war, hub er mit ernſter Miene an:

„Wunderbar ſind die Wege, welche Gott die Menſchen führt, und mag ein Weſen noch ſo geringe ſein, er kann es zur Vollführung großer Dinge berufen. Wenn ſich meine Vermuthung beſtätigt, dann iſt der Verwundete, den wir auf unſerm Wege im Schoß des Eremiten faſt im Verſcheiden gefunden, kein Geringerer, als Frendir, der ungariſche Magnat, von dem ich Dir ſchon öfter erzählt habe.

Wally iſt aber nimmer ſeine Tochter, ſondern ein deutſches Kind einer unglücklichen deutſchen Mutter.“

„Nun auf die Geſchichte bin ich neugierig, Meiſter, und auf Eure eigene zugleich, denn Ihr ſcheint bei derſelben eben keine geringe Rolle geſpielt zu haben,“ meinte der Narr.

„Du wirst gleich hören. Auf meinen Wanderungen und Reisen, die ich in leidenschaftlicher Wißbegierde schon von jung auf unternahm, kam ich auch nach Wien, wo ich das Glück hatte, am Hofe des Herzogs Wilhelm von Oesterreich eine glückliche Kur an einem vom Herzoge bevorzugten Hoffräulein auszuführen. Zu der Zeit belagerte König Sigismund von Ungarn, der jetzt durch Hülfe des Burggrafen von Nürnberg deutscher Kaiser geworden, die Feste Znaym für seinen Vetter Procop, der mit seinem Bruder Jobst ebenso in Fehde lag, wie Sigismund schon so oft mit seinem Bruder Wenzel.

„Eines schönen Tages nun wurden sowohl Sigismund, als Albrecht von Oesterreich, sein Waffengenosse, vergiftet; es wurde von Wien ein Arzt erbeten, und ich erklärte mich bereit, die beiden Fürsten von dem Gifte zu befreien, wenn ich noch zeitig genug bei ihnen anlangen würde. Man hielt mich beim Wort, und ich wurde in's Lager der Fürsten gebracht, die ich nahe dem Tode fand.

„Sofort hing ich Beide bei den Füßen auf und ließ sie vier und zwanzig Stunden lang hängen. Dem Könige Sigismund ging viel Unrath durch den Mund fort, und er wurde wieder gesund.*) Der Oesterreicher jedoch starb. Reichlich belohnt verließ ich den König, obwohl er mir gute Anerbieten machte, wenn ich bei ihm bleiben würde; aber ich wollte die weite Gotteswelt mir ansehen, und da ich mit dem Süden so ziemlich fertig war, denn ich war bis Konstantinopel gewesen, so wollte ich mir auch einmal den Norden ansehen. König Sigismund, dem ich meine Absicht mittheilte, gab mir einige Aufträge an bedeutende Persönlichkeiten in verschiedenen deutschen Städten mit, unter An-

*) Historisch.

deren auch an den Herrn Bürgermeister Paul Blankenfelde von Berlin.

„Als ich hier ankam, ging's hoch her in der Stadt. Dietrich von Quitzow, der Schutzherr vieler märkischer Städte und auch Berlins, befand sich in ihren Mauern, und wurden ihm zu Ehren vom Rathe insgesammt und von den einzelnen Mitgliedern desselben große Festlichkeiten veranstaltet. Auch der Bürgermeister Paul Blankenfelde empfing ihn als Gast, und wie bei einem Fürsten ging's hoch her im Hause des reichen Patriziers. Da ich mit einer Empfehlung des Königs von Ungarn kam, wurde ich in Ehren aufgenommen und auch zum Bankett eingeladen.

„Berlin hatte sich — wie man mir sagte — seit dem Brande ungemein verschönert; an Stelle der hölzernen Hütten waren stattliche massive Häuser aufgebaut worden. Die Bischöfe und Aebte, sowie die reichen Bürger der Stadt wohnten in steinernen Palästen. Die Straßen waren erhöht und verbreitert, und vor Allem machte das Haus des Blankenfelde in der Middelstraße*) einen gar vornehmen Eindruck. Es war nach dem Brande 1390 ganz neu aufgebaut worden.

„Im Innern sah es nicht minder fürstlich aus. Kostbares Getäfel, prächtige Tapeziererei, ein reiches Mobiliar und herrliche Teppiche, viel güldenes und silbernes Geschirr, alle diese Herrlichkeiten und Kostbarkeiten funkelten und erglänzten im strahlenden Lichte der Kerzen; aber über Alles strahlte der Kranz schöner Frauen und Fräulein, den ange-

*) Das Haus Nr. 49 in der heutigen Spandauerstraße ist noch jetzt, was den innern Bau betrifft, fast ganz in seiner ehemaligen Gestalt erhalten, und ist erwiesenermaßen das älteste Privathaus in Berlin. Middel- (Mittel-) Straße wurde damals die Spandauerstraße genannt.

sehensten Geschlechtern Berlins und anderer märkischer Städte angehörend.

„Da ging es gar fröhlich her, und während die Alten sich am perlenden Wein ergötzten, erlustigte sich die junge Welt bei Spiel und Tanz. Das schönste Paar aber, an dem Aller Augen hingen, war die Nichte des Herrn Blankenfelde und ein junger vornehmer Ungar Namens Frendir, der einige Zeit vor mir im Gefolge des Königs Sigismund nach der Mark und nach Berlin gekommen war. Dieser Ungar hatte sich in das wunderholde Fräulein verliebt. Das war aber schon zu Tangermünde geschehen, als Sigismund daselbst Hof hielt und die märkischen Stände empfing. Für Berlin war der Bürgermeister Blankenfelde erschienen, und mit ihm seine schöne Nichte Truda; denn man wußte ja nur zu gut, daß Sigismund ein Freund von schönen Jungfrauen war, und um den Fürst bei guter Laune zu erhalten und möglichst viel Freiheiten und Rechtsame von ihm zu erlangen, sorgte der schlaue Berliner Rath weislich dafür, ihn im Kreise schöner Frauen zu allen Zugeständnissen geneigt zu machen. Da war viel Ausgelassenheit am Hofe zu Tangermünde, und die märkischen Damen bezeigten Sigismund große Aufmerksamkeit und erwiesen ihm viel Schmeichelhaftes.*)

*) Es ist uns über diese allerdings nichts Näheres überliefert worden. Man darf wohl annehmen, daß die hübschen Märkerinnen mit Sigismund damals ebenso verfuhren, wie später die Straßburgerinnen. Hierüber berichtet die Chronik: Als Sigismund im Jahre 1414 zu Straßburg Hoflager hielt, brach Morgens (zur Primenzeit) eine Bande munterer Damen in das kaiserliche Quartier, um den noch schlafenden Kaiser herauszuholen. Sie ließen ihm nur Zeit, sich einen Mantel umzuwerfen, und zogen den Barfüßigen mit sich fort. So tanzte er mit ihnen durch die Gassen, und als der singende, tanzende und lärmende Zug in die Korbergasse gekommen, kauften die Frauen dem lustigen Reichsoberhaupte ein Paar Schuhe „um 7 Kreuzer“ und zogen

„Es schien aber Sigismund besonderes Gefallen an der schönen Nichte des Bürgermeisters Blankenfelde zu finden; diese aber verabscheute ihn aus tiefster Seele, denn sie hatte von seinen Greuelthaten gehört, und derjenige, der sie hiermit bekannt gemacht hatte, war kein Anderer als Frendir, der vornehme Ungar, der mit Sigismund nach der Mark gekommen war.

„Derselbe war nämlich in die schöne Truda verliebt, und Truda in ihn. Um nun Sigismund von allen Versuchen, seine Geliebte zu umwerben, abzuhalten, gestand er diesem ganz offen seine Neigung.

„Der König aber lachte ihn aus und fuhr fort, der Jungfrau den Hof zu machen. Zum Glücke hatte ihr Oheim an dieser Werbung des Königs keinen Gefallen, obwohl er that, als merke er nichts. Er wickelte so schnell wie möglich seine Geschäfte ab und kehrte dann mit seiner Nichte nach Berlin zurück.

„Dorthin folgte ihnen Frendir, ohne daß Sigismund etwas davon erfuhr; er sprach mit Blankenfelde, welcher bei der elternlosen Truda Vaterstelle vertrat, und bat um die Hand seiner Nichte, indem er seine Absicht zu erkennen gab, nach Ungarn zurückzukehren, seine Güter zu verkaufen und sich dann in der Mark niederzulassen.

„Mit diesem Plane war Blankenfelde auch einverstanden, doch sollte bis zur Rückkehr Frendirs dies Verhältniß ein Geheimniß bleiben. Sigismund sandte aber seinen Spion, den Geheimschreiber des Bischofs von Brandenburg, der

ihm dieselben an. Und maßen der König ein weiser, schimpflicher (gutgelaunter) Herr, hat er zugelassen, wie die Weiber mit ihm gehandelt, kam zum Hohenstege, tanzte und fügte sich wieder in seine Herberg und rugte. Hernach, am Freytag und Samstag, da war groß Kurzweil von Hoffieren und Tantzen in Straßburg. (Lehmanns Speierische Chronik Seite 797.)

bei ihm in ganz besonderer Gunst stand, mit geheimen Anweisungen nach Berlin. Dieser Mensch gab sich um so williger zum Werkzeuge des Fürsten her, als er selbst auf die schöne Truda ein Auge geworfen hatte. Er haßte Frendir, wußte aber sein unreines Gelüste unter ein gleißnerisches, ascetisches Aeußeres vor Jedermann zu verbergen.

„Hiervon hatte Frendir also keine Ahnung. Er war glücklich in seiner Liebe und kam öfter von Tangermünde nach Berlin, um seine Truda zu sehen. Hier lernte ich ihn kennen. Ich gefiel ihm, und er bat mich, ihn nach Ungarn zu begleiten, von wo aus er dann mit mir nach der Mark zurückkehren wollte. Nachdem ich mir die Sache reiflich überlegt, willigte ich ein.

„Wir begaben uns also nach Ungarn, ohne daß sich Frendir um Sigismund weiter kümmerte. Die Dinge hatten für diesen in Ungarn inzwischen eine sehr schlimme Wendung genommen, jedoch hatte er es nicht besser verdient, und es ist traurig genug, daß man einen solchen Fürsten für gut genug hält, das heilige römisch-deutsche Reich zu regieren.

„Sigismund hatte ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Am Hofe seines Bruders Wenzel hat er nicht viel Gutes gelernt, denn dieser Hof lebte in der rohesten Sinnlichkeit und in den niedrigsten Ausschweifungen. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte sich Sigismund mit Marie, der ältesten Tochter des Königs von Polen und Ungarn verlobt. Zugleich war ihm die Erbfolge in beiden Reichen zugesichert worden. Aber die Polen wollten einen König, der in ihrem Lande residirte und mündig war, und Sigismund versuchte nun an der Spitze ungarischer Kriegsvölker diese Unruhe zu dämpfen.

„Mitten in diesen Kämpfen starb Sigismund's Schwiegervater, worauf jener schleunigst das Heer verließ und nach Posen reiste, wo sich ein großer Theil des polnischen Adels eingefunden hatte. Derselbe versprach Sigismund als König anerkennen zu wollen, wenn er im Königreiche Polen seinen Sitz nehmen würde, und da Sigismund hieranf nicht eingehen wollte, beschloß man, einen volljährigen Prinzen auf den Thron zu setzen, der die zweite Tochter des verstorbenen Königs, Hedwig, heirathen sollte. Sigismund, dem man den Einlaß in Krakau verweigerte, blieb nichts Anderes übrig, als sich nach Ungarn zu wenden.

„Aber auch hier stand es für ihn nicht sehr günstig. Die Ungarn hatten inzwischen seine Verlobte gekrönt und ihr den Titel eines Königs beigelegt, die Königin Mutter Elisabeth aber unterstützte sie in der Regierung. Sigismund gerieth nun mit seiner Schwiegermutter in Streit, so daß er sich genöthigt sah, Ungarn zu verlassen und sich nach Mähren und Böhmen zu begeben.

„Indessen erregten auch die verwittwete Königin Elisabeth und ihre Tochter Marie durch mehrere willkürliche Handlungen die Unzufriedenheit der Ungarn, und sie boten dem Könige Karl von Neapel ihre Krone an. Dieser nahm sie sehr bereitwillig an. Jetzt gewahrte Elisabeth mit Schrecken, wie klein ihr Anhang war, und um sich zu retten, sah sie keinen anderen Ausweg, als den verhaßten Sigismund zu sich einzuladen und ihn zur Hochzeit mit ihrer Tochter aufzufordern.

„Sigismund eilte nach Ungarn und hielt daselbst sein Beilager; aber auch König Karl kam nach Ofen, und da sich Sigismund zu schwach fühlte, ihm gegenüber mit dem kleinen Anhange der Königin etwas auszurichten, reiste er nach Deutschland, um daselbst Kriegsvölker anzuwerben.

„Zu diesem Zwecke nun hatte er damals die Mark an seinen Vetter versetzt; mit dem erlösten Gelde wollte er Ungarn erobern; inzwischen jedoch war König Karl zum Könige von Ungarn gekrönt worden.

„Obwohl dieser nun alles Mögliche aufbot, um die Königin Elisabeth freundlich zu stimmen, brütete diese dennoch über Rache. Sie fand an ihrem Anhänger Blasius Fregach das nöthige Werkzeug. Karl wurde von Elisabeth eingeladen und fand eine zahlreiche Gesellschaft bei ihr. Mitten im Gespräche zog Fregach sein Schwert und versetzte dem Könige einen furchtbaren Hieb, der ihm den Schädel bis auf das Auge herab spaltete.

„Aber Karl war noch nicht todt, sein Gefolge wollte ihm beispringen, die Anhänger der Königin jedoch zogen sogleich ihre Schwerter. Man schleppte den König fort und ließ ihn sterben.

„Von diesen Ereignissen wurde Sigismund in Kenntniß gesetzt, und man forderte ihn auf, so schnell als möglich mit einem Kriegsheer in Ungarn einzurücken; dies ging jedoch nicht so schnell, denn es fehlte wie immer an Geld.

„Aber die schändliche That der Königin hatte die Ungarn vollends erbittert, und Karls Anhänger verschworen sich, seinen Tod blutig zu rächen. Unter diesen war der Ban von Kroatien, Johann von Horwath, der Mächtigste. Lange lauerte er auf eine günstige Gelegenheit, denn die Königin war auf ihrer Hut. Als sie jedoch einst eine Lustfahrt veranstaltete, welcher ihre Tochter und die Vornehmsten ihrer Angehörigen beiwohnten, lauerte Johann von Horwath in einem Hinterhalte, überfiel sie, hieb Blasius Fregach und die Andern in Stücke und nahm die beiden Königinnen gefangen.

„Elisabeth war wüthend wie eine Tigerin, und der Ban

ließ sie, trotz vieler Bitten, ohne Weiteres ersäufen. Ihre Tochter aber führte man gefangen nach Kroatien.

„Indessen war Sigismund endlich in Ungarn eingerückt, und die Ungarn hielten es jetzt für das Beste, ihm die Krone zu geben. Der Ban gab die Gemahlin Sigismunds, nachdem sie ihm eidlich gelobt, sich wegen des Geschehenen an ihm nicht rächen zu wollen, aus ihrer Haft, und Sigismund wurde endlich zum Könige von Ungarn gekrönt.

„Jetzt war also der Markgraf von Brandenburg zugleich König von Ungarn. Da starb ihm seine junge Gemahlin, die Königin Marie.*) Sie hatte dem Ban von Kroatien ihr Angelöbniß treulich gehalten, so sehr Sigismund auch nach Rache dürstete. Kaum aber hatte seine Gemahlin die Augen geschlossen, da ließ der König seiner Rachewuth ungehemmten Lauf.

„Johann Horwath wurde gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Er wurde zur Richtstätte geschleift, mit glühenden Zangen an Armen und Beinen zerrissen und dann geviertheilt. Auf eine eben so grausame Weise starben durch die Hand des Henkers zweiunddreißig Personen aus den vornehmsten Geschlechtern, deren ehemalige Vergehungen längst vergessen zu sein schienen. Die Ungarn waren durch diese Handlung des Königs auf's Aeußerste erbittert und brüteten über eine Gelegenheit, sich von einem Herrscher zu befreien, dessen öffentliches und Privatleben ganz dazu geeignet war, ihn verächtlich zu machen, und dessen Rachsucht, mit der ausschweifendsten Wollust gepaart, ihn zu einem wahrhaften Dämon machte.

„Diese Gelegenheit sollte sich bald genug finden.

„Die Türken nämlich hatten unter Sultan Bajazet

*) 1392.

Konstantinopel bedroht. Der griechische Kaiser wandte sich in seiner Noth an den Papst und an die christlichen Fürsten, besonders aber an den König von Frankreich und an Sigismund. Dieser war des griechischen Kaisers nächster Nachbar, und da ihm dieser für seine Hülfe eine bedeutende Summe versprochen hatte, so verließ er im Sommer Ungarn, wo bereits große Schaaren französischer, niederländischer, italienischer und deutscher Ritter angekommen waren, welche Alle der Papst zu diesem Kriege aufgerufen hatte.

„Sigismund stellte sich an ihre Spitze, und ging bei Nicopolis über die Donau. Darauf schloß er diese Festung ein. Sultan Bajazet aber zog von Konstantinopel, das er belagerte, zum Ersatze heran und wurde von dem christlichen Heere in Schlachtordnung empfangen.

„Die französischen Ritter hatten es sich nicht nehmen lassen, den Vortrab zu bilden, und sie stürmten auf den grimmigen Feind ein, als ginge es zum Tanze. Aber nun ging auch richtig der Tanz los.

„Die Türken sandten einen Pfeilhagel in die christlichen Schwadronen, daß die Pferde scheu wurden und sich bäumten. Man mußte absitzen und zu Fuß fechten. Die Franzosen wurden von den Türken in einen Wald gelockt und hier durch einen Hinterhalt abgeschnitten, während die Hauptarmee vorwärts ging. Sie wurden theils niedergehauen, theils mit ihrem Führer, dem Grafen Johann von Nevers, Sohn des Herzogs von Burgund, gefangen genommen.

„Unterdessen waren die Pferde der abgesessenen Franzosen erschrocken zurückgeflohen und suchten im christlichen Hauptheere Schutz.

„Hier verbreitete sich ein lähmender Schrecken, denn so

schnell hatte man nicht vermuthet, daß die Türken mit den Franzosen fertig werden würden.

„Die Ungarn ergriffen entsetzt die Flucht, und gar bald wurde sie allgemein. König Sigismund selbst entrann mit großer Noth der Gefangenschaft. In einem kleinen Nachen auf der Donau hatte er sich gerettet. Verkleidet schiffte er sich hinab bis nach dem schwarzen Meere, von wo er nach Konstantinopel gelangte und endlich nach zweimonatlichem Umherirren über Land und Meer wieder seine Staaten erreichte.

„Die Ungarn aber empfingen ihn kalt und verächtlich, denn sie hielten seine Flucht für ein Zeichen von Feigheit und verloren nun allen Respect vor ihm. Das Mißvergnügen nahm mehr und mehr zu, es bildete sich eine Verschwörung, und die Verschworenen beriefen Wladislaus, den König von Neapel, des ermordeten Karls Sohn, nach Ungarn. Dieser kam im Stillen an. Eine Menge der vornehmsten Ungarn — und unter ihnen befand sich auch Frendir — machten sich nun eines Tages auf und erschienen am Hofe des Königs. Hier warfen sie Sigismund seine Grausamkeit und die geschehenen Hinrichtungen vor und fuhren den König hart an. Sigismund fragte sie, ob sie wüßten, mit wem sie sprächen?

„Sie antworteten mit den gröbsten Vorwürfen, fielen wüthend über ihn her, zogen ihn bei den Haaren und würden ihn ermordet haben, wenn sich nicht Einige unter ihnen in's Mittel gelegt hätten. Aber sie nahmen ihn gefangen und übergaben ihn den zwei Söhnen des Nikolaus Gare. Diese aber brachten den König auf ihr festes Schloß Sokles, wo sie ihn in einen unterirdischen Kerker setzten.

„Sigismund harrte nun kummervoll in seinem traurigen Kerker auf eine Wendung seines Schicksals. Er hoffte, daß

die ihm verwandten Fürsten etwas für ihn thun würden, und diese sammelten auch wirklich ein Heer, um seine Befreiung zu bewirken. Aber er bedurfte dieser Hülfe nicht einmal, er war schlau genug, sich selbst zu helfen. Durch Schmeichelreden wußte er die Wittwe des Nikolaus Gare für sich zu gewinnen. Er stellte ihr vor, welche schlimme Folgen eine lange Gefangenschaft und solche Mißhandlung seiner gesalbten Person für sie und ihre Söhne unvermeidlich herbeiführen müßte, da sicher zahlreiche Heere zu seiner Befreiung aus Deutschland in Ungarn einrücken würden. Wenn sie aber ihm zur Freiheit verhelfen würde, dann wolle er nicht nur ihre Söhne zu großen Würden erheben, sondern auch eine ihrer Verwandten, die Tochter des Grafen von Cilli, heirathen.

„Frau Gare fand diesen Vorschlag sehr annehmlich, sie steckte also den König in einen schlechten Bauerkittel und ließ ihn entrinnen. Glücklich schlich er sich durch Ungarn und Steiermark und kam nach Cilli.

„Es war Nacht, und er begehrte beim Grafen Herrmann Einlaß. Der wurde ihm gewährt, und der König trat in seinem schlechten Kittel ein, ohne daß man ihn erkannte. Sofort begann er seine Brautwerbung und hielt um eine der drei Töchter des Grafen an.

„Dieser verwunderte sich höchlich, bis sich der König ihm entdeckte und ihm sein gegebenes Versprechen mittheilte. Man überließ ihm nun hocherfreut die Wahl seiner Braut. Die fiel auf Barbara, ein gar wunderliches Weib, welches Sigismund schon in den nächsten Tagen darauf freite. Hierauf ließ er die beiden Gare kommen; den ältesten verheirathete er mit der zweiten Tochter des Grafen Cilli und ernannte ihn zum Pfalzgrafen des Reichs; den zweiten machte er zum Erzbischof und zum Primas des Königreichs Ungarn.

„So hatte er also sein Wort gehalten, und nun stellte er sich an die Spitze derjenigen Völker, welche seine Vettern Jobst und Procop für ihn gesammelt hatten. Mit Hülfe der ihm in Ungarn treu gebliebenen Partei bemächtigte er sich des Königreichs wieder, jagte den König Wladislaus nach Italien zurück, wurde von Neuem als König anerkannt und ließ die Edeln, die an ihn die Hand gelegt, hinrichten.

„Nach wenigen Monaten zerfiel Sigismund wieder mit seinem Bruder Wenzel ärger als je. Wenzel wurde von den Markgrafen Wilhelm und Jobst in Prag belagert, und rettete sich nur dadurch, daß er seine Regierung den böhmischen Großen abtrat. Allein Sigismund wollte gar zu gern auch König von Böhmen sein und rückte mit einem Heere in Böhmen ein. Er wußte es durch Unterhandlungen dahin zu bringen, daß ihm Wenzel von seinen eigenen Unterthanen als Gefangener überliefert wurde, ließ diesen dann nach Wien führen und suchte Böhmen an sich zu reißen.

„Markgraf Procop aber war auf dieses Unternehmen Sigismund's, das ihm zu glücken schien, wiederum eifersüchtig und widersetzte sich der Entthronung Wenzels.

„Nun kam es zwischen ihm und Siegismund zu einem Kriege. Letzterer belagerte den Procop in seinem festen Schlosse Prezdiezy in Mähren, allein es wollte ihm aller Mühe ungeachtet nicht gelingen, dasselbe in seine Gewalt zu bekommen.

„Aber Sigismund ward deshalb nicht verlegen. Ging's nicht mit Gewalt, mußte die List aushelfen. Unter dem Vorwande, mit ihm friedlich zu unterhandeln, lockte er seinen Vetter aus seinem festen Schlosse heraus zu sich in's Lager. Aber als er den Markgrafen Procop in seiner

Gewalt hatte, ließ er ihn an einen Tummler*) binden, und ihn solchergestalt gegen die Mauer führen.

„Jetzt überließ er den Belagerten die Wahl, ihm entweder die Thore zu öffnen, oder ihren Herrn an der Mauer zerschellen zu sehen. Unfehlbar hätte ihn natürlich der erste Stoß platt gequetscht, die Wahl war also nicht schwierig, sie übergaben die Festung. Sigismund aber ließ nun seinen Vetter zu Brünn in einen Thurm einsperren und dort Hungers sterben.

„Wenzel saß also in Wien unter Obhut der Herzöge von Oesterreich im Gefängnisse, und Sigismund war in Böhmen vollkommen Herr. — Er drückte und plagte das Volk aber durch Erpressungen so sehr, daß sich dieses sogar nach Wenzel zurücksehnte.

„Dieser war nun an sehr verschiedenen Orten in Wien verwahrt worden; denn man hatte seinen Aufenthalt öfter gewechselt, um zu verhüten, daß man Versuche zu seiner Befreiung mache. Endlich ließ ihn der Herzog Albrecht in ein schönes Haus an der Donau bringen und dort in einen hohen Thurm setzen. Dies Haus heißt seit jener Zeit Praga.

„Anfangs wurde er sehr strenge verwahrt, aber nach und nach wurde, wie dies gewöhnlich der Fall ist, die Aufsicht nachlässiger, zumal, da außer dem Herzoge und einem seiner Hauptleute Niemand um den Aufenthalt des Königs wußte.

„Nun lebte in der Wiener Vorstadt ein alter, frommer Fischer, Namens Grundel. Dieser hatte die Gewohnheit,

*) Ein schwerer Balken, der mit einem eisernen Kopfe versehen, welcher auf ein Gestell gelegt, mit großer Kraft gegen die Mauern geschleudert wurde, welche nun nach und nach zertrümmert wurden. Dieses Belagerungsinstrument, vor Erfindung der Kanonen, wurde auch Mauerbrecher genannt.

täglich, wenn er aus der Kirche kam, die kleinen Fische, welche Niemand kaufte, zu kochen und sie an die armen Gefangenen auszutheilen.

„Sein Weg führte ihn täglich durch den Thurm, auf welchem der König saß. Dieser hatte ihn stets kommen gesehen und sich oft aus dem Fenster hinab mit ihm unterhalten. Endlich, nachdem der König den Fischer hinreichend zu kennen glaubte, sagte er eines Tages zu ihm: „Lieber Grundel, ich merke, daß Du ein gerechter und frommer Mann bist, darum will ich Dir mein Geheimniß vertrauen. Ich hoffe, weil Du anderen Gefangenen so viel Barmherzigkeit erweisest, wirst Du gegen mich nicht härter sein.“

„Ich bin ein vornehmer Herr aus Böhmen, und von meinen Feinden ohne alle Ursache, blos aus Neid, in dies Gefängniß gesteckt. Wenn Du mir aus demselben heraushelfen wolltest, könnt' ich Dich sammt Weib und Kindern reich und glücklich machen, was ich Dir auf's Feierlichste versprechen will, und Du sollst zuletzt wohl mehr darin finden, als Du Dir vorstellen magst.“

„Der Fischer hörte diese Versprechungen mit großem Staunen und versprach dem Könige, ihm getreulich zu helfen, so ihm Mittel dazu geboten würden, und es ohne Gefahr geschehen könne.

„Der König beauftragte ihn nun, so viel Seide zu kaufen, daß er eine Schnur davon machen könne, sechzig Klafter lang und so dick wie ein kleiner Finger. ‚Solche,‘ sprach Wenzel, ‚wickele Dir um den bloßen Leib, damit die Wächter am Thore nichts bei Dir merken, und dann bringe mir Fische.‘

„Der Fischer that, wie ihm der König angewiesen, und steckte ihm die Schnur zu.

‚Nun warte um Mitternacht unten am Thurm mit

einem Nachen,' sagte der König, ‚dann will ich mich herablassen, und Du fährst mich über die Donau.'

„Es gelang Alles ganz glücklich, der König entkam über den Fluß; da er aber vermuthen konnte, daß man sogleich sehr eifrig nach ihm suchen würde, ließ er sich jenseit der Donau von dem Fischer in einen Misthaufen eingraben und bestellte ihn zur Nacht wieder.

„Morgens früh wurde der König vermißt, und schnell ließ der Herzog Albrecht rings um Wien zu Fuß und zu Roß alle Wege und Stege genau durchsuchen und dem Flüchtigen zu Wasser und zu Lande den ganzen Tag nachsetzen.

„Zur Nacht kam der Fischer wieder und brachte Brod und Wasser mit. Auf großen Umwegen, meistens immer durch Wälder, gelangten sie endlich nach Böhmen, und am St. Martinstage gerade kamen sie vor das Schloß Wischerad in Prag an.

„Wenzel wurde eingelassen und gab sich zu erkennen. Darauf sprach er: Diejenigen, welche es mit ihm halten wollten, sollten zu ihm treten, worauf sofort etwa zwanzig Personen zu ihm übergingen, genug, um sich als Herrn des Schlosses zu betrachten.

„Da er erfuhr, daß der Hauptmann des Schlosses vom Rath von Prag dahin gesetzt sei, so ließ er ihn verhaften. Dieser mußte ein Schreiben an den Rath erlassen, worin er ihn ersuchte, sich schleunigst nach dem Wischerad zu begeben, weil seine Anwesenheit dringend nothwendig sei. Natürlich war darin von der Anwesenheit des Königs keine Rede. Zugleich schickte Wenzel nach dem Scharfrichter. Die Räthe fanden sich eiligst ein. Wenzel ließ Einen nach dem Andern binden und ihnen nebst dem Hauptmann die Köpfe abschlagen. So stellte er sein Ansehen in Prag

wieder her. Den Fischer aber belohnte er sehr ansehnlich, und die Böhmen nahmen ihn, um nur den Sigismund los zu werden, mit Freuden auf."

„Da weiß man nicht, Meister," unterbrach jetzt der Narr den Erzähler, „wer der Verrückte ist, das böhmische Volk oder König Wenzel. Doch ich bin gespannt auf Frendir's Schicksal und auf das seiner schönen Truda."

„Von ihnen wird jetzt die Rede sein;" versetzte der fahrende Arzt. „Ich habe bereits erwähnt, daß mein Freund sich unter den Ungarn befunden hat, welche Sigismund gefangen nahmen, und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn er sich nicht zeitig durch die Flucht gerettet hätte.

„Ich war ihm dazu behülflich, denn ich hatte Frendir lieb gewonnen. Er übernahm es nun, meine Rolle zu spielen, und ich übernahm die seines Narren. So gelangten wir, ohne Verdacht zu erregen, von Stadt zu Stadt, gewannen unsere Zehrung und noch etwas darüber und gelangten glücklich nach Deutschland und der Mark.

„Frendir hatte seit länger als zwei Jahren nichts von seiner Geliebten gehört, und sie nichts von ihm. Er war jedoch deshalb ganz ruhig, denn er hatte Truda auf eine so lange Trennung vorbereitet und auch darauf, daß sie während dieser Zeit nichts von ihm erfahren würde. Sie hatten sich gegenseitig Treue bis in den Tod angelobt, und deshalb zweifelte Frendir nicht daran, daß er seine Geliebte so finden würde, wie er sie verlassen hatte. Da er als fahrender Arzt nach Berlin gekommen war, so wollte er sich nicht sogleich zu erkennen geben, sondern zog zunächst Erkundigungen über seine Braut ein, um sie dann im Geheimen sprechen zu können. Aber es waren keine erfreulichen Dinge, die er zu hören bekam. Die unglückliche Truda hatte sich in ein Kloster begeben, kein Mensch ver-

mochte zu sagen, weshalb. Frendir begab sich zu Blankenfelde, entdeckte sich ihm und forderte von ihm seine Braut. Es war eine lange Unterredung, die er mit dem stolzen Berliner Patrizier pflog, und als ich ihn nach derselben wiedersah, hatte er sich verändert, als wären es Jahre gewesen, seitdem wir uns zum letzten Male gesprochen. Er sah bleich und wild aus, sein Wesen war wie umgewandelt; er ordnete mit mir seine Angelegenheiten, umarmte mich mit wahrer Inbrunst, sagte mir Lebewohl, und niemals habe ich von ihm wieder etwas gehört."

„Seitdem ist eine Reihe von Jahren vergangen," fuhr der fahrende Arzt nach einer längeren Pause fort, „Frendir war mir fast aus dem Gedächtniß entschwunden, und es kann Dich daher nicht in Erstaunen versetzen, daß ich ihn, meinen gänzlich veränderten und entstellten Freund, nicht wieder erkannt habe."

„Aber wie kommt Ihr zu der Vermuthung, daß Wally's Vater und Frendir eine und dieselbe Person sei?" fragte der Narr.

„Im Laufe der Jahre habe ich so Manches von Frendir gehört, das mit Wally's Erzählung übereinstimmt;" entgegnete der fahrende Arzt; „doch ich werde mich bald überzeugen, ob meine Vermuthung begründet ist. Mein Entschluß ist gefaßt, daß wir uns vor allen Dingen zu dem Eremiten begeben, um zu sehen, was aus dessen Pflegling geworden ist. Doch jetzt wollen wir schlafen; die Nacht ist weit vorgerückt, und mit dem Aufgang der Sonne müssen wir uns wieder erheben."

„Nun denn, gute Nacht, Meister," sagte der Narr, und legte sich auf's Ohr, „ich glaube gewiß, daß mir die schöne Wally im Traume erscheinen wird."

„Und ich werde von der unglücklichen Truda träumen,

über deren Geschick ein geheimnißvoller Schleier gebreitet ist. — Nun, vielleicht bringt mir die nächste Zeit des Räthsels Lösung."

Die beiden Männer schliefen ein, aber schon mit Sonnenaufgang erhoben sie sich wieder, um ihre Reise zu dem Eremiten anzutreten und Frendir aufzusuchen.

VI.

Der bischöfliche Hof.

Voll Zagen und Bangen hatte Wally einen Tag nach dem andern, Woche auf Woche schwinden sehen — aber ein Retter wollte ihr nicht erscheinen. Vergebens sann sie auf Mittel der Flucht, sie schien jedoch gänzlich unausführbar.

Der rothe Ritter bewachte sie mit argwöhnischen Blicken und traf ernsthafte Anstalten, sich mit Wally zu vermählen; da er aber mit seinem Pfarrer schlecht stand und zur Trauung eines Geistlichen bedurfte, so war er entschlossen, sich irgend eines Priesters zu bemächtigen, damit derselbe die heilige Ceremonie vollziehe.

Zu sehr gelegener Zeit für ihn führte ihm der Zufall einen Priester in die Arme, der sich in einem so großen Elende befand, daß er für die Vortheile, welche ihm der Ritter verhieß, ohne Schwierigkeit auf dessen Wünsche einging.

Dieser Priester war nämlich vor einiger Zeit Pfarrer in einem Dorfe nahe bei Stralsund gewesen, aber ein Aufruhr, der damals gewaltig von sich reden machte, hatte ihn um Amt und Brod gebracht.

Der Priester erzählte selbst diese merkwürdige Begebenheit mit folgenden Worten:

„Die im Sunde sind ein üppiges und stattliches Volk, das in guter Nahrung lebt wegen des Seehandels und vielen Verkehrs und sehr die Pracht nnd den Aufwand liebt. Bei jeder Kindtaufe, oder wenn eine Sechswöchnerin ihren Kirchgang hielt, bei jeder Hochzeit und jeder Trauerfeierlichkeit bat selbst der gemeine Mann nicht blos seine Freunde und Nachbarn dazu, sondern auch alle seine Amtsverwandten und Standesgenossen, wobei immer Mann und Frau, wenn sie nicht eine Geldstrafe erlegen wollten, kommen mußten, und die Zahl der geladenen Gäste war oft so groß, daß selbst die Reichsten, die in einem Amte saßen, nicht mehr Gäste hatten als jene. Das verdroß diese, und sie suchten den gemeinen Mann zu übertreffen, steigerten die Pracht ins Unerträgliche und baten um so viel mehr Freunde und Nachbaren, sonderlich bei Begräbnissen und Seelenmessen, daß zuletzt der unnöthige Aufwand die Kräfte aller weit überstieg und jeder einsah, es könne nicht so bleiben.

„Die Geistlichkeit aber war mit diesem Aufwande sehr wohl zufrieden, und das hatte folgenden Grund: In dem Sunde sind drei große Pfarren und daneben noch mehrere Kapellen in und außer der Stadt, wohl versehen mit Pfarrherren und Predigern. Allein sie hatten kein festes Einkommen von Ländereien und Gütern wie anderwärts, sondern mußten sich allein vom Opfer erhalten, das ihnen die Andächtigen spendeten, also von zufälligen Einnahmen. An ihrer Spitze stand ein Oberpfarrer oder Kirchherr, der alle Pfarrer und Geistlichen im Sunde unter seiner Gewalt hatte, denn ihm lag es ob, die Kirchen und Kapellen mit Geistlichen zu versorgen, und obgleich er eben-

falls keine festen Einkünfte hatte, so trugen ihm doch die Opfer so viel ein, daß er sich für einen großen Prälaten hielt, und alle seine Pfarrer, Kapläne, Chorschüler und Küster stattlich davon leben konnten. Bei allen Feierlichkeiten mußte jeder Gast opfern, und bei den Vornehmeren geschah es nicht an einem Altar allein, sondern an dreien, vieren, und auf jeglichem Altar drei Mal. Das brachte denn freilich viel Geld, aber beschwerte auch die Leute gar sehr, sonderlich die Armen.

„Das aber sah der Rath mit scheelen Augen an. Er unterhandelte mit dem obersten Pfarrer und suchte ihn dahin zu bringen, daß er die gewichtigen Begräbniß- und Opfergelder beschränken möchte, aber dieser — er hieß Kurt von Bonow — wollte davon nichts hören und schlug Alles rund ab. Da man jedoch den Aufwand nicht mehr so fortführen konnte, so kam der Rath auf den Einfall, Pfennige schlagen zu lassen, welche nur zwei Drittel eines alten Pfennigs Werth hatten. Nun opferten die Leute diese Pfennige, gaben sie auch den Armen, welche bettelten, und sparten dabei ein Drittel ihrer sonstigen Ausgaben.

„Jedoch die Geistlichen wollten diese neuen Pfennige nicht annehmen und warfen sie den Leuten vom Altare wieder zu. Die Kapellane, Pfarrer und was sonst zu der Geistlichkeit gehörte, liefen zu dem Kirchherrn und beklagten sich bitter. Der wurde nun sehr böse und versprach ihnen schnelle Abhülfe. Gemeinschaftlich beschwerten sie sich bei dem Rathe und verlangten die Opfer in alter Münze, weil ihnen ihre Gerechtigkeit geschmälert würde, und sie den dritten Theil ihres Einkommens verlören.

„Der Rath erwiderte: sie befänden sich im Irrthum. Es sei ihnen nichts Gewisses ausgesetzt, es könne also auch ihr Recht nicht geschmälert werden. Das Opfern sei nicht

sowohl eine Pflicht, als vielmehr ein guter Wille der Leute, sie könnten geben, was sie wollten, und es stände bei Jedem, ob er die alten Pfennige opfern wolle oder nicht.

„Da erwiderte der Kirchherr: allerdings sei es Pflicht, denn die Geistlichen müßten davon leben, sonst möchten die Stralsunder die Kirchen mit beständigen und festen Einkünften versehen, dann wollten er und seine Diener allenfalls mit der Knickerei zufrieden sein.

„Darüber erhob sich nun ein heftiger Zank, der beide Parteien immer weiter von einander entfernte. Kurt von Bonow nahm einen Haufen dieser neuen Pfennige, um dem Rathe seine Verachtung zu bezeugen, ließ sie zusammenschmelzen und daraus einen kupfernen Topf anfertigen, den er, wie es scheint, zu einem schmutzigen Gebrauche bestimmte, und der jetzt im Sunde verwahrt wird.

„Dadurch wuchs die Erbitterung bis auf den höchsten Grad. Kurt von Bonow ritt aus der Stadt und hing sich an viele seiner Freunde vom Adel, welche schon lange der Stadt gern eins angehangen hätten. Er hetzte sie auf, verband sich mit ihnen und sagte dem Sunde den Frieden ab.

„Am Tage Hieronymi zog er mit drei Fähnlein vor den Sund und hatte darunter dreihundert gerüstete Pferde. Die Leute aus der Stadt, welche er vor der Mauer auf dem Felde fand, ließ er einfangen, hieb ihnen Hände und Füße ab und ließ sie dann liegen und in ihrem Blute zappeln.

„Alle Höfe und Häuser, die vor der Stadt lagen, ließ er plündern, das Vieh forttreiben, dann anzünden und verbrennen und die Bewohner fortführen, noch ehe die Bürger kommen und ihnen wehren konnten.

„Als er endlich vor der Stadt nichts mehr zu thun

fand, sprang der tolle Pfaffe vom Pferde und tanzte im vollen Küraß, Angesichts der Sundischen Einwohner und ihnen zum Spott, wie unsinnig umher. Er hatte bis dicht an die Mauern gesengt und gebrannt; die Bürger aber hatten die Zingeln und Thore geschlossen und trauten sich nicht heraus, weil sie nicht wußten, wie stark die Feinde waren.

„Nun zog der Kirchherr mit seinen geharnischten Kapellanen weiter. Allenthalben, rings um die Stadt züngelten die Flammen, denn er berannte die Dörfer und Güter der Stadt und zündete sie an. Dabei schonte er selbst die Kirchen nicht, und meine eigene brannte er, all' meines Flehens ungeachtet, mit nieder und trieb mich von meiner Stelle, daß ich jetzt im Elende umher irren muß."

„Ja, ja," sagte der Ritter, „so sind die Pfaffen, so treiben sie's selbst, und wir Laien sollen für jede kleine Sünde gleich Buße thun und uns in Demuth vor ihnen niederwerfen. Das sollte mir geschehen!"

„Die Stralsunder haben auch nicht dazu geschwiegen. Es entstand in der Stadt ein großer Rumor, und Alles lief in Schrecken durcheinander. Das Volk drängte sich auf den Straßen und auf dem Markte und entsetzte sich ob der ringsum aufsteigenden Feuersäulen. Aber drei von des Kirchherrn Unterpfarrern standen auf dem Markte, spotteten der Bürger und sprachen: „„Sehet, das sind die Seelenlichte, die Ihr uns nehmen wolltet, und die Euch Euer Kirchherr nun anzündet; bei denen müßt Ihr besser opfern als sonst. Ei, wie konntet Ihr so keck sprechen gegen ihn, als er hier war. Gehet doch jetzt hinaus zu ihm.""

„Ueber diese Spottreden ergrimmte das Volk; es jagte die drei Unterpfarrer in ein Haus, in welches man auch alle anderen Pfaffen hineintrieb. Darauf pfählte

man die Thüren zu und wollte das Haus anzünden. Ein Rathsherr, als er das sah, redete zum Guten und stellte dem Volke vor, daß die Priester nicht alle Schuld daran hätten, und es würde sehr unredlich sein, wenn man sich an den Unschuldigen rächen wollte. Auch sollten sie bedenken, daß die Priester mehrentheils Bürgerkinder wären, ihr eigen Blut und ihre Freunde, die sie ja schonen möchten, auch wenn sie eigene Schuld hätten.

„Der Pöbel aber war heftig erbittert, sonderlich die Träger in der Stadt — Packknechte — denn mehreren der Ihrigen hatte Kurt von Bonow, wie man gesehen, auf dem Felde Hände und Füße abgehauen. Sie schrien auf: die Pfaffen wären alle Schelme, Diebe und Bösewichter, sie hätten die Sache mit anrichten helfen, darum sollten sie auch brennen, und wenn sie selbst ihre Mütter und Schwestern wären. So wollten sie nun das Haus anzünden, in welchem über hundert geistliche Personen steckten.

„Der Rath bat den Pöbel mit thränenden Augen, er möchte wohl bedenken, was er thäte. Mit aller Mühe erhielt er endlich so viel, daß sie die drei Unterpfarrer aus dem Haufen herausholten, welche so unverständig gespottet und sich über den Brand gefreut hatten. Die andern Unschuldigen ließen sie frei.

„Aber jene zogen sie auf drei Kuhhäuten nach dem neuen Markte, zerrten und schlugen sie und riefen: „„zum Brande habt Ihr Lust gehabt, so sollt auch Ihr Brand bekommen.““

„Sie machten ein großes Feuer an, warfen die Drei hinein und brannten sie zu weißer Asche.

„Unterdessen kamen die armen Bauern von den abgebrannten Dörfern nach der Stadt, denen all' das Ihrige genommen und verbrannt war. Ihr Winseln und Jammern

erregte großen Schmerz und Mitleid. Aber als man erfuhr, daß mehrere vom Adel in der Umgebung dem Kurt von Bonow geholfen hätten, machte sich der Pöbel mit den Bauern auf, um sich an ihren Gütern zu rächen, und trieben großes Unwesen, verbrannten ihnen die Dörfer und kehrten ihnen die Häuser von Grund aus um. Dadurch wurde ihnen der Adel sehr auffässig, auch die pommerschen Fürsten machten sich die vom Sunde dadurch zu Feinden, und der Bischof Roloff von Schwerin that die Stadt in den Bann.

„So lag denn die Stadt in großem Verderb. Es durfte Niemand sich aus den Thoren wagen, denn wo man Sunder bekam, würgte man sie wie die Hunde, und in der ganzen Gegend hörte das Morden und Rauben nicht auf. Ich weiß nicht, wie es jetzt steht, und ob der Bann von der Stadt genommen ist. Doch ich will mich jetzt persönlich davon überzeugen und nach Stralsund zurückkehren."

„Und woher kommt Ihr?" fragte der Ritter.

„Ich habe mich einige Zeit lang im Kloster Lehnin aufgehalten," fuhr der Geistliche fort. „Der Abt war meines Vaters Freund und gewährte mir eine Zuflucht. Aber das Kloster Lehnin selbst ist jetzt durch die Quitzows in eine sehr traurige Lage versetzt."

„Ja, ja, sie haben, wie ich gehört, den Pfaffen arg mitgespielt," meinte der Ritter, „und mein Pfarrer hat Zeter-Mordio geschrieen. Als wenn die Pfaffen es besser machten."

„O, ich habe es empfunden, was es heißt, mit seiner lieben Gemeinde von seinem heimischen Heerde, von Allem entblößt, vertrieben zu werden," seufzte der Pfarrer. „O, die böse Zeit! die böse Zeit!"

„Na, lamentirt nur nicht und kommt zu Ende," ent-

gegnete der Ritter, „ist der Streit zwischen den Quitzows und dem Abte von Lehnin nun endlich beigelegt worden?“

„Freilich, so konnte es nicht fortgehen, aber nimmer wird das Kloster Lehnin die Unbill vergessen, die ihm der entsetzliche Quitzow zugefügt hat.“

* * *

Der Pfarrer hatte seine Erzählung beendet, und auf den Wunsch des Ritters schickte er sich nun an, Wally zu besuchen. Der Ritter hatte ihm allerdings gesagt, daß sie wider ihren Willen auf das Schloß gebracht worden sei, doch habe sie schon ihre Einwilligung zur Ehe gegeben. Sie sei aber ein wunderliches Ding und spreche heute anders wie gestern, daran müsse er sich nicht kehren. Im Uebrigen hoffe er, daß, wenn sich bei ihr irgend ein Widerwille gegen die Ehe zeigen sollte, er als Geistlicher im Stande sein würde, diesen Widerwillen zu besiegen.

Der Pfarrer versprach, sein Möglichstes zu thun. So trat er zu Wally ein.

Er fand das Mädchen in Thränen gebadet und wurde von ihrer Schönheit auf's Tiefste gerührt.

Als Wally einen Geistlichen sah, erhellte ein Freudenstrahl ihr leidendes Antlitz. Sie warf sich ihm zu Füßen und rief mit bebender, schmerzerstickter Stimme:

„O rettet mich, ehrwürdiger Vater, rettet mich aus den Händen dieses entsetzlichen Mannes — oder gebt mir den Tod!“

„Den Tod, meine Tochter?“ fragte der Pfarrer. „Wie kommst Du auf diesen sündhaften Gedanken?“

„O, ich habe einen unglücklichen Vater, und man hat mich von ihm gewaltsam fortgerissen. Ich verlange meine

Freiheit, und man hält mich hier widerrechtlich zwischen diesen Mauern. Ich begehre das Recht, worauf ein armes, unglückliches Mädchen Anspruch hat, und man thut mir nichts als Unrecht, Unbill und schnöde Gewalt an."

„Ich weiß, mein Kind, es ist nicht Dein Wille, daß Du hier bist, aber es ist Dein Wille, daß Du des Ritters Eheweib werdest!"

„Mein Wille ist, daß er mir die Freiheit gebe, denn niemals, niemals werde ich sein Weib werden, und zwingt er mich, wird er nichts finden, als eine Leiche."

„Du hassest den Ritter?" fragte der Pfarrer.

„Ich hasse ihn, ich verachte ihn, weil er erzwingen will, was ein Mädchen nur freiwillig zu geben vermag."

„Aber bedenke, Du bist ein armes Mädchen, und er ist Edelmann und Ritter."

„Und ich, ehrwürdiger Vater, halte mich für viel zu gut, um die Gattin dieses Mannes zu werden, denn auch ich bin von guter und vornehmer Herkunft und den ersten Geschlechtern Ungarns entsprossen."

„Ei, was sagst Du da? Ist das wahr? Das klingt ja fast unglaublich."

„Es ist wahr, ich lüge nicht, ehrwürdiger Vater."

„So erzähle mir, Kind; wie kamst Du in diese Lage?"

Wally suchte sich dem Geistlichen, so gut es ging, verständlich zu machen, und bat ihn flehentlich, Alles aufzubieten, um den Ritter zu bewegen, daß er sie endlich freiließe; denn sie wolle lieber das größte Ungemach erleiden, als sich dem Ritter ergeben, der ihren Vater getödtet habe. Der Pfarrer versprach das Möglichste zu thun, machte ihr jedoch wenig Hoffnung, daß er bei dem Rothen, der ein hartgesottenes Herz habe, etwas ausrichten würde. Er täuschte sich auch nicht; denn so viele Mühe er sich auch

gab, des Ritters Entschluß wankend zu machen und dessen Herz zu erweichen, es gelang ihm nicht. Im Gegentheil wurde seine Leidenschaft durch Wally's Hartnäckigkeit immer mehr angefacht, und gewiß wäre es dem unglücklichen Mädchen noch schlimm ergangen, wenn ihr nicht im letzten Augenblicke ein Retter in der Gestalt des fahrenden Arztes erschienen wäre.

Dieser hatte Schamly nicht mehr am Leben angetroffen; er war in den Armen des Eremiten verschieden und hatte diesem sich zu erkennen gegeben und ihm seinen letzten Willen aufgetragen. Nach der Erzählung des ehrwürdigen Greises konnte der fahrende Arzt nicht mehr zweifeln, daß Schamly und Frendir in der That eine und dieselbe Person war, und gern machte er sich dem Eremiten gegenüber anheischig, Frendir's letzten Willen auszuführen. Nachdem er am Grabe seines alten Freundes sein Gebet verrichtet, beeilte er sich, die Burg des rothen Ritters zu erreichen und Wally's Rettung zu versuchen.

Furchtlos und freimüthig trat er vor den kleinen Barbarossa und erzählte ihm Frendir's Schicksale, und am Schlusse seiner Erzählung fuhr er also fort:

„Als Freund und als Testamentsvollstrecker des unglücklichen Mannes, der bei Wally aus Liebe zu ihrer Mutter Vaterstelle vertreten, werde ich Alles aufbieten, Herr Ritter, um das arme Mädchen, das jetzt so gänzlich verlassen und verwaist ist, Euren Anträgen geneigt zu machen. Aber als eine Jungfrau von guter Herkunft kann sie von Euch verlangen, gnädiger Herr, daß Ihr sie mit aller ihrem Stande gebührenden Achtung behandelt. Dann wird sich — da Ihr sie doch aufrichtig zu lieben scheint — ihr Herz Euch zuwenden. Nur schont ihre zarte Empfindung und laßt ihr Zeit, sich auszuweinen und auszuhärmen."

Der Ritter war keineswegs erzürnt, als er diese Worte vernahm, vielmehr machten sie einen sehr guten Eindruck auf ihn, zumal er selbst nicht mehr daran zweifelte, daß Wally von guter Herkunft war. Nun begab sich der fahrende Arzt, dem Barbarossa jetzt volles Vertrauen schenkte, zu dem vergebens auf Erlösung harrenden Mädchen. Er war von Wally's Erscheinung überrascht und erkannte sofort ihre große Aehnlichkeit mit der Mutter, der schönen Truda Blankenfelde. Es war eine lange Unterredung, die er mit Wally hatte. Er verschwieg ihr jedoch bei diesem seinem ersten Besuche den Tod ihres Vaters und gab sich nur als dessen alten Freund zu erkennen. Er wußte ihr so viel aus dem früheren Leben ihres Vaters mitzutheilen, daß sie keinen Augenblick an seinen Worten zweifelte, und sie war überglücklich, so unerwartet einen bewährten Freund gefunden zu haben.

Als er nun bei seinem nächsten Besuch ihr die Todesbotschaft mittheilte, zerfloß Wally in Thränen; der fahrende Arzt fand es noch nicht für gut, dem Mädchen nähere Mittheilungen in Bezug auf ihre Herkunft und die Schicksale ihrer unglücklichen Mutter zu machen, aber er tröstete sie mit der Versicherung, daß der Ritter ihren Gefühlen ferner keinen Zwang auferlegen würde. Sie könne sich als vollkommen frei betrachten und sich begeben, wohin sie wolle. Jedoch lege ihr der Ritter all' sein Besitzthum zu Füßen, und möge sie als Herrin darüber unbeschränkt verfügen.

Dies war in der That des Ritters aufrichtige Gesinnung. Seitdem der fahrende Arzt sich auf seiner Burg befand, war er wie umgewandelt. Was kein Geistlicher, keine Ermahnung, keine Drohung bei ihm zu bewirken vermocht, das hatten dessen ungeschminkte Erzählungen und

Mittheilungen zu Wege gebracht: eine sanftere Gemüthsstimmung. Der Ritter legte jetzt mehr und mehr seine Wildheit ab und erklärte endlich, mit dem fahrenden Arzte nach Berlin sich begeben zu wollen, um Frendir's letzte Wünsche zu erfüllen.

Die Aenderung in des Ritters Wesen konnte von Wally nicht unbemerkt bleiben, sie war in der That keine Gefangene mehr und wurde wie eine Königin behandelt; aber dennoch schwand ihr Widerwille gegen den Mann nicht, welcher den Tod ihres Vaters verschuldet hatte, und den Gedanken, daß sie jemals dieses Mannes Eheweib werden könne, wies sie mit der ganzen Kraft ihrer kindlichen Pietät zurück.

Nur ungern fand sie sich darin, auf der Burg des Ritters bis zu der Rückkehr ihres Freundes von Berlin auszuharren, da jener aber ebenfalls in dessen Gesellschaft die Reise dorthin machte, und sie unter dem Schutze des Geistlichen, der noch immer des Ritters Gast war, verblieb, so mußte sie sich selbst sagen, daß sie keine Ursache habe, ihrem Freunde zu widersprechen, und sie sah ihn, der ihr wie ein Bote des Himmels in der Zeit der größten Noth und Gefahr erschienen war, mit thränenden Augen scheiden.

O, wohl hatte er Recht, wenn er sagte, die Wege des Himmels sind wunderbar, und selbst das geringste Wesen kann zur Ausführung großer Dinge berufen sein.

* * *

Es war am Abend nach dem St. Martinstage. Im bischöflichen Hofe war es ungewöhnlich still. Ein schwer kranker Mann, der nicht leben und nicht sterben konnte, wand und krümmte sich in einem riesigen Lehnsessel. Der

Kranke hatte ein gelbes, runzliches Gesicht, eine Habichtsnase und kleine graue Augen. — Es war keine angenehme Erscheinung, dieser todtkranke Mann, und sagen wir es kurz, es war Betzel, der Geheimschreiber des Bischofs von Brandenburg.

Vor ihm stand der bischöfliche Vicar, ein Geistlicher, welchen der Bischof nach Berlin gesandt hatte, um seinen Geheimschreiber geistlich und ärztlich zu behandeln, denn der Vicar verstand sich auf's Kuriren.

„Das Sterben ist bitter," ächzte Betzel, „sehr bitter, mein Freund —"

„Erleichtere Dein Gewissen, Betzel;" entgegnete der Vicar, „es lastet ein Geheimniß auf Deiner Seele, ich weiß es; beichte, da es Zeit ist, Deine letzte Stunde ist gekommen."

„Ja, ich fühle es! Ach — wie mich das packt! — Aber es wird bald vorüber sein, und ich bin dann von aller Qual erlöst."

„Aber nicht von der himmlischen Verdammniß!"

„Himmlische Verdammniß! Ja — wenn man nur wüßte, ob es eine solche wirklich giebt! — O, wie das brennt! —"

Der Kranke krümmte sich zusammen und preßte seinen Fingern krampfhaft aus.

„Beeile Dich!" ermahnte der Vicar, indem er den Puls des Kranken prüfte.

In diesem Momente wurde eine geheime Tapetenthür des Gemachs geöffnet und das Antlitz des fahrenden Arztes wurde sichtbar.

„O, es geht zu Ende mit mir," ächzte der Kranke; „ich werde sterben — und es ist so schön auf der Welt — und so schaurig im Grabe —"

„Bereite Dich auf den Tod vor, Betzel, wie es einem

guten Christen und einem Geistlichen gebührt;" ermahnte der Vicar wiederum.

„Ach — wenn ich doch nur noch einige Zeit leben könnte, ein Jahr nur noch — nur ein einziges Jahr — dann würde ich sie suchen — ja, dann würde ich sie suchen und nicht eher nachlassen, bis ich sie gefunden habe —"

„Wen?" fragte der Vicar.

„Mein Kind, meine Tochter!"

„Du hast eine Tochter, Betzel?"

„Ach — sie war so schön — so engelhold — sie flehte so sehr — aber ich hatte kein Mitleid — ich habe sie getödtet —"

„Deine Tochter, Betzel?"

„O — ihre Mutter!"

„Ach — Du sprichst von Truda Blankenfelde! — Ich denke, sie ist in ein Kloster gesperrt worden, weil sie unehrbarer Liebe zu einem Ungar ein Kind geboren —"

„Barmherzigkeit! Luft!" stöhnte der Kranke. „Ich will ja Alles beichten — ich will ja die schwerste Buße thun — aber hilf mir, Vicar, ich liege auf der Folter. Ach — wie das brennt!"

Der Sterbende schloß die Augen, und seine Zähne klapperten wie im Fieberfrost.

Die Tapetenthür bewegte sich jetzt wieder, das Gesicht des fahrenden Arztes war mit größter Spannung auf den sterbenden Geheimschreiber gerichtet.

„Nein — es war nicht der Ungar, der sie verführt hat —" fuhr Betzel nach einer ängstlichen Pause fort, „ich hatte falsch geschworen, als ich sie beschuldigte — ich selbst war es, der sie im Hause Blankenfeldes überfiel —"

„Im Hause Blankenfeldes? — Wie kamst Du hinein?"

„Vom Convicte aus, durch einen geheimen Gang*) —"

„Und Du beschworst es, sie in der Umarmung des Ungarn gesehen zu haben?"

„Ja — ich beschwor es."

„Und Du beschworst es auch später, daß sie ihr Kind getödtet? —

„Ich beschwor auch das! —"

„Und was ist nun aus dem Kinde geworden, das sie durch Deine sündhafte Umarmung empfangen?"

„Ich brachte es zu Jonathan — dem Todtengräber auf St. Marien — aber der Ungar nahm es diesem wieder ab."

„Der Ungar? — Das war zur Zeit, als der Bischof ein schweres Lösegeld für Dich zahlte, dessen Veranlassung uns Allen ein tiefes Geheimniß blieb?"

„Ach — er war fürchterlich, dieser Ungar," ächzte der Kranke — „er stand mir in den Tagen meiner Krankheit fortwährend vor den Augen, und Truda an seiner Seite. O — wie er mich grimmig anblickte, gerade wie damals — als er mich zermalmen wollte. Aber ich schwur, daß ich ihm nicht eher die Wahrheit sagen und über den Verbleib des Kindes Mittheilungen machen würde, bis er mir einen Eid geleistet, daß er mir nichts Böses zufügen würde. Außerdem versprach ich ihm eine große Summe Geldes, — ach —"

Die Tapetenthür bewegte sich diesmal nicht ohne ein hörbares Geräusch — der fahrende Arzt trat in's Zimmer.

„Hinweg! hinweg, zürnender Schatten!" stöhnte der Geheimschreiber, indem er die fremde Gestalt mit allen

*) Ein solcher geheimer Gang hat sich in neuerer Zeit bei einem Ausbau des alten Patrizierhauses in der That vorgefunden.

Zeichen des Entsetzens anstarrte, „ich will ja Alles bekennen! — O, wie es brennt! — Du hast mir und dem Bischof einen feierlichen Eid geleistet, Deiner Rache zu entsagen! — Truda ist ja todt — laß sie in Frieden ruhen! Ach — weh — ich sterbe! —"

Der fahrende Arzt hatte dem Vicar ein Zeichen gegeben, und dieser, der erkannte, daß Betzel sich in einem letzten Paroxismus befand, öffnete die Thür und ließ die im Vorzimmer wartenden Geistlichen mit der heiligen Monstranz eintreten, um dem Sterbenden die letzte Oelung zu geben.

Betzel sank mit dem Haupte in seinen Lehnstuhl zurück. Noch einmal erfaßte er krampfhaft das Kruzifix; große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn — einige Minuten schweren Todeskampfes — und der Schänder und Mörder der edlen Truda Blankenfelde stand vor Gottes Thron.

* * *

Wir haben unserer Geschichte nur noch wenig hinzuzufügen.

Obwohl Frendir sich durch einen Eid gebunden hatte, an dem schändlichen Betzel keine Rache zu nehmen, um wenigstens Truda's Kind zu retten und auf dasselbe alle Liebe, die er für die unglückliche Mutter gehabt, zu übertragen, so hatte er doch vor seinem Tode dem Eremiten Alles mitgetheilt.

Da nun Betzel seine letzten Bekenntnisse vor Zeugen gemacht hatte, wurde es nicht schwer, Truda's Ehre wieder herzustellen und ihr ein ehrliches Grab zu bereiten. Wally aber wurde von der Familie Blankenfelde als rechtmäßige Erbin der Familie anerkannt.

Die entsetzliche Geschichte ihrer unglücklichen Mutter

hatte aber so tiefen Eindruck auf das Gemüth des jungen Mädchens gemacht, daß sie entschlossen war, den Schleier zu nehmen. Den beharrlichen Bitten des fahrenden Arztes jedoch, der sich so treu gegen Schamly und Wally erwiesen hatte, gelang es endlich, die düstere Stimmung des trauernden Mädchens zu besiegen und sie zu vermögen, dem rothen Ritter, der ihr nicht nur überzeugende Beweise seiner Liebe, sondern auch eines für edle Eindrücke nicht unempfänglichen Gemüths gegeben, ihre Hand zu reichen.

Beglückt führte der Ritter seine junge Frau auf seine Burg und war ihr ein treuer Führer durch's Leben.

Dem fahrenden Arzte wurde bereitwillig ein gastfreies Asyl auf der Burg gewährt, wo er von den Irrfahrten seines bewegten Lebens ausruhen konnte. Der Narr aber erhielt für sein kluges Benehmen in der Ruppiner Herberge und im bischöflichen Hofe eine reichliche Belohnung, denn ohne seine List, durch welche es ihm gelungen war, sich selbst und seinem Meister Eingang zu verschaffen, wäre das Geheimniß von Wally's Herkunft und Geburt mit dem Geheimschreiber Betzel begraben worden.

Mit einem guten Zehrpfennig versehen, trat nun der Narr nach einem allerdings thränenreichen Abschied von seinem alten Meister fröhlich und wohlgemuth seine Kreuz- und Quergänge durch die weite, große Welt von Neuem an, und noch oftmals hatte er am Martinsabend und bei anderen Festen Gelegenheit, sein lustiges „Hasaffapupaperlapa" ertönen zu lassen und seine halsbrechenden Purzelbäume zu machen.

VII.

Das Fürstenhaus.

(Kurstraße 52 u. 53.)

Dieses prächtige Gebäude, welches unfern des königlichen Schlosses mitten in dem belebtesten Theile der Stadt steht, hat eine merkwürdige Biographie und ist eines der denkwürdigsten Blätter unserer steinernen Chronik. Seine Mauern können uns gar seltsame Geschichtchen von Fürstengunst und Fürstendank erzählen.

Im Jahre 1678 erbaut, ist es jetzt über zwei Jahrhunderte alt; Bauherr war der damals mächtige und allgewaltige Minister des Kurfürsten Friedrichs III. — der geniale Dankelmann.

Er hatte geglaubt, in diesem Palaste in Glanz und Würden leben zu können, und zu dieser Hoffnung war er, der die Gunst seines Fürsten in hohem Grade genoß, wohl berechtigt.

Aber es sollte anders kommen.

Schon beim großen Kurfürsten stand er als Erzieher des Kronprinzen in hohem Ansehen, und als Friedrich III., der nachmalige erste preußische König, zur Regierung kam, wurde er Minister.

Als solcher that Dankelmann sehr viel für die Kultur des Landes, für Kunst und Wissenschaft. Die Hochschule in Halle, die Academie der Künste und Wissenschaften in Berlin — diese Stiftungen, welche seinen Fall um Jahrhunderte überdauert haben und noch heute in voller Blüthe stehen, sie sind sein Werk.

Aber stolz und hochfahrend, wie Dankelman trotz seiner guten und glänzenden Eigenschaften war, konnte es ihm

an Feinden nicht fehlen. Er hatte sie am Hofe und im Volke. Es war nicht leicht, Minister des Kurfürsten Friedrich III. zu sein. Der prachtliebende Fürst brauchte viel Geld — ohne neue Steuern vermochte keiner seiner Minister das Staatsschiff über Wasser zu halten. Das Volk murrte, aber Dankelmann stand fest. Die Hofschranzen intriguirten gegen ihn, aber Dankelmann pochte auf seine Verdienste, und er stand noch immer fest. Aber Kurfürst Friedrich III. wollte König werden, und Dankelmann widerstrebte, jedenfalls in der besten Absicht, diesem Lieblingsplane seines Fürsten — und er wurde diesem unangenehm und fiel.

„Dankelmann will den Kurfürsten spielen," äußerte dieser sich gegen seine Umgebung, „aber ich will ihm schon zeigen, daß ich sein Herr bin."

Jetzt hatten seine Feinde leichtes Spiel, und Dankelmann wich dem Schlage, von dem er sich bedroht sah, aus, indem er seine Aemter freiwillig niederlegte.

Friedrich III. aber brachte seinen Lieblingsplan zur Ausführung; alle Schwierigkeiten wurden überwunden, er setzte sich zu Königsberg die Königskrone auf.

Dankelmanns Feinde aber fürchteten noch immer selbst den gestürzten Minister. Sie machten den Fürsten besorgt, daß der so schwer Gekränkte die wichtigsten Staatspapiere zurückbehalten habe, um davon hochverrätherischen Gebrauch zu machen. Solchen Verdächtigungen gab Friedrich Gehör. Dankelmann wurde verhaftet, ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, sein Vermögen und seine Güter wurden mit Beschlag belegt. Der Hoffiskal Müller, dem der Befehl zuging, bei 2000 Dukaten Strafe den Prozeß binnen vier Wochen zu Ende zu bringen, schrieb in das Protokoll:

„Heiliger Gott, gerechter Richter, Artikel kann ich machen, aber woher soll ich die Beweise nehmen? Ich habe

ein corpus actorum verlangt und nichts erhalten. Niemand hat das Herz, den schlechten Zustand des Prozesses Sr. Majestät zu offenbaren, sondern derselbe soll fortgesetzt werden."

Und solches geschah. Die lächerlichsten Beschuldigungen wurden hervorgesucht, um den gestürzten Minister straffällig zu machen.

Dankelmann habe über andere Minister übel gesprochen, hieß es, sie in Mißcredit gebracht, von ihnen, als er einmal in Königsberg in die Kirche gekommen, verlangt, die anderen Minister sollten ihm einen Platz aufheben; er habe bei einer Maskerade, bei der er einen Scheerenschleifer vorgestellt, seine Collegen durch ein satyrisches Gedicht beschimpfen lassen u. s. w.

Am Schlusse des dem Könige zugestellten Berichtes heißt es:

„Nachdem die Umstände, wodurch dieser Prozeß verzögert wurde, angeführt sind, so ist wohl zu beklagen, nachdem man Anfangs wider ihn und seine Güter executiv verfahren, daß nun erst nach etlichen Jahren soll zusammengesucht werden, ob, und wie er könne überführt werden. Ich habe diesen schlechten Zustand des Dankelmann'schen Prozesses Ew. Majestät getreulich eröffnen sollen, weil mein Herr, der König, ist wie ein Engel Gottes, daß er Gutes und Böses hören kann, darum auch der Herr, sein Gott, wird mit ihm sein."*)

Auf diesen Schlußbericht geschah Dankelmann jedoch keine Gerechtigkeit. Zehn Jahre brachte er in der Verbannung auf der Festung Peitz zu. Von seinem ihm geraubten Vermögen erhielt er jährlich 2000 Thaler. Es

*) Die Acten dieses merkwürdigen Prozesses sind noch vorhanden.

wurde ihm der Antrag gestellt, ihm ein Theil seiner Güter gegen freiwillige Verzichtleistung auf das Uebrige zurück zu erstatten, aber Dankelmann versetzte, er sei bereit, aber der König möge öffentlich seine Unschuld anerkennen.

Des weigerte sich der König.

Zwar rief der Nachfolger Friedrich's I., Friedrich Wilhelm I., Dankelmann aus der Verbannung zurück, aber seine Güter gab man ihm nicht wieder.

So lange jedoch die Akademie der Künste in Berlin blühen wird, wird man ihres hochherzigen Stifters, des ersten Bewohners des Fürstenhauses, nicht vergessen. Dankelmann hat sich in die Annalen seines Vaterlandes mit unauslöschlicher Schrift eingetragen.

Ehre seinem Angedenken! — —

Nachdem König Friedrich I. das Dankelmann'sche Haus eingezogen hatte, ward es zur Wohnung fremder Fürsten, welche Berlin besuchten, bestimmt, und es nahm unter diesem Könige die größten Männer seiner Zeit auf.

Hier wohnte Prinz Eugen, der edle Ritter, Oesterreichs Retter vor den Sicheldegen der Osmanen. Hier wohnte Marlborough, Englands gutes Schwert gegen den eroberungssüchtigen Ludwig XIV. Hier wohnte Menzikow, der Pastetenjunge von Petersburg, dann Fürst und Minister unter dem Selbstherrscher aller Reussen. Hier wohnte auch der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, dieser Wilhelm I. im verjüngten Maßstabe.

Aber noch einen anderen geheimnißvollen Gast haben die Mauern des Fürstenhauses aufgenommen.

Es war der Goldmacher Dominico Gaetano Conte de Rugiero.

Schon damals litt, wie wir bereits erwähnt, der preußische Staat am Ueberfluß von Geldmangel, und es

war nicht leicht, diesem Uebelstande, der sich immer von Neuem geltend machte, abzuhelfen. Der nach dem Sturze seines ehemaligen Protectors, des Ministers Dankelmann, bis zu den höchsten Würden emporgestiegene Freiherr von Kolb, später Graf von Wartenberg, that sein möglichstes, um die Bedürfnisse seines prachtliebenden Monarchen, der es gänzlich vergessen zu haben schien, daß er einen armen Staat regierte, zu befriedigen. Aber weniger genial als Dankelmann, der die Vermehrung der Staatseinnahmen ohne gleichzeitige Förderung und Hebung der natürlichen Hülfsquellen des Landes nicht für möglich hielt, nahm er zu den seltsamsten Steuern seine Zuflucht.

Hierher gehörte z. B. die Perrückensteuer, welche 1698 eingeführt wurde.

Jeder Beamte mußte nämlich jährlich für seine Perrücke einen Thaler, der Bürger oder Kaufmann sechszehn Groschen und der Handwerksgeselle, sowie überhaupt die dritte Klasse des Publikums zwölf Groschen bezahlen.

Späterhin wurde diese Steuer-Einnahme zugleich mit der Karossensteuer, einer Abgabe auf Luxuswagen, an einen französischen Refugié, Namens Elie Papus de Laverdauge verpachtet, welcher den Titel eines Perrücken- und Karossen-Inspectors erhielt, und dieser erhöhte die Steuern nicht nur ansehnlich, sondern die inländischen Perrückenmacher mußten sechs Prozent von dem Werthe einer jeden Perrücke, die fremden Kaufleute aber fünfundzwanzig Prozent von jeder im Auslande fabrizirten Haartour entrichten.

Da nun diese Perrückensteuer sich als sehr einträglich erwies, denn Jedermann, der einen Kopf hatte, pflegte damals auch eine Perrücke zu tragen, so kam Wartenberg auf die Idee, lieber gleich den ganzen Kopf zu besteuern.

Und diese Steuer — von Kopf und Perrücke zugleich —

mußte allerdings eine noch viel größere Einnahme ergeben.

Des Königs gesalbtes Haupt wurde auf 4000 Thaler angeschlagen; der Kopf der Königin auf die Hälfte dieser Summe. Sämmtliche Officiere mußten den Sold eines Monats als Kopfsteuer zahlen, von welcher selbst der ärmste Bettler nicht ausgenommen war.

Aber diese Kopf- und Perrückensteuer war noch schlicht und einfältiglich gegen die — Jungfernsteuer, mit welcher alle alten Jungfern erbarmungslos belegt wurden. Jedes unverheirathete Frauenzimmer mußte ohne Rücksicht auf ihren Stand oder ihr Gewerbe vierteljährlich sechs Groschen in die Accise-Kasse zahlen, sobald sie vierzig Jahre alt geworden, ohne in den heiligen Ehestand getreten zu sein. Unverheirathete Junggesellen dagegen ließ man ungeschoren.

Auch die Fußbekleidung wurde besteuert. Von jedem Paar Stiefeln, Schuhen oder Pantoffeln mußte von dem Schuhmacher, ehe er das Leder verarbeiten durfte, ein Groschen entrichtet werden, neue Schuhe für Kinder unter drei Jahren waren von dieser Abgabe befreit.

Auch Kaffee, Thee und Chocolade wurde besteuert. Man mußte sich, wenn man von diesem Getränke Gebrauch machen wollte, einen Erlaubnißschein lösen, welcher jährlich zwei Thaler kostete.

Aber alle diese Steuern vermochten das Danaidenfaß des Fiscus nicht zu füllen, und man kann sich daher lebhaft die Freude des Königs und seines Hofes vorstellen, als sich in Berlin ein Mann, der oben genannte Italiener, einfand, welcher von sich behauptete, er sei im Besitze des Steines der Weisen und könne Gold machen, so viel man dessen auch verlangen möchte.

Graf Wartenberg übernahm es, den Abenteurer bei Hofe einzuführen. Der Adept war gewandt genug, um den König durch ein Taschenspielerstückchen an die Wahrheit seiner Angaben glauben zu machen. Alle Welt jubelte dem großen Manne zu, und das Volk, in der Hoffnung, von seiner Kopf-, Fuß-, Perrücken- und Jungfernsteuer befreit zu werden, blickte voll ehrfurchtsvoller Scheu zu dem Wundermanne empor.

Es wurde ihm das Fürstenhaus eingeräumt, woselbst der Adept seine Werkstatt aufschlug. Aber nur zu bald wurde der König aus seinem angenehmen Traume aufgeschreckt.

Der Goldmacher erklärte nämlich, daß er zum Goldmachen einer kostbaren Materie bedürfe, zu deren Bereitung die Kleinigkeit von 40,000 Thalern erforderlich sei.

Der König, der nicht zu begreifen vermochte, daß ein Goldmacher des Geldes bedürfe, weigerte sich, dem Adepten seine unverschämte Forderung zu bewilligen.

Denn nicht! meinte Gaetano, oder wie er schlechtweg am Berliner Hofe genannt wurde, Cajetan, und machte sich aus dem Staube.

Die Verblendung aber, in welcher der König durch sein fortwährendes Geldbedürfniß erhalten wurde, siegte noch einmal über seine gesunde Vernunft. Er schickte dem flüchtigen Adepten seinen Kammerherrn, den Marschall von Biberstein nach, dem es auch gelang, den Italiener zur Rückkehr zu bewegen. Der König erhob ihn nun zum Range eines Generalmajors und schenkte ihm sein mit Brillanten besetztes Bild.

Von Neuem ging es nun im Fürstenhause sehr geheimnißvoll her. Aller Blicke waren auf die Mauern gerichtet, hinter welchen der Wundermann arbeitete. Aber die Zeit

verstrich — und noch immer ließ das Gold auf sich warten. Kein weiser Mann war da, der es dem Monarchen zu sagen wagte:

„Thöricht ist Dein Hoffen auf den Schwindler im Fürstenhause; erkenne, daß es nur einen Goldmacher der Könige giebt: Das arbeitsame Volk."

Endlich aber mußten Friedrich I. doch die Augen aufgehen, denn eines schönen Tages war der Adept abermals verschwunden.

Und abermals setzte man ihm nach und brachte ihn wieder zurück. Von Neuem setzte der König seine Hoffnung auf die Wissenschaft des Abenteurers. Das verwünschte Gold wollte aber nimmer zum Vorschein kommen. Da ergrimmte Friedrich I. und verurtheilte den Cajetan zum Galgen.

Man hing ihn auf in einem Flitterkleide von Goldzindel, der Galgen war mit Rauschgold ausgeputzt — so strafte ein König, der sich betrogen wähnte, während er sich doch nur selbst betrogen hatte!

* * *

Unter Friedrich II. wurde die Bestimmung des Fürstenhauses wiederum eine andere. Im unteren Geschoß wurde die Generalkriegskanzlei, im zweiten die königliche Haupt-Stempel- und Kartenkammer, im dritten die Königlichen Pagen einquartirt, wenn Friedrich der Große von Potsdam nach Berlin kam.

Dann nochmals ein anderes Bild! — —

Es war wiederum eine sehr geheimnißvolle, dunkle und traurige Werkstatt, die unter Friedrich Wilhelm III. vom Souterrain des Fürstenhauses Besitz genommen hatte.

Es war die fluchwürdige Werkstatt der Censur.

Zwei Gnomen trieben hier lange ihr Wesen.

Hinter dem hölzernen Gitter seines Pultes guckte das hektische, runzliche Antlitz des Censors Otto hervor, die dürre Hand streckte sich wie die Fänge einer Spinne nach dem Manuscripte aus, das ihm der unglückliche Autor mit pochendem Herzen entgegen hielt. Ein stechender Blick auf die Schrift, eine mißtrauische, unheilschwangere Wolke auf der Stirn des klapprigen Männchens, und es war, als sollte die schwarze Schrift vor dem Medusenblicke des unheimlichen Untercensors erblassen.

Ein langes zögerndes Bedenken, als könne er sich nur schwer entschließen, eine Schrift frei zu geben, ließ den Ueberbringer des Manuscriptes erst alle Pein der Ungewißheit empfinden, dann endlich gab er gänzlich unverfängliches Manuscript zurück, verfängliches brachte er in das Nebenzimmer hinein zu dem eigentlichen wahren Censor und Gedankenmörder, dem Meister John.

Der Autor mußte vor Grimm erbeben, sah er sein Manuscript in den Händen dieses Unglücksmannes. Das kleine schielende Auge unter der grünen Brille sprach mit jedem Blick ein Todesurtheil aus, und mit jedem Striche seines Rothstiftes drückte er dem freien Gedanken das Brandmark seiner eigenen knechtischen Gesinnung auf.

Und so trieben es diese Mitternachtsgeister fort, bis im Jahre 1848 unter so manchem Gerümpel des Absolutismus auch die Censur der verdienten Verachtung und Vergessenheit anheim fiel.

VIII.

Das königliche Schloß.

Das königliche Schloß in Berlin ist die Geschichte der Hohenzollern, die Geschichte der preußischen Monarchie in Stein; alle wesentlichen Momente aus dem Leben dieses zu den höchsten Aufgaben der Civilisation berufenen Geschlechtes haben sich in die steinerne Chronik dieses mächtigen und imposanten Gebäudes eingetragen.

Eben deshalb aber ist die Geschichte dieses Schlosses nicht nur eine Fürstengeschichte — sondern sie ist auch eine Geschichte des Volkes, und es giebt nicht leicht ein anderes politisches Gemälde, auf welchem sich Licht und Schatten so gleichmäßig und wohlthuend vertheilen.

Der erste Axt- und Hammerschlag, welcher auf dem Bauplatz, auf welchem das neue Schloß an der Spree sich erheben sollte, erdröhnte, fuhr den Berlinern durch Mark und Bein.

An Unabhängigkeit von ihren fürstlichen Gebietern, deren beständige Geldverlegenheiten für die Berliner und Köllner Bürgerschaft die stete Erweiterung ihrer Privilegien und Rechte bedeuteten, durch Jahrhunderte hindurch gewöhnt, sahen die beiden Städte mißtrauischen Auges die neue Zwingburg eines Fürstengeschlechtes sich erheben, das eben so haushälterisch mit seinem Gelde wie mit seinen fürstlichen Prärogativen zu wirthschaften verstand.

Und in gleichem Maße wie der störrische und abhängige Sinn der Bürger gebrochen wurde, erhob sich das neue fürstliche Schloß — ein Grundstein, wie es keinen zweiten

giebt, der fürstlichen Macht und des größten politischen Glanzes.

Es war im Jahre 1451, als Kurfürst Friedrich II. seine Hofhaltung von Spandau nach dem neuerbauten Schlosse in Berlin verlegte. Berlin, gebändigt und gedemüthigt und durch den Verlust seiner Unabhängigkeit und seiner Handelsprivilegien zur Bedeutungslosigkeit einer Landstadt herabgedrückt, war durch diese Uebersiedelung des Kurfürsten wieder zur Hauptstadt des Kurfürstenthums erhoben, und von nun an stiegen die beiden Schwesterstädte Berlin und Kölln mit dem regierenden Geschlechte zu neuer Pracht und zu neuem Glanze empor.

Wenn aber auch unter dem macht- und kraftvollen Auftreten der ersten Hohenzollern die bürgerliche Unabhängigkeit so gut wie gänzlich vernichtet wurde, so gewann das Bürgerthum in der Mark doch reichlichen Ersatz durch die Ueberwältigung der Anarchie, durch die Niederwerfung und Bändigung des keinem Gesetze sich beugenden Adels, und so — zwischen den beiden gebändigten Ständen, zwischen Adel und Bürgerthum — die fürstliche Allgewalt begründend, behauptend, erweiternd, ist endlich ein neuer Geist, stärker als Adel und Bürgerthum, stärker als die fürstliche Allgewalt selbst, zum Beherrscher des preußischen und deutschen Volkes geworden — das Recht!

Und in der heiligen Scheu vor diesem Rechte ist das Hohenzollerngeschlecht groß geworden! Mögen auch einzelne Abirrungen zu verzeichnen sein, Gesetz und Recht, diese beiden Wächter der Sitte und der Freiheit, halten Wache am Throne der preußischen Regenten. — Hierin liegt der Schlüssel zu ihrer Größe.

Wir müßten eine Geschichte des preußischen Staates, eine Hohenzollernsche Regentengeschichte schreiben, wollten

wir alle die bedeutungsvollen Momente hier verzeichnen, welche im königlichen Schlosse zu Berlin ihre Anhalts- oder Ausgangspunkte gefunden haben. Nur einige der bedeutungsvollsten Ereignisse mögen hier ihre Würdigung finden.

Da ist vor Allem der große historische Moment zu verzeichnen, da das Kurfürstenthum Brandenburg durch die Belehnung mit dem Herzogthum Preußen die erste Etappe zu seiner europäischen Machtstellung erreicht hatte.

Der kluge Kanzler Joachims II., Lamprecht Distelmeyer, hatte diese Belehnung auf dem Reichstage zu Lublin glücklich durchgesetzt, und froh des erreichten Zieles beschloß der Kurfürst das wichtige Ereigniß in großartigster Weise zu feiern.

Es war im Jahre 1569

In der Runde von drei Meilen war die gesammte Geistlichkeit nach Berlin geladen worden, und als sich alle Theilnehmer eingefunden hatten, verkündeten am frühen Morgen das Geläut der Glocken und der Donner der Geschütze den Beginn des Festes.

Vom kurfürstlichen Schlosse herab setzte sich der feierliche Zug in Bewegung, den die kurfürstlichen Jäger und Reiter in prächtiger Form eröffneten.

Dann folgten in weißen Kleidern, mit losgebundenen, wallenden Haaren, sämmtliche Jungfrauen der Städte Berlin und Kölln, hinter diesen die Magistratspersonen, der Landesadel; die Geistlichen in ihren köstlichen Meßgewändern kamen paarweise geordnet, Jeder einen silbernen Kelch und eine silberne Brotschale in der Hand tragend.

Ihnen folgte der polnische Gesandte, der Oberst von Staupitz, der das Wappen des Herzogthums Preußen trug, und diesem schlossen sich die Herren Edler Gans von Putlitz und Joachim von Röbel an; ersterer als Erbmarschall von

Brandenburg das goldene Kurschwert, dieser eine weiße Fahne, worauf der märkische Adler gestickt war, tragend.

Dann kam der Kurfürst. Er war „ganz im güldenen Stück, so mit Zobel eingefaßt war," gekleidet, und ihm folgte sein Sohn Johann Georg und sein Enkel Joachim Friedrich, von den Hausbeamten des Kurfürsten begleitet.

So begab sich der Zug nach der Domkirche, wo der Kanzler Distelmayer eine lateinische Rede hielt, die wohl eine Stunde gedauert haben soll. Nach Beendigung derselben schlug Joachim noch in der Kirche den polnischen Gesandten und seinen Kanzler zu Rittern, und dann kehrte der Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen war, in's Schloß zurück, wo festliche Freudengelage die Feierlichkeit schlossen, bei welchen auch die Armen nicht vergessen, sondern auf Joachim's Kosten gekleidet und gespeist wurden.

Unter demselben prachtliebenden und lebenslustigen Fürsten wurde das von Friedrich II. erbaute Schloß niedergerissen und auf derselben Stelle prächtiger wieder aufgebaut.

Von Joachim II. bis zu dem nicht minder prachtliebenden Kurfürsten Friedrich III. ist mehr als ein Jahrhundert vergangen. Aber dieses Jahrhundert hatte Berlin beinahe ausgelöscht aus der Reihe der bedeutenderen Städte Deutschlands. Von zwei entsetzlichen Geißeln, dem dreißigjährigen Kriege und der Pest, arg heimgesucht, konnte nur ein großer und genialer Fürst, wie Friedrich Wilhelm die Stadt und den Staat aus ihrem tiefen Verfalle retten, und so wunderbar war der Aufschwung, den der Kurstaat unter diesem Fürsten genommen, daß sein Sohn Friedrich III. daran denken konnte, sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen und die Kurmark in ein Königreich umzuwandeln.

Wie es damals unter Joachim II. durchgesetzt worden

war, die Belehnung über das Herzogthum Preußen zu erlangen, so wurden jetzt alle Schwierigkeiten überwunden, und in Wien die Zustimmung zu dem bedeutungsvollen Acte gewonnen, der nun in Königsberg vor sich ging.

Am 15. Januar 1701 ward unter dem Geläute sämmtlicher Glocken, dem Abfeuern des Geschützes und bei Pauken- und Trompetenschall die Krönung bekannt gemacht. Vier Herolde durchzogen, von dem Oberhofmarschall, dem Ceremonienmeister, dem Kurfürstlichen Mundschänken und einer großen Zahl von Hofcavalieren und Officieren begleitet, die Straßen und hielten an fünf verschiedenen Plätzen still. Dann trat der erste Herold, im Wappenrock von blauem Sammet mit Gold gestickt und auf dem Kopfe einen schwarzen Sammethut mit weißer Feder hervor und las mit lauter Stimme dem versammelten Volke die folgenden Worte vor:

„Kund zu wissen sei hiermit Jedermann, daß es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, dieses souveraine Herzogthum Preußen zu Gunsten des allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Fürsten Friedrich, unseres allergnädigsten Beherrschers, und der allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Prinzessin Sophie Charlotte, unserer allergnädigsten Beherrscherin, zu einem Königreiche zu erheben. — Wir proclamiren sie daher zum Könige und zur Königin von Preußen. — Ein jeder getreue Unterthan rufe daher mit uns aus: ‚Es lebe Friedrich, unser allergnädigster König! — Es lebe Sophie Charlotte unsere allergnädigste Königin!‘“ —

Und während sich dann in das Vivatrufen des Volkes das Donnern der Geschütze mischte, streuten die übrigen Herolde diese gedruckte Proklamation unter die Umstehenden aus.

Der folgende Tag, ein Sonntag, ward ohne öffentliche Festlichkeiten verlebt; am 17. aber stiftete Friedrich, die

Feier seiner Krönung zu erhöhen, den schwarzen Adlerorden, in welchen mit Einbegriff der Prinzen achtzehn Ritter aufgenommen wurden.

Am nächsten Tage fand die feierliche Krönung statt.

Friedrich ließ sich gegen 9 Uhr Morgens ankleiden, und man kann leicht erachten, daß er nichts gespart hatte, um die Ceremonien so glänzend zu machen, als es seine Kräfte erlaubten. Die Knöpfe seines Kleides bestanden aus Diamanten, von denen jeder auf 3000 Dukaten geschätzt wurde, und die Agraffen an dem Königlichen Mantel aus karmoisinrothem Sammet, der mit Hermelin gefüttert und verbrämt und mit goldgestickten Adlern geschmückt war, bestanden aus drei Diamanten, welche zusammen 100,000 Thaler kosteten. Nicht weniger prächtig war der Anzug der Königin und ihr Schmuck, aus den schönsten und größten Perlen und Diamanten bestehend, soll ebenfalls ungeheure Summen gekostet haben. —

Im Audienzsaale des Schlosses war ein kostbarer Thron aufgeschlagen, auf dessen beiden Seiten zwei silberne Tische standen, worauf die Insignien von Friedrich's neuer Würde lagen. Der Herrscher bestieg den Thron, setzte sich dann selbst die Krone auf und empfing, nachdem er das Scepter genommen hatte, die Huldigung der Anwesenden. Zuerst ließ sich sein ältester Sohn, der Kurprinz, auf ein Knie nieder, dann folgten die übrigen Prinzen. Nachdem diese Ceremonie vorbei war, erhob sich der König Friedrich, um sich in die Zimmer seiner Gemahlin zu begeben. Diese empfing ihn am Eingange des Vorzimmers, und Friedrich nahm dem Hofmarschall die andere, für die Königin bestimmte Krone, welche ihm derselbe vorgetragen hatte, ab und setzte sie der Königin auf, welche dann ebenfalls wie

vorher ihr Gemahl die Huldigung ihres Sohnes und der übrigen Prinzen empfing.

Nach dieser Feierlichkeit begab sich das königliche Paar über einen breiten, von Brettern, die mit rothem Tuch überzogen waren, aufgeschlagenen Weg nach der Schloßkirche, wo die beiden Hofprediger, Ursinus und von Sander, welche zuvor zu Bischöfen erhoben worden waren, den König und die Königin in schwarzsammetnen Talaren empfingen, und sie zu dem vor dem Altare aufgeschlagenen Thron führten.

Nachdem der Gottesdienst beendet war und das königliche Paar dergestalt das Abendmahl empfangen hatte, daß der lutherische Bischof ihnen den Kelch, der reformirte aber das Brod reichte, segnete sie der Bischof Ursinus ein; dann nahm der König die Krone ab und legte sie auf die oberste Stufe des Altars, die Königin folgte seinem Beispiele, und Beide empfingen nun die Salbung, worauf sie sich die Kronen wieder selbst auf's Haupt setzten, zum Zeichen, daß die preußische Königskrone ihrem Könige von Niemandem gegeben worden sei. — Ueberhaupt war die ganze Krönungsceremonie nach dem Gebrauch in England angeordnet worden.

Eine Reihe von Festlichkeiten der glänzendsten Art schlossen sich nun an die Feier dieses Tages an, die ein Gastmahl im Schlosse, Feuerwerk und Illumination in der Stadt endete, wobei auch das Volk nicht vergessen wurde, denn auf dem Schloßplatze war ein gemästeter Ochse, mit kleinerem Vieh gefüllt, für die Eßlustigen gebraten worden, und rother und weißer Wein floß aus zwei steinernen Adlern.

Diese Feste dauerten fast ununterbrochen bis zur Abreise des Königs, welche am 8. März vor sich ging, und zu welcher die Bürgerschaft Königsbergs die prächtigsten Anstalten getroffen hatte, um dem Monarchen das Geleit zu geben. —

Sämmtliche Häuser der Stadt waren mit frischen Tannzweigen und allen Blumen verziert, welche man in dieser Jahreszeit auftreiben konnte; außerdem waren drei Ehrenpforten, in der Altstadt, dem Kneiphofe und der Neustadt errichtet, und während die Kanonen der Stadt und der im Hafen liegenden Schiffe gelöst wurden, ritt Friedrich auf einem braunen Hengste, andalusischer Race, durch die Straßen, während die Königin mit der Herzogin von Kurland in einem offenen, mit acht isabellfarbigen Pferden bespannten Wagen einherfuhr. —

So schied der König von seiner getreuen Stadt Königsberg und kam am 17. März in Potsdam an, verweilte aber noch einige Tage auf den Schlössern Schönhausen, Charlottenburg und Oranienburg, um den Berlinern Zeit zu geben, die Anstalten zu seinem Empfange, welche noch nicht vollendet waren, zu beenden.

Der Einzug des Königs in Berlin fand daher erst am 6. Mai folgendermaßen statt:

Die Zünfte und Innungen der Städte Berlin und Kölln, des Werders, der Friedrich- und Dorotheenstadt hatten sich in verschiedene Compagnien getheilt, von denen jede eine besondere, auf das Gewerk bezügliche Fahne führte; unter ihnen zeichneten sich besonders die Kaufleute, die zwei Compagnien bildeten, und das Schlächtergewerk aus.

Die Kaufleute trugen Röcke von weißem Tuch, mit Silber gestickt, und waren mit Degen bewaffnet; die Fleischhauer aber waren als Küraſſiere mit Collets von Elendshaut und großen Hiebern versehen.

Außerdem zeichnete sich eine Compagnie von Knaben aus den Familien der französischen Emigrirten, in Blau gekleidet und mit weißen Federn auf den Hüten, auf das Vortheilhafteste aus. —

königlichen Trompetern und Paukern begleitet, welche von dem Thore ab bis zum Schlosse fortwährend musicirten. Ihnen folgten die Hof- und Oberhofmarschälle, die Cavaliere und sämmtliche Großen des Hofes; dann die königliche Familie.

Vorauf der Markgraf Christian Ludwig, den Landgrafen von Hessen-Homburg auf seiner rechten, den Fürsten von Anhalt-Zerbst auf seiner linken Seite; hinter ihm ritt der Kronprinz mit den beiden Markgrafen, Philipp und Albrecht, von seinem Hofmeister, dem Grafen Alexander von Dohna, begleitet; dann kam der König selbst. Er ritt auf einem ausgesucht schönen Pferde, mit dem reichsten Sattelzeug geschmückt, und unmittelbar hinter ihm der Graf von Wartenberg als Oberstallmeister und der Generalmajor von Tettenborn als Commandeur der Leibgarde. Eine Abtheilung der Garden und die königlichen Lakaien beschlossen diese zweite Abtheilung des Zuges.

An der Spitze der dritten Abtheilung ritt der Oberhofmeister der Königin, ein Herr von Bülow, und unmittelbar hinter ihm kam die prächtig geschmückte, vergoldete Kutsche, in welcher die Königin Sophie Charlotte saß; sie war allein im Fond des Wagens, ihr gegenüber auf dem Rücksitze die Markgräfin Philipp; dann kamen acht andere Kutschen, in welchen die übrigen Fürstinnen und die königlichen Hofdamen saßen.

Der Oberst und Kammerherr von Grote geleitete, an der Spitze von drei Garde-Kompagnien, die Kutsche der Königin und die übrigen Equipagen, und somit war der Zug beendet, welchem sich die vor dem Georgen-Thore haltende Kompagnie der Fleischhauer, sowie die Kompagnien der Kaufleute und der übrigen Gewerke sofort anschlossen, wenn der Zug bei ihnen vorüber passirt war.

Als der König die Ehrenpforte vor der Stadt erreicht hatte, traten zu beiden Seiten derselben zwanzig als Gärtnerinnen verkleidete Mädchen hervor, welche dem Könige köstliche Blumen zuwarfen und dieselben auch in den Wagen der Königin streuten. Dann zog der König in das Thor ein. Einen malerischen Anblick gewährten die sechs verschiedenen Ehrenpforten, welche, da sie in einer graden Linie standen, eine sehr schöne Perspective abgaben. So erreichte der Zug langsam die lange Brücke und die Ehrenpforte der köllnischen Bürger auf dem Schloßplatz.

Bis hierher reichten die Kompagnien der bewaffneten Bürger; von dieser Ehrenpforte an standen aber zur Linken das Grenadierbataillon und die Kadettenkompagnie unter dem Commando des Obristen von Pannewitz; zur Rechten die Garde zu Fuß unter dem Befehle des Generalmajor von Arnim bis zum Schlosse, und sobald der König seine Zimmer erreicht hatte, gaben die unter dem Gewehr stehenden Truppen und die Bürgerkompanien eine dreimalige Salve ab.

Hiermit waren die Empfangsfeierlichkeiten für den ersten Tag beendet, da bereits die Nacht hereingebrochen war.

Am folgenden Tage begaben sich die Deputationen sämmtlicher Collegien, der Domainen-Kammer, des Kammergerichts, des Konsistoriums, des Magistrats, der Geistlichkeit, der französischen Kolonie und auch die Hofprediger auf das Schloß, um ihre Glückwünsche abzustatten. Am dritten Tage, an dem Sonntage, fand in der Domkirche ein feierlicher Dankgottesdienst statt, und unter dem Donner der Kanonen, dem Schmettern der Trompeten und dem Wirbel der Pauken wurde ein feierliches Te deum angestimmt. — Wegen der ungünstigen Witterung hatte man die angeordnete Illumination bis auf den Montag ver-

schoben, und diese fand denn auch wirklich auf eine so glänzende Weise statt, wie man bisher noch nie gesehen hatte. Vorzüglich waren die Wohnungen des Kronprinzen und der Markgrafen, sowie die Hôtels der fremden Gesandten auf eine glänzende Weise mit Inschriften und auf die Feier des Festes bezüglichen Emblemen geschmückt, und überhaupt war, wie ein Chronist sagt, die Stadt so hell erleuchtet, daß sie in Feuer zu stehen schien.

Am Dienstag ward vor dem Leipziger Thore ein großartiges Feuerwerk in vier Abtheilungen abgebrannt, das der Markgraf Philipp in eigener Person arrangirt hatte. Der erste Theil bestand in einem großen Adler, der auf einem Portale stand und um seinen Hals die königliche Krone, auf seiner Brust die Anfangsbuchstaben des königlichen Namens hatte. Ueber dem Adler erblickte man eine halbe Sonne mit der Inschrift: Radians majestas perpetua duret (Die strahlende Majestät daure ewig). Weiter unten war eine Königskrone mit der Inschrift: Vivat Fridericus, rex in Borussia (Es lebe Friedrich, König in Preußen).

Zu beiden Seiten des Portals, auf welchem der Adler stand, waren sechs Pyramiden errichtet, die ebenfalls mit Inschriften und anderen auf die Festlichkeit bezüglichen Emblemen, versehen waren. Sie brannten, wie überhaupt der Adler und die übrigen Theile des Portals, in weißem Feuer. —

Der zweite Haupttheil des Feuerwerks bestand in einem erhabenen Thron, in dessen Mitte zwei Wappenschilder angebracht waren. In dem Schilde rechter Hand sah man den preußischen Adler und über demselben die königliche Krone auf der einen, einen wilden Mann, mit Schild und Keule bewaffnet aber auf der andern Seite; auf

dem Schilde zur Linken war auf der einen Seite das Kurscepter und auf der andern Seite ebenfalls ein wilder Mann auf dieselbe Art wie auf dem vorigen Schilde abgebildet.

Ueber diesen Schildern stand die Inschrift: Meruit Fridericus rex utrumque (Der König Friedrich hat Beides verdient.) — Ueber diesen Worten war die Fama mit einer Posaune angebracht. Auf der rechten Seite des Thores sah man den König zu Roß im Kurmantel und Kurhut. Unter ihm die Inschrift: Proficiscenti electori (Dem abreisenden Kurfürsten); links erblickte man Friedrich mit der Krone auf dem Haupte, den Königsmantel um die Schulteru geschlagen und das Scepter in der Hand haltend; er saß auf einem von vier Pferden gezogenen Triumphwagen, und hinter diesem Wagen stand ein Engel, der mit der linken Hand einen Palmen-, mit der rechten einen Lorbeerzweig über das Haupt des Königs herabhielt, worunter die Worte standen: Reducto regi (dem heimgekehrten Könige), und über dem Thron und den Statuen des Kurfürsten schwebte ein Engel, welcher ein mit Blumen gefülltes Horn in der Hand hielt.

Auf ähnliche Weise war der dritte Theil des Feuerwerks eingerichtet, welcher auf die Vereinigung der kurfürstlichen und königlichen Würde hindeutete, und beide Abtheilungen, die zweite und dritte, brannten in blauem Feuer.

Die vierte Abtheilung bestand in einem Wasserfeuerwerk. Sie bestand in einem Nachen in Form eines Schlittens, der von zwei Seepferden gezogen wurde; auf demselben saß Neptun von Nymphen und Tritonen umgeben, welche theils die Pferde am Zügel geleiteten, theils auf großen Seemuscheln bliesen.

Ueber den Pferden schwebten vier Engel, von denen der vorderste zwei Posaunen in der Hand hielt, auf denen einer er blies; von den andern Engeln trug der eine das Scepter, der andere die Krone und der dritte den Reichsapfel in der Hand.

Außerdem war noch ein zweiter Nachen bei dem ersteren, welcher ebenfalls von zwei Seepferden gezogen wurde, welche drei Engel am Zügel geleiteten.

In diesem Nachen erblickte man das Bildniß des Königs im Krönungsornate und das königliche Scepter in der Hand haltend; über ihm flog ein Engel, in der Linken eine Posaune, in der rechten Hand einen Lorbeerkranz haltend, während vor den Pferden und um den Nachen Neptun, von vielen Tritonen gefolgt, umherschwamm.

In den Zwischenpausen, während des Anzündens eines jeden Hauptttheils wurden jedesmal hundert Kanonenschüsse abgefeuert, auch Leuchtkugeln und Schwärmer angezündet.

Den Beschluß machten mehrere Girandolen von Raketen, die zu Hunderten und Tausenden auf einmal in die Luft stiegen.

Schluß der sämmtlichen Feierlichkeiten machte ein kirchliches Dankfest, welches am 22. Juni im ganzen Lande abgehalten wurde, und der König selbst hatte den Text, über welchen in sämmtlichen Kirchen des Landes gepredigt wurde, ausgewählt, und zwar die Worte Davids: „Alle Menschen, die es sehen, werden sagen, das hat Gott gethan, und merken, daß es sein Werk sei.“

Außerdem wurde während der Festlichkeiten in Berlin von dem Tage an, wo der König seinen Einzug gehalten hatte, bis zu dem, wo man das große Feuerwerk abbrannte, im Schlosse offene Tafel gehalten, die königliche Familie

speiste täglich im Oranischen Saal, und jeder ausgebrachte Toast wurde von einer bestimmten Zahl von Kanonenschüssen begleitet; auch wurden eben so lange die Insignien der königlichen Würde, die Krone, das Scepter, der Reichsapfel und das Schwert, dem Publikum zur Ansicht ausgestellt. Ueberhaupt wurden auf die Krönungsfeierlichkeiten nicht weniger als achtzehn Münzen geschlagen, die von dem Hofkupferstecher Johann Georg Wolfgang in Kupfer gestochen wurden, wozu der Herr von Besser eine ausführliche Beschreibung lieferte, die im Jahre 1712 bei dem Buchdrucker Liebpert zu Kölln an der Spree im Druck erschien.

So hatte das kurfürstliche Schloß wiederum einen jener großen Momente erlebt, welche in der Geschichte der Völker epochemachend sind, und wie der ehemalige Kurstaat in die Reihe der Königreiche eingetreten war, so wurde auch das bisherige kurfürstliche Schloß fortan zu einem „Königlichen Schloß“ erhoben.

Der Umbau aber, der unter Joachim II. begonnen, wurde erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm I. vollendet.

* * *

Es war nicht minder ein großer Augenblick, als in Berlin die Nachricht von der Einnahme Dresdens und von des großen Friedrich Einzug in die sächsische Residenz eintraf. Oestreich und Sachsen hatten sich verbunden, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis Friedrich gedemüthigt worden sei, aber die denkwürdigen Tage von Hohenfriedberg und Trautenau vereitelten die Pläne der beiden Preußen feindlichen Höfe. Es war für Berlin ein festlicher Tag — als der noch so jugendliche Heldenkönig nach diesem Feld-

zuge am 3. November 1745 in Berlin ankam, um in seinem Schlosse sich von den Anstrengungen des Feldzuges auszuruhen und die angeknüpften Friedensunterhandlungen zu Ende zu führen. Das Regiment seiner Gardes du Corps war mit ihm gekommen. Welch' ein Jubel, als die Braven ihren Einzug hielten, als die bei Hohenfriedberg und Trautenau erbeuteten Kanonen durch die Straßen rasselten und die erbeuteten Fahnen in der Garnisonkirche aufgestellt wurden.

Aber bald erhob sich von Neuem das drohende Kriegsungewitter. Es war Oestreich nicht geglückt, Friedrich Schlesien wieder zu entreißen, es faßte daher jetzt den Plan, durch Sachsen in Brandenburg einzufallen. Die Hauptarmee unter dem Prinzen Karl sollte durch die Lausitz gerade auf Berlin losrücken. In Berlin herrschte große Bestürzung, um so mehr, als der König für den Fall eines unglücklichen Feldzuges befohlen hatte, daß 500 Wagen bereit stehen sollten, um den königlichen Hof, die Archive und die höheren Beamten nach Stettin zu bringen. Eine Bürgerwehr wurde organisirt. Vor jedem Thore wurde eine Schanze aufgeworfen, die mit Kanonen besetzt wurde. Innerhalb der Stadt dicht an der Mauer wurden hölzerne Gerüste gebaut, damit die Bürger auf denselben stehend über die Mauer schießen konnten. Die Vertheidigung der Stadt war in 14 Tagen vollendet. Nichts desto weniger waren die Berliner und die königliche Familie auf dem Schlosse in großer Besorgniß, denn vom königlichen Heere war man ganz ohne Nachricht, und plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß ein östreichisches Armeecorps in vollem Anzuge auf Berlin sei.

Unbeschreiblich war die Verwirrung und die Angst, die sich jetzt der Berliner bemächtigte; was fliehen konnte,

floh, die Straßen waren mit Wagen bedeckt — als plötzlich die Nachricht von einem Siege, den General Ziethen über die feindliche Avantgarde erfochten haben sollte, die Gemüther wieder beruhigte und die Flüchtlinge zurückhielt.

Eine sehr lebendige Darstellung dieses merkwürdigen Tages ist uns in den Briefen des Herrn von Bielfeld überliefert worden.

„Ich war zum Abendessen zu einer mir bekannten Dame gegangen," so lautet die Mittheitung, „die auf der Neustadt wohnte, und ging früh wieder nach Hause. Auf dem Rückwege nach dem Schlosse passirte ich die Linden. Mein Wagen war schon bis zur Hälfte der Allee, als ich von ferne den Schein von etwa 50 Fackeln bemerkte, die über die Hundebrücke*) und mir entgegen zu kommen schienen. Ich glaubte, es wäre ein Leichenzug, aber die Fackeln bewegten sich mit Blitzesschnelle und flackerten wie Irrlichter. Ich befahl dem Kutscher, rascher zu fahren, und sobald ich mich ihnen näherte, hörte ich den Ton einer Menge von Posthörnern, bald darauf sah ich, daß der Zug vor dem Palais des Markgrafen Heinrich Halt machte; ich stieg aus und ging hinein, um mich nach dem Grunde einer so seltsamen Erscheinung zu erkundigen.

Ich fand den ganzen Palast in Aufruhr und erfuhr, daß der König den Marquis von Descouville, einen Kammerherrn der Königin, der den Feldzug als Volontair mitgemacht hatte, als Courier nach Berlin gesandt hatte, um die Nachricht eines Sieges zu überbringen, den die Truppen von Anhalt-Dessau über die sächsische Armee bei Kesselsdorf erfochten hatten.

Der Marquis hatte nicht vor acht Uhr Abends die

*) Jetzige Schloßbrücke.

vorher ihr Gemahl die Huldigung ihres Sohnes und der übrigen Prinzen empfing.

Nach dieser Feierlichkeit begab sich das königliche Paar über einen breiten, von Brettern, die mit rothem Tuch überzogen waren, aufgeschlagenen Weg nach der Schloßkirche, wo die beiden Hofprediger, Ursinus und von Sander, welche zuvor zu Bischöfen erhoben worden waren, den König und die Königin in schwarzsammetnen Talaren empfingen, und sie zu dem vor dem Altare aufgeschlagenen Thron führten.

Nachdem der Gottesdienst beendet war und das königliche Paar dergestalt das Abendmahl empfangen hatte, daß der lutherische Bischof ihnen den Kelch, der reformirte aber das Brod reichte, segnete sie der Bischof Ursinus ein; dann nahm der König die Krone ab und legte sie auf die oberste Stufe des Altars, die Königin folgte seinem Beispiele, und Beide empfingen nun die Salbung, worauf sie sich die Kronen wieder selbst auf's Haupt setzten, zum Zeichen, daß die preußische Königskrone ihrem Könige von Niemandem gegeben worden sei. — Ueberhaupt war die ganze Krönungsceremonie nach dem Gebrauch in England angeordnet worden.

Eine Reihe von Festlichkeiten der glänzendsten Art schlossen sich nun an die Feier dieses Tages an, die ein Gastmahl im Schlosse, Feuerwerk und Illumination in der Stadt endete, wobei auch das Volk nicht vergessen wurde, denn auf dem Schloßplatze war ein gemästeter Ochse, mit kleinerem Vieh gefüllt, für die Eßlustigen gebraten worden, und rother und weißer Wein floß aus zwei steinernen Adlern.

Diese Feste dauerten fast ununterbrochen bis zur Abreise des Königs, welche am 8. März vor sich ging, und zu welcher die Bürgerschaft Königsbergs die prächtigsten Anstalten getroffen hatte, um dem Monarchen das Geleit zu geben. —

Sämmtliche Häuser der Stadt waren mit frischen Tannzweigen und allen Blumen verziert, welche man in dieser Jahreszeit auftreiben konnte; außerdem waren drei Ehrenpforten, in der Altstadt, dem Kneiphofe und der Neustadt errichtet, und während die Kanonen der Stadt und der im Hafen liegenden Schiffe gelöst wurden, ritt Friedrich auf einem braunen Hengste, andalusischer Race, durch die Straßen, während die Königin mit der Herzogin von Kurland in einem offenen, mit acht isabellfarbigen Pferden bespannten Wagen einherfuhr. —

So schied der König von seiner getreuen Stadt Königsberg und kam am 17. März in Potsdam an, verweilte aber noch einige Tage auf den Schlössern Schönhausen, Charlottenburg und Oranienburg, um den Berlinern Zeit zu geben, die Anstalten zu seinem Empfange, welche noch nicht vollendet waren, zu beenden.

Der Einzug des Königs in Berlin fand daher erst am 6. Mai folgendermaßen statt:

Die Zünfte und Innungen der Städte Berlin und Kölln, des Werders, der Friedrich- und Dorotheenstadt hatten sich in verschiedene Compagnien getheilt, von denen jede eine besondere, auf das Gewerk bezügliche Fahne führte; unter ihnen zeichneten sich besonders die Kaufleute, die zwei Compagnien bildeten, und das Schlächtergewerk aus.

Die Kaufleute trugen Röcke von weißem Tuch, mit Silber gestickt, und waren mit Degen bewaffnet; die Fleischhauer aber waren als Küraſſiere mit Collets von Elendshaut und großen Hiebern versehen.

Außerdem zeichnete sich eine Compagnie von Knaben aus den Familien der französischen Emigrirten, in Blau gekleidet und mit weißen Federn auf den Hüten, auf das Vortheilhafteste aus. —

In der Stadt selbst waren sechs Ehrenpforten erbaut; die erste, dicht am Georgenthor, hatten die im Dienste des Königs stehenden Personen, Hofbediente und Ministerialbeamte errichten lassen; sie war im dorischen Style erbaut und mit Schnitzwerk, Gemälden und Sinnsprüchen geziert. Die zweite Ehrenpforte im jonischen Style stand an der Klosterstraße und war das Werk der französischen Emigrirten. Die Bewohner der Dorotheenstadt hatten die dritte an der Judenstraße errichten lassen; sie war mit Gemälden und Blumen auf das Sinnreichste geschmückt.

Dann kam der vierte Triumphbogen bei dem Rathhause an der Spandauerstraße; ihn hatte der Magistrat von Berlin erbauen lassen und mit verschiedenen Gemälden, welche die wichtigsten Momente der brandenburgischen Geschichte darstellten, geschmückt; auch standen zu beiden Seiten auf erhöhten Postamenten zwei Jungfrauen der Stadt in ein römisches Kostüm gekleidet, die den König mit einigen Versen im Namen der fünf Städte begrüßen sollten.

Die fünfte Ehrenpforte, von den Bürgern des Werders und der Friedrichstadt erbaut, stand an der Heiligen Geiststraße, und die Gemälde, mit welchen sie geschmückt war, hatten Bezug auf die Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg; die sechste Ehrenpforte endlich stand vor dem königlichen Schlosse selbst; sie bestand aus zwei Pyramiden und war besonders köstlich geziert und ausgeschmückt; sie war übrigens von den Bürgern der Stadt Kölln errichtet. —

Noch war die siebente Ehrenpforte jedoch nicht in der Stadt, sondern vor dem Georgenthore erbaut, die ein Werk der in den Vorstädten wohnenden Bürger und Eigenthümer war. —

Sobald sich nun die Allerhöchsten Herrschaften der

Stadt näherten, wurden alle Glocken geläutet, und aus zweihundert Kanonen eine dreimalige Salve gegeben, die von sämmtlichen auf der Spree liegenden Schiffen wiederholt wurden. Auch hatte der königliche Schieferdecker Bertram auf die oberste Kuppel des Marienthurms mit großer Geschicklichkeit sechs Geschütze hinaufbringen lassen, die ebenfalls gelöst wurden, und deren Donner eine höchst überraschende Wirkung hervorbrachte.

Indessen war die Küraſſier-Compagnie der Schlächter mit denen der Kaufleute zur Stadt hinausgeritten und hatte sich dort zur Seite des Weges im Spalier aufgestellt, während die übrigen Gewerke sich innerhalb der Stadt, die Georgenstraße entlang bis zum Schlosse, ebenfalls im Spalier formirt hatten, und bald darauf nahte der feierliche Zug selbst. Ihn eröffneten unter Anführung ihres Generalmajors die Gensd'armen und die grand-mousquetaires, von ihrem Obersten, dem Kammerherren Grafen von Dohna, geführt.

Nun folgten die vierzig Kutschen der Hofleute, worin die Deputirten der Provinzen, die königliche Minister und die Geheimen Räthe saßen; dann kamen die Kutschen des Fürsten von Anhalt-Zerbst, von Hessen-Homburg und der preußischen Prinzen, von sechszehn Equipagen des Königs begleitet, die Bereiter derselben, Fürsten mit ihren Handpferden, machten den Beschluß der ersten Abtheilung des Zuges.

Ein königlicher Bereiter, hinter welchem zwei königliche Reitpagen und dreißig Handpferde des Königs mit reich gestickten sammetnen Decken, eröffneten des Zuges zweite Abtheilung; zwei Pagenmeister, die sechs und zwanzig Edelknaben des Königs und neun Edelknaben der Königin, sowie drei Jagd- und drei Kammerpagen anführten, folgten hinter jenen, und dann kam der Hoffourier, von vier und zwanzig

königlichen Trompetern und Paukern begleitet, welche von dem Thore ab bis zum Schlosse fortwährend musicirten. Ihnen folgten die Hof- und Oberhofmarschälle, die Cavaliere und sämmtliche Großen des Hofes; dann die königliche Familie.

Vorauf der Markgraf Christian Ludwig, den Landgrafen von Hessen-Homburg auf seiner rechten, den Fürsten von Anhalt-Zerbst auf seiner linken Seite; hinter ihm ritt der Kronprinz mit den beiden Markgrafen, Philipp und Albrecht, von seinem Hofmeister, dem Grafen Alexander von Dohna, begleitet; dann kam der König selbst. Er ritt auf einem ausgesucht schönen Pferde, mit dem reichsten Sattelzeug geschmückt, und unmittelbar hinter ihm der Graf von Wartenberg als Oberstallmeister und der Generalmajor von Tettenborn als Commandeur der Leibgarde. Eine Abtheilung der Garden und die königlichen Lakaien beschlossen diese zweite Abtheilung des Zuges.

An der Spitze der dritten Abtheilung ritt der Oberhofmeister der Königin, ein Herr von Bülow, und unmittelbar hinter ihm kam die prächtig geschmückte, vergoldete Kutsche, in welcher die Königin Sophie Charlotte saß; sie war allein im Fond des Wagens, ihr gegenüber auf dem Rücksitze die Markgräfin Philipp; dann kamen acht andere Kutschen, in welchen die übrigen Fürstinnen und die königlichen Hofdamen saßen.

Der Oberst und Kammerherr von Grote geleitete, an der Spitze von drei Garde-Kompagnien, die Kutsche der Königin und die übrigen Equipagen, und somit war der Zug beendet, welchem sich die vor dem Georgen-Thore haltende Kompagnie der Fleischhauer, sowie die Kompagnien der Kaufleute und der übrigen Gewerke sofort anschlossen, wenn der Zug bei ihnen vorüber passirt war.

Als der König die Ehrenpforte vor der Stadt erreicht hatte, traten zu beiden Seiten derselben zwanzig als Gärtnerinnen verkleidete Mädchen hervor, welche dem Könige köstliche Blumen zuwarfen und dieselben auch in den Wagen der Königin streuten. Dann zog der König in das Thor ein. Einen malerischen Anblick gewährten die sechs verschiedenen Ehrenpforten, welche, da sie in einer graden Linie standen, eine sehr schöne Perspective abgaben. So erreichte der Zug langsam die lange Brücke und die Ehrenpforte der köllnischen Bürger auf dem Schloßplatz.

Bis hierher reichten die Kompagnien der bewaffneten Bürger; von dieser Ehrenpforte an standen aber zur Linken das Grenadierbataillon und die Kadettenkompagnie unter dem Commando des Obristen von Pannewitz; zur Rechten die Garde zu Fuß unter dem Befehle des Generalmajor von Arnim bis zum Schlosse, und sobald der König seine Zimmer erreicht hatte, gaben die unter dem Gewehr stehenden Truppen und die Bürgerkompanien eine dreimalige Salve ab.

Hiermit waren die Empfangsfeierlichkeiten für den ersten Tag beendet, da bereits die Nacht hereingebrochen war.

Am folgenden Tage begaben sich die Deputationen sämmtlicher Collegien, der Domainen-Kammer, des Kammergerichts, des Konsistoriums, des Magistrats, der Geistlichkeit, der französischen Kolonie und auch die Hofprediger auf das Schloß, um ihre Glückwünsche abzustatten. Am dritten Tage, an dem Sonntage, fand in der Domkirche ein feierlicher Dankgottesdienst statt, und unter dem Donner der Kanonen, dem Schmettern der Trompeten und dem Wirbel der Pauken wurde ein feierliches Te deum angestimmt. — Wegen der ungünstigen Witterung hatte man die angeordnete Illumination bis auf den Montag ver-

schoben, und diese fand denn auch wirklich auf eine so glänzende Weise statt, wie man bisher noch nie gesehen hatte. Vorzüglich waren die Wohnungen des Kronprinzen und der Markgrafen, sowie die Hôtels der fremden Gesandten auf eine glänzende Weise mit Inschriften und auf die Feier des Festes bezüglichen Emblemen geschmückt, und überhaupt war, wie ein Chronist sagt, die Stadt so hell erleuchtet, daß sie in Feuer zu stehen schien.

Am Dienstag ward vor dem Leipziger Thore ein großartiges Feuerwerk in vier Abtheilungen abgebrannt, das der Markgraf Philipp in eigener Person arrangirt hatte. Der erste Theil bestand in einem großen Adler, der auf einem Portale stand und um seinen Hals die königliche Krone, auf seiner Brust die Anfangsbuchstaben des königlichen Namens hatte. Ueber dem Adler erblickte man eine halbe Sonne mit der Inschrift: Radians majestas perpetua duret (Die strahlende Majestät daure ewig). Weiter unten war eine Königskrone mit der Inschrift: Vivat Fridericus, rex in Borussia (Es lebe Friedrich, König in Preußen).

Zu beiden Seiten des Portals, auf welchem der Adler stand, waren sechs Pyramiden errichtet, die ebenfalls mit Inschriften und anderen auf die Festlichkeit bezüglichen Emblemen, versehen waren. Sie brannten, wie überhaupt der Adler und die übrigen Theile des Portals, in weißem Feuer. —

Der zweite Haupttheil des Feuerwerks bestand in einem erhabenen Thron, in dessen Mitte zwei Wappenschilder angebracht waren. In dem Schilde rechter Hand sah man den preußischen Adler und über demselben die königliche Krone auf der einen, einen wilden Mann, mit Schild und Keule bewaffnet aber auf der andern Seite; auf

dem Schilde zur Linken war auf der einen Seite das Kurscepter und auf der andern Seite ebenfalls ein wilder Mann auf dieselbe Art wie auf dem vorigen Schilde abgebildet.

Ueber diesen Schildern stand die Inschrift: Meruit Fridericus rex utrumque (Der König Friedrich hat Beides verdient.) — Ueber diesen Worten war die Fama mit einer Posaune angebracht. Auf der rechten Seite des Thores sah man den König zu Roß im Kurmantel und Kurhut. Unter ihm die Inschrift: Proficiscenti electori (Dem abreisenden Kurfürsten); links erblickte man Friedrich mit der Krone auf dem Haupte, den Königsmantel um die Schulteru geschlagen und das Scepter in der Hand haltend; er saß auf einem von vier Pferden gezogenen Triumphwagen, und hinter diesem Wagen stand ein Engel, der mit der linken Hand einen Palmen-, mit der rechten einen Lorbeerzweig über das Haupt des Königs herabhielt, worunter die Worte standen: Reducto regi (dem heimgekehrten Könige), und über dem Thron und den Statuen des Kurfürsten schwebte ein Engel, welcher ein mit Blumen gefülltes Horn in der Hand hielt.

Auf ähnliche Weise war der dritte Theil des Feuerwerks eingerichtet, welcher auf die Vereinigung der kurfürstlichen und königlichen Würde hindeutete, und beide Abtheilungen, die zweite und dritte, brannten in blauem Feuer.

Die vierte Abtheilung bestand in einem Wasserfeuerwerk. Sie bestand in einem Nachen in Form eines Schlittens, der von zwei Seepferden gezogen wurde; auf demselben saß Neptun von Nymphen und Tritonen umgeben, welche theils die Pferde am Zügel geleiteten, theils auf großen Seemuscheln bliesen.

Ueber den Pferden schwebten vier Engel, von denen der vorderste zwei Posaunen in der Hand hielt, auf denen einer er blies; von den andern Engeln trug der eine das Scepter, der andere die Krone und der dritte den Reichsapfel in der Hand.

Außerdem war noch ein zweiter Nachen bei dem ersteren, welcher ebenfalls von zwei Seepferden gezogen wurde, welche drei Engel am Zügel geleiteten.

In diesem Nachen erblickte man das Bildniß des Königs im Krönungsornate und das königliche Scepter in der Hand haltend; über ihm flog ein Engel, in der Linken eine Posaune, in der rechten Hand einen Lorbeerkranz haltend, während vor den Pferden und um den Nachen Neptun, von vielen Tritonen gefolgt, umherschwamm.

In den Zwischenpausen, während des Anzündens eines jeden Hauptttheils wurden jedesmal hundert Kanonenschüsse abgefeuert, auch Leuchtkugeln und Schwärmer angezündet.

Den Beschluß machten mehrere Girandolen von Raketen, die zu Hunderten und Tausenden auf einmal in die Luft stiegen.

Schluß der sämmtlichen Feierlichkeiten machte ein kirchliches Dankfest, welches am 22. Juni im ganzen Lande abgehalten wurde, und der König selbst hatte den Text, über welchen in sämmtlichen Kirchen des Landes gepredigt wurde, ausgewählt, und zwar die Worte Davids: „Alle Menschen, die es sehen, werden sagen, das hat Gott gethan, und merken, daß es sein Werk sei.“

Außerdem wurde während der Festlichkeiten in Berlin von dem Tage an, wo der König seinen Einzug gehalten hatte, bis zu dem, wo man das große Feuerwerk abbrannte, im Schlosse offene Tafel gehalten, die königliche Familie

speiste täglich im Oranischen Saal, und jeder ausgebrachte Toast wurde von einer bestimmten Zahl von Kanonenschüssen begleitet; auch wurden eben so lange die Insignien der königlichen Würde, die Krone, das Scepter, der Reichsapfel und das Schwert, dem Publikum zur Ansicht ausgestellt. Ueberhaupt wurden auf die Krönungsfeierlichkeiten nicht weniger als achtzehn Münzen geschlagen, die von dem Hofkupferstecher Johann Georg Wolfgang in Kupfer gestochen wurden, wozu der Herr von Besser eine ausführliche Beschreibung lieferte, die im Jahre 1712 bei dem Buchdrucker Liebpert zu Kölln an der Spree im Druck erschien.

So hatte das kurfürstliche Schloß wiederum einen jener großen Momente erlebt, welche in der Geschichte der Völker epochemachend sind, und wie der ehemalige Kurstaat in die Reihe der Königreiche eingetreten war, so wurde auch das bisherige kurfürstliche Schloß fortan zu einem „Königlichen Schloß" erhoben.

Der Umbau aber, der unter Joachim II. begonnen, wurde erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm I. vollendet.

* * *

Es war nicht minder ein großer Augenblick, als in Berlin die Nachricht von der Einnahme Dresdens und von des großen Friedrich Einzug in die sächsische Residenz eintraf. Oestreich und Sachsen hatten sich verbunden, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis Friedrich gedemüthigt worden sei, aber die denkwürdigen Tage von Hohenfriedberg und Trautenau vereitelten die Pläne der beiden Preußen feindlichen Höfe. Es war für Berlin ein festlicher Tag — als der noch so jugendliche Heldenkönig nach diesem Feld-

zuge am 3. November 1745 in Berlin ankam, um in seinem Schlosse sich von den Anstrengungen des Feldzuges auszuruhen und die angeknüpften Friedensunterhandlungen zu Ende zu führen. Das Regiment seiner Gardes du Corps war mit ihm gekommen. Welch' ein Jubel, als die Braven ihren Einzug hielten, als die bei Hohenfriedberg und Trautenau erbeuteten Kanonen durch die Straßen rasselten und die erbeuteten Fahnen in der Garnisonkirche aufgestellt wurden.

Aber bald erhob sich von Neuem das drohende Kriegsungewitter. Es war Oestreich nicht geglückt, Friedrich Schlesien wieder zu entreißen, es faßte daher jetzt den Plan, durch Sachsen in Brandenburg einzufallen. Die Hauptarmee unter dem Prinzen Karl sollte durch die Lausitz gerade auf Berlin losrücken. In Berlin herrschte große Bestürzung, um so mehr, als der König für den Fall eines unglücklichen Feldzuges befohlen hatte, daß 500 Wagen bereit stehen sollten, um den königlichen Hof, die Archive und die höheren Beamten nach Stettin zu bringen. Eine Bürgerwehr wurde organisirt. Vor jedem Thore wurde eine Schanze aufgeworfen, die mit Kanonen besetzt wurde. Innerhalb der Stadt dicht an der Mauer wurden hölzerne Gerüste gebaut, damit die Bürger auf denselben stehend über die Mauer schießen konnten. Die Vertheidigung der Stadt war in 14 Tagen vollendet. Nichts desto weniger waren die Berliner und die königliche Familie auf dem Schlosse in großer Besorgniß, denn vom königlichen Heere war man ganz ohne Nachricht, und plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß ein östreichisches Armeecorps in vollem Anzuge auf Berlin sei.

Unbeschreiblich war die Verwirrung und die Angst, die sich jetzt der Berliner bemächtigte; was fliehen konnte,

floh, die Straßen waren mit Wagen bedeckt — als plötzlich die Nachricht von einem Siege, den General Ziethen über die feindliche Avantgarde erfochten haben sollte, die Gemüther wieder beruhigte und die Flüchtlinge zurückhielt.

Eine sehr lebendige Darstellung dieses merkwürdigen Tages ist uns in den Briefen des Herrn von Bielfeld überliefert worden.

„Ich war zum Abendessen zu einer mir bekannten Dame gegangen," so lautet die Mittheitung, „die auf der Neustadt wohnte, und ging früh wieder nach Hause. Auf dem Rückwege nach dem Schlosse passirte ich die Linden. Mein Wagen war schon bis zur Hälfte der Allee, als ich von ferne den Schein von etwa 50 Fackeln bemerkte, die über die Hundebrücke*) und mir entgegen zu kommen schienen. Ich glaubte, es wäre ein Leichenzug, aber die Fackeln bewegten sich mit Blitzesschnelle und flackerten wie Irrlichter. Ich befahl dem Kutscher, rascher zu fahren, und sobald ich mich ihnen näherte, hörte ich den Ton einer Menge von Posthörnern, bald darauf sah ich, daß der Zug vor dem Palais des Markgrafen Heinrich Halt machte; ich stieg aus und ging hinein, um mich nach dem Grunde einer so seltsamen Erscheinung zu erkundigen.

Ich fand den ganzen Palast in Aufruhr und erfuhr, daß der König den Marquis von Descouville, einen Kammerherrn der Königin, der den Feldzug als Volontair mitgemacht hatte, als Courier nach Berlin gesandt hatte, um die Nachricht eines Sieges zu überbringen, den die Truppen von Anhalt-Dessau über die sächsische Armee bei Kesselsdorf erfochten hatten.

Der Marquis hatte nicht vor acht Uhr Abends die

*) Jetzige Schloßbrücke.

Stadt erreichen können, und da es schon dunkel war, so schickte er hinein, um vierzig Postillone und eben so viele Wachsfackeln zu fordern. Das General-Postbüreau schickte ihm augenblicklich, was er verlangte, und nachdem Alles angelangt war, setzte er sich zu Pferde und hielt seinen Einzug in die Stadt, gefolgt von den Postillonen, welche ihre Wachsfackeln in den Händen trugen.

Inzwischen hatte sich das Gerücht von seiner Ankunft schon in der Stadt verbreitet, und die Bewohner der Gassen, welche er passiren mußte, um sich zum Schlosse zu begeben, hatten Freudenfeuer vor ihre Thüren und Lichte an ihre Fenster gesetzt, was zusammen eine glänzende Illumination abgab.

Nachdem er seine Commission den beiden Königinnen, den Prinzen und Prinzessinnen mitgetheilt hatte, glaubte er, daß seine Pflicht erforderte, diese große Nachricht mit seinem ganzen Gefolge dem Markgrafen Heinrich und seiner Gemahlin mittheilen zu müssen, und hier war es, wo ich ihn traf und aus seinem Munde die Details dieses Ereignisses vernahm. Ich lief sogleich nach dem Schlosse, um den beiden Majestäten, den Prinzen und Prinzessinnen meinen Glückwunsch zu machen, und ich fand noch den ganzen Hof in den Ausbrüchen der ersten Freude versammelt.

Am folgenden Tage brachte uns ein Courier die Bestätigung dieser Nachricht, umständliche Details der Schlacht und die Liste der Todten und Gefangenen. Am folgenden Tage erfuhren wir die Einnahme von Dresden, welches der König von Polen verlassen hatte, um sich nach Prag zu begeben. Kurze Zeit nachher erfuhren wir, daß der König selbst nach Dresden gegangen wäre, um sich dort zu erholen, daß er dort das Te Deum und Opern auf-

führen ließe. Endlich erhielt der Graf von Podewils den Befehl, dorthin zu kommen, und wir vermutheten leicht, daß es sich um den Frieden handelte. In der That waren unsere Hoffnungen begründet, und dieser Friede, der so ersehnt und nöthig war, wurde in der Hauptstadt Sachsens geschlossen.

Sobald man in Berlin erfahren hatte, auf welchen Tag der König seine Rückkehr festgesetzt hatte, begann man die Anstalten zu seinem Empfange. Sämmtliche Einwohner richteten sich darauf ein, ihre Häuser zu illuminiren, und viele eifrige Bürger machten Anstalt, ihrem Herrn entgegen zu gehen, der in seine Hauptstadt mit unvergänglichen Lorbeer geschmückt zurückkehrte. Bei dem Anbruch des festlichen Tages hörte man vom frühen Morgen an das Geläute sämmtlicher Glocken. Gegen Mittag versammelten sich die Bürger-Compagnien vor den Häusern ihrer Hauptleute und marschirten darauf an die ihnen angewiesenen Posten, wo sie sich in doppelte Reihe aufstellten vom Stadtthore an bis zum Portal des Schlosses.

Sämmtliche Bürger hatten ihre schönsten Kleider angezogen. Ihre Hüte und ihre Waffen waren gleichförmig, ihre Officiere waren blau gekleidet, sie marschirten unter dem Schall der Trommeln und mit fliegenden Fahnen. Ganz nahe am Schlosse befand sich eine Frei-Compagnie von jungen Kaufleuten, die den Buchhändler Fromeri zu ihrem Anführer gewählt hatten. Ihre Fahne war weiß. Man sah auf derselben ein brennendes Herz mit der Inschrift: Sic ardet pro rege. Diese Reihen der Bürgermiliz gewährten einen sehr schönen Anblick. Der Prinz Heinrich hatte schon am frühen Morgen die Stadt verlassen, um den König an dem Orte zu treffen, wo er zu Mittag essen wollte. Er fand ihn vollkommen wohl und

in der besten Laune von der Welt. Das Mittagessen war nicht lang, der König warf sich gegen drei Uhr in den Wagen und fuhr langsam zur Stadt. Inzwischen begaben sich die Damen und die vornehmsten Bürger in Masse in die Häuser, welche der König passiren mußte, und das Volk lief in den Straßen zusammen. Sämmtliche Fenster waren vom Giebel bis zum Keller von Leuten angefüllt, man hatte die Dachziegel abgenommen und die Dächer mit Zuschauern angefüllt; in den Straßen konnte man ersticken.

Sobald der König zwei Meilen weit von Berlin angekommen war, fand er schon eine Anzahl von treuen Unterthanen, die die Zeit nicht hatten erwarten können, um ihn möglichst bald zu sehen. Etwas weiterhin waren sämmtliche Corps aufgestellt, welche zu Pferde gekommen waren, um ihn nach dem Schlosse zu geleiten, und deren Eifer der König mit den wahrsten und rührendsten Zeichen seiner Zufriedenheit und Güte aufnahm.

Der König befand sich in einem offenen Phaeton mit seinen beiden Brüdern, dem Prinzen von Preußen und dem Prinzen Heinrich. Die ungeheure Menschenmenge, die ihn umgab, nöthigte ihn, Schritt vor Schritt zu fahren, und dies machte den Triumpfzug noch schöner und pomphafter.

Die Ordnung des Zuges war folgende: Zuerst sah man den Postmeister des Hofes erscheinen, dem einige hundert Postillone folgten, sämmtlich in Blau gekleidet, ihre Posthörner in der Hand, auf welchen sie unabläßig bliesen, und die an orangefarbenen Bändern hingen.

Nach ihnen kamen die Schlächter der Stadt und Umgegend zu Pferde. Sie hatten eine Escadron gebildet, sich in Braun und mit Hüten gekleidet, die goldene Borten und

blaue Cocarden hatten, ihre Pferde waren prächtig aufgezäumt, und sie waren sehr gut beritten.

Ihnen folgten die Großmeister der Forsten, an der Spitze sämmtliche Jagdbediente und Jäger aus der Umgegend von Berlin. Ihre Anzüge waren grün. Nach ihnen kam ein Detachement des Regiments der königlichen Jäger und eine zahlreiche Escadron von Freiwilligen, die aus den vornehmsten Bürgern Berlins zusammengesetzt waren, alle in die blaue Uniform des Königs gekleidet und auf trefflichen Pferden. Sie umgaben zunächst den Wagen des Königs.

Mehrere Pagen desselben und der Prinzen folgten zu Pferde, und eine Abtheilung der Gardes du Corps beendigte den Zug, nicht gerechnet eine lange Reihe von Wagen, deren Eigenthümer, dem Könige entgegen gefahren waren und ihm folgten. Während er die Bürger passirte, die sich in Reihen aufgestellt hatten, präsentirten, das Gewehr, die Officeire salutirten, die Fahnen neigten sich, die Trommelschläger schlugen ihren Marsch, das Volk rief: Es lebe der König, es lebe Friedrich der Große!

Die Frauen und jungen Mädchen kamen, um Blumen auf seinen Weg zu streuen; von den Dächern der Häuser und von den Fenstern sah man in jedem Augenblicke Lorbeerkränze fliegen, welche die Bürger der Stadt und die Damen auf den Wagen des Königs warfen. Ich habe nie wieder ein schöneres noch ein rührenderes Schauspiel gesehen. Der Glanz des Hofes, die pomphaften Ceremonien, welche auf Befehl der Souveraine angestellt werden, machen oft einen Eindruck, der durch seinen Glanz blendet, aber hier hatte man nichts befohlen. Es war die Bewunderung, der Eifer und die Liebe der Unterthanen, welche Alles angeordnet, Alles vorbereitet. Der freie Wille selbst handelte hier in einer Weise, die der menschlichen Natur Ehre macht.

Die Haltung des Königs bei einer so feierlichen Gelegenheit, so geeignet, um große Bewegungen im Herzen eines Monarchen hervorzurufen, trug dazu bei, mich zu rühren. Die Zufriedenheit, die Güte, das Gefühl seiner Größe und die Liebe zu seinem Volke sprachen aus seinem Antlitze. Er grüßte rechts und links, er sagte zu dem Gedränge, welches ihn umstand: „Meine Kinder! Erdrückt Euch nicht! Nehmt Euch in Acht, daß Euch die Pferde nicht verletzen, daß Euch kein Leid geschieht!“ Er lächelte die Einen an, den Andern schenkte er einige gnädige Worte; genug er vollendete die allgemeine Freude.

Sobald der König aus dem Wagen gestiegen war, umarmte er seinen Bruder zärtlich, grüßte uns Alle sehr gnädig, und wir hatten die Genugthuung, ihn bis in sein Zimmer zu begleiten. In diesem Augenblicke gaben die Bürger-Compagnieen eine dreifache Lösung aus ihren Gewehren und defilirten darauf, unter dem Lärm der Trommeln und mit fliegenden Fahnen unter den Fenstern des Königs vorbei. Kaum hatte sich dieser aber einen Augenblick zur Ruhe gesetzt, als man ihm anzeigte, daß sein ehemaliger Lehrer, Duhan de Jordan, im Sterben läge.

Gegen sechs Uhr Abends war die ganze Stadt erleuchtet. Der König setzte sich in Begleitung des Prinzen von Preußen und des Prinzen Heinrich in seinen Wagen. Der Prinz Ferdinand folgte ihm auf den Fuß. Indem der König sein Schloß verließ, befahl er den Pagen, ihn zu Duhan zu fahren. Dieser wohnte auf dem Werder in einer Art von Sackgasse, doch diese war so stark mit Lampen erleuchtet, daß man die Kammerfenster bei dem Kranken hatte öffnen müssen, um zu verhindern, daß er vor Dampf erstickte. Es war ein rührender Anblick, einen Sterbenden inmitten einer so glänzenden Illumination zu sehen, umgeben

von den Prinzen und einem siegreichen Könige, der unter dem freudigen Zuruf seines Volkes den Sterbenden tröstete, seine Leiden mitfühlte und sich der Nichtigkeit der menschlichen Größe erinnerte.

Nachdem der König von dem armen Duhan den zärtlichsten Abschied genommen hatte, der in der That am anderen Morgen seinen Geist aufgab, warf er sich in seine Karosse und machte die Tour durch die erleuchtete Stadt.

Erst gegen zehn Uhr kehrte der König mit dem Hofe in das Schloß zurück. Die ganze Nacht verging in Festlichkeiten, die die Bürger auf ihre eigene Hand gaben, und man hörte mit den Freudenschüssen nicht vor dem hellen Tage auf. Drei Tage nachher gab der König zur Feier des Friedens ein schönes Fest im Opernhause, einen großen Maskenball, zu dem Jedermann Zutritt hatte.

Der Hof und der Adel wurden dort an sechs großen Tafeln bewirthet, und die Bürger fanden auf der Bühne selbst und hinter den Koulissen Pyramiden und Buffets, die mit Pasteten, kalter Küche, Backwerk, Konfituren, Wein und Liqueuren besetzt waren. Dies ganze schöne Gebäude war von Innen mit weißen Wachskerzen und von Außen mit Oellampen erleuchtet. Der großen Facade gegenüber sah man ein Gebäude, welches den Tempel des Janus darstellte, dessen Pforten ein bewaffneter Römer schließt, und hinter diesem Tempel brannte man ein großes Feuerwerk ab." —

* * *

Der Janustempel war nun zehn Jahre hindurch geschlossen, und Friedrich der Große hat diese verhältnißmäßig kurze Friedenszeit sehr wohl zu benutzen verstanden, um

seinen Feinden gegenüber, die, wie er voraussah, nicht ruhen würden, schlagfertig dazustehen.

Es war eine schwere Zeit für Berlin und den ganzen preußischen Staat, dieser siebenjährige Krieg, in welchem der große König sich unverwelkliche Lorbeeren errang und sein junges Königreich zu einer Macht ersten Ranges emporhob. Wie jauchzte Alles auf, als endlich nach sieben drangvollen Jahren, am 5. März 1763 der zu Hubertsburg abgeschlossene Friede auf den Straßen öffentlich ausgerufen wurde, als der Friedensherold auf seinem Schimmel, der von zwei Bedienten des königlichen Marstalls geführt wurde, auf dem Schloßplatze erschien! Wie da Alt und Jung, Männlein und Weiblein den prächtig aufgeputzten Reiter umdrängten!

Ei, war der stolz anzuschauen! — Beinahe vergaß man über den glänzenden Herold die große herrliche Botschaft, welche er brachte.

Seine Kleidung bestand aus dunkelblauem Sammet, reich mit Gold gestickt und mit goldenen Tressen besetzt. Er trug einen silbernen Küraß und auf diesem das königliche Wappen, Scepter und Reichsapfel, sowie den schwarzen Adler mit Gold und Silber gestickt; sein Mantel bestand aus einer Tigerhaut, auf dem Kopf hatte er einen römischen Helm, der mit weißen und schwarzen Straußfedern geschmückt war, und um welchen sich ein Lorbeerkranz wand. Außerdem trug er lederne Stutzhandschuhe, die mit breiten goldenen Franzen besetzt waren; seine Strümpfe waren mit ponceaurothem Bande nach römischer Art umwunden. In der rechten Hand hielt er einen mit blauen Sammet überzogenen Heroldstab. Sein Pferd war ebenfalls mit einer Sammetdecke von derselben Art geschmückt und nach römischer Art aufgeschirrt.

Ein Detachement Husaren in neuer Montirung, zwei Pauker, vier Trompeter und ein Husarenoffizier eröffneten den Zug, dann kam der Herold selbst, und eine Abtheilung der königlichen Gensd'armen, ebenfalls in neuer Montirung, beschlossen den Zug.

Zuerst hielt diese prächtige Cavalcade vor dem königlichen Schlosse an, wo der Herold die vorgeschriebene Formel ausrief. Dasselbe geschah vor den Palästen der übrigen in Berlin anwesenden Mitglieder der königlichen Familie, zuletzt auf den Hauptplätzen der Stadt. Am Abend dieses Tages war Cour bei der Königin, Concert und Souper, und die ganze Stadt wurde erleuchtet.

Am 6. März wurde dagegen öffentlich ein kirchliches Dankfest begangen. Der ganze Hof war beim Gottesdienst in der Domkirche versammelt, nach Beendigung desselben ward das Te Deum laudamus angestimmt, während die Kanonen im Lustgarten eine dreimalige Salve gaben. Am Abend waren wieder große Festlichkeiten bei Hofe und am folgenden Tage hatte der Prinz Heinrich einen Maskenball arrangirt.

Der König selbst wollte am 30. März in Berlin eintreffen, und bis zu diesem Tage sah man in Berlin eine Reihe von öffentlichen und Privatfestlichkeiten, wodurch ein Jeder seine Freude über den glücklich errungenen Sieg seines Königs an den Tag zu legen trachtete.

Um den Monarchen an diesem Tage einzuholen, waren großartige und prächtige Vorkehruugen getroffen worden. Zuerst kam ein königlicher Polizei-Commissarius mit sechs Postillonen und sechs Feldpost-Couriers, dann kam der königliche Feldpostmeister mit neun Feldpostsecretairs und zweiundsiebzig Postillionen. Jene in blauer Kleidung mit goldenen Treffenhüten und orangefarbenen Kokarden, seidenen Leib-

binden mit goldenen Frangen und silbernen Posthörnern, diese in die gewöhnliche Postlivrée gekleidet, mit orangefarbenen Bandstreifen an den Hüten.

Nach ihnen kam das Schlächtergewerk. Sämmtliche Mitglieder desselben waren braun gekleidet und trugen silberne Knöpfe an den Röcken, ihre Pferde waren mit grünen Chabracken und Bändern von derselben Farbe geschmückt. Ihnen folgte die Compagnie der französischen Freiwilligen in blauen Röcken, carmoisinrothen Westen, Hüten mit goldenen Tressen und einem Myrthenstrauß, dann kam die französische Dragonerkompagnie, ebenfalls in blauen Röcken mit goldenen Achselbändern, Westen von weißem Atlas und Bandelieren von Goldlahn.

Dann die sämmtlichen Bedienten des königlichen Marstalls in ihrer besten Uniform, nach ihnen die Kompagnieen der Kaufmanschaft in blauen Röcken mit Atlaswesten von derselben Farbe, und noch ein zweites Corps junger Kaufleute, ebenfalls in blauen Röcken mit goldenen Knöpfen, aber ponceaufarbenen Westen mit goldenen Tressen und weißen Kokarden auf den Hüten. Eine jede dieser Abtheilungen hatte eine oder mehere Fahnen bei sich, auf welche dem Zweck des Tages entsprechende Embleme gestickt waren.

Diese Züge, welche besonders dazu bestimmt waren, den König einzuholen, rückten schon am Morgen zum Frankfurter Thore hinaus; dort hatte der Magistrat eine Ehrenpforte errichten lassen, auf welcher sich ein Musikchor befand. Von dieser Ehrenpforte an bis an's Schloß standen zu beiden Seiten der Straße, eine Gasse bildend, 25 Bürgercompagnien zu Fuß, wozu noch diejenigen Zünfte kamen, die sich ebenfalls der Einholung angeschlossen hatten.

Die Gegend am Schloß hatten die französischen Grenadiere und das Cadettencorps besetzt.

Schon früh am Vormittage hatten die Abtheilungen ihre Positionen eingenommen, und noch früher war schon das Volk auf den Beinen gewesen; Alles hatte sich nach dem Frankfurter Thore und der Königstraße gedrängt, um den Einzug des allgeliebten Herrschers anzusehen.

Es wurde jedoch Mittag, der König kam noch immer nicht, und erst als der Abend herein dunkelte, erhielt man die Nachricht, daß der Monarch sich dem Frankfurter Thore näherte; aber noch immer wollte der Erwartete nicht erscheinen. Die Nacht brach herein, und noch immer behaupteten die Züge ihre Position, als sich plötzlich in der Menge das Gerücht verbreitete, der König befinde sich schon auf dem Schlosse.

Man wollte dieser Nachricht anfänglich keinen Glauben schenken, da man wußte, daß der König von den Empfangsfeierlichkeiten, die man für ihn bereitet hatte, unterrichtet war, und man unmöglich glauben konnte, daß er diesen Beweis der patriotischen Liebe seiner Unterthanen verschmähen würde. Aber dennoch war es so, wie das Gerücht erzählte.

Es war dem König lästig gewesen, die gedrängten Straßen zu passiren, er war deshalb von der großen Straße abgebogen und durch das Spandauer Thor in Berlin hineingefahren. Er stieg im Schloßhofe ab und soupirte bei der Königin.

Mißvergnügt lösten sich natürlich die zusammengekommenen Gewerke auf, und erst am folgenden Tage nahm der Monarch die Glückwünsche an, welche ihm die Deputationen der Behörden und Gewerke auf dem Schlosse darbrachten. Am 4. April veranstalteten dagegen die guten Berliner eine

prächtige Illumination, bei welcher Gelegenheit sich der König zum ersten Male auf dem Balkon des Schlosses zeigte und durch sein leutseliges, herablassendes Benehmen die Unterthanen für ihre vereitelte Hoffnung am Tage der Einholung entschädigte.

Der Ruf von den Thaten des großen Königs durchdrang die Welt und Berlin und das königliche Schloß erlebten am 16. November 1763 das merkwürdige Schauspiel des Ein- und Aufzuges einer türkischen Gesandtschaft.

Achmed Effendi erschien mit einem zahlreichen Gefolge unter dem Klange der türkischen Janitscharenmusik. Der König, der den Gesandten im Schlosse empfing, nahm die ihm vom Sultan dargebrachten Geschenke an Pferden, türkischen Waffen und kostbaren Zeugen mit großem Interesse entgegen. Die Gesandtschaft blieb bis zum Mai nächsten Jahres, und schon damals verleugneten die schönen Berlinerinnen ihre bewegliche Natur und ihre cosmopolitischen Anschauungen in der Liebe nicht.

Eine Anzahl hübscher Berlinerinnen nämlich, an denen die Herren Türken Gefallen gefunden hatten, ließen sich von diesen überreden, ihnen nach Konstantinopel zu folgen und hatten sich am Tage des Abzuges in den Reisewagen heimlich einquartirt, um so unbemerkt mit den Türken aus der Stadt zu entkommen. Aber die abenteuerlichen Ausreißerinnen blieben dennoch nicht unentdeckt, wurden von ihren Anverwandten reclamirt, und sie mußten ihren schönen Traum, die türkischen Harems zu zieren, so schwer es ihnen auch werden mochte — fahren lassen.

Während der ersten Jahre der Regierung Friedrich Wilhelms III. kam abermals eine schwere Zeit über Berlin. Noch einmal hatte das königliche Schloß den König von Preußen in dem hellen Glanze seiner Machtfülle gesehen,

als die Stände ihm beim Antritt seiner Regierung am 6. Juli 1798 im weißen Saale huldigten. Ein Decenninm häuslichen Glückes an der Seite seiner edlen Luise ging nun vorüber — da kamen die trüben Tage des Niederganges — und das alte königliche Schloß, die Burg der Hohenzollern, wo des großen Kurfürsten und des großen Friedrich Wiege gestanden, mußten den französischen Imperator, den Sieger von Jena, aufnehmen.

* * *

Es war am 27. October des Unglücksjahres 1807, als Napoleon an der Spitze seiner Garden Nachmittags um 3 Uhr durch das Brandenburger Thor seinen siegreichen Einzug in Berlin hielt.

Glockengeläute und Kanonendonner bewillkommneten den Imperator wie einen heimischen Fürsten und Landesvater. Wohl, es war das Verhängniß, es war die neue Zeit, es war die Mahnung zur Aufraffung aus althergebrachtem Schlendrian, welche in seiner Person in der Residenz der Könige von Preußen erschienen waren. Das deutsche Reich war zerschmettert, die Krone der Hohenstaufen vom Haupte des letzten deutschen Kaisers aus dem Hause Habsburg genommen — der neue Herr der Welt, der Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts, nahm Besitz von der Erbschaft Friedrich des Großen.

Die in Berlin anwesenden Staatsminister, die vornehmsten Beamten, die angesehensten Mitglieder der Bürgerschaft waren zu seinem Empfange am Brandenburger Thore versammelt und überlieferten ihm die Schlüssel der Stadt, der zukünftigen Residenz des wieder auferstandenen deutschen Kaiserreiches! —

Doch es folgten die Tage von Großbeeren und Dennewitz, von Leipzig und Bellealliance, und Preußen stieg nach schwerer Erniedrigung zu neuem Glanze empor.

Friedrich Wilhelm III. wohnte nicht im Schlosse, sondern in seinem bescheidenen Hause an der Wallstraße, aber Friedrich Wilhelm IV. nahm wieder vom Schlosse Besitz. Es waren stolze Worte, welche er hier zu den ihm huldigenden Ständen sprach, und welche gleichsam einen Protest gegen die immer mehr sich geltend machende Sehnsucht des preußischen Volkes nach einer Verfassung enthielten.

„Ich weiß zwar, und ich bekenne es, daß ich meine Krone von Gott allein habe, und daß es mir wohl ansteht zu sprechen: Wehe dem, der sie anrührt! — Aber ich weiß auch, und bekenne es vor Ihnen Allen, daß ich meine Krone zu Lehn trage vor dem allerhöchsten Herrn, und daß ich ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde meiner Regierung. Wer Gewährleistung für die Zukunft verlangt, dem gebe ich diese Worte. Eine bessere Gewährleistung kann weder ich noch irgend ein Mensch auf Erden geben. — Sie wiegt schwerer und bindet fester als alle Krönungseide, als alle Versicherungen auf Erz und Pergament verzeichnet, denn sie strömt aus dem Leben und wurzelt im Glauben. Wem von Ihnen nun nicht der Sinn nach einer sogenannten glorreichen Regierung steht, die mit Geschützesdonner und Posaunenton die Nachwelt ruhmvoll erfüllt, sondern wer sich begnügen lassen will mit einer einfachen, väterlichen, echt deutschen und christlichen Regierung, der fasse Vertrauen zu mir, und vertraue Gott mit mir, daß er die Gelübde, die ich täglich vor ihm ablege, segne und für unser theures Vaterland ersprießlich und segensreich machen werde!“

Damals jubelte diesen Worten nur die Hofwelt entgegen,

aber im Volke war der Freiheitsdrang erwacht. Vier Jahrhunderte waren verflossen, seitdem Friedrich der Eisenzahn Berlin unter seine fürstliche Machtvollkommenheit gebeugt, und seitdem hatte sich die fürstliche Gewalt bis zum maßlosen Absolutismus entwickelt. Zwar waren die hohenzollernschen Fürsten stets vom besten Geiste für das Wohl ihrer Völker beseelt, aber diese glaubten sich endlich mündig geworden und wollten ihr Recht und ihre Gesetze nicht länger von Königs Gnaden, sondern kraft ihrer eigenen Selbstbestimmung. Und so kam der Tag der blutigen Erfüllung.

Es war im Jahre 1848 am 18. März.

Die Februarrevolution in Paris, welche dem Könige Louis Philipp den Thron kostete, gab das Signal auch für Deutschland zu einer allgemeinen Erhebung. Zuerst in Wien, dann in Berlin machte das Volk seine alten auf die Einführung von verfassungsmäßigen Zuständen gerichteten Forderungen geltend. — Man zögerte im Rathe des Königs mit der Gewährnng derselben. Um ihnen mehr Nachdruck zu geben, hatte eine große Volksmasse sich nach dem Schloßplatze begeben. Der König war auf dem Balkon erschienen und hatte das Volk durch Zugeständnisse beschwichtigt. Alle Welt war zufrieden, die allerhöchste Geneigtheit, eine Verfassung zu geben, zu erkennen, und das Volk begann sich schon wieder zu zerstreuen. Da wurden zwei Schüsse auf das ganz friedlich gestimmte Volk abgefeuert, man sagte, in Folge eines Mißverständnisses. Aber das Volk wähnte Verrath und zerstob unter wilden Drohungen nach allen Seiten:

Und wie der Wind so pfeilgeschwind
Entstehen Barrikaden.
Und das Gewehr sie holen her,
Und eilig wird's geladen.

Die Frauen flieh'n und wüthig zieh'n
Die Kämpfer durch die Gassen;
Der Donner rollt, der Bürger grollt
Und Wuth durchzuckt die Massen.

Der Kampf beginnt, und eh' verrinnt
Noch eine bange Stunde,
Macht schon der Knechtschaft blutig Kind,
Revolte, ihre Kunde.

Nicht sing' ich von der Schreckensnacht
Und ihrem tollen Morden;
Vom Volke, wer sie mitgemacht
Trägt keiner einen Orden.

Doch wenn der Weltgeist decorirt,
Wird er sie vor sich laden,
Und wen sein heil'ger Orden ziert,
Der ist von Gottes Gnaden!*)

Der Stern des Hohenzollerngeschlechtes war in dieser entsetzlichen Nacht nicht für immer untergegangen, es war zwar ein ernster, aber doch immer nur ein häuslicher Zwist, nach dem sich Volk und Fürst wieder zu einander fanden. Dennoch waren Friedrich Wilhelms IV. Geistesschwingen von da ab gelähmt und gebrochen, und erst unter seinem Nachfolger stellte sich das alte vertrauungsvolle Verhältniß zwischen dem Könige und dem preußischen Volke allmählig wieder her. So sah das königliche Schloß das Hohenzollerngeschlecht zu neuer Macht und Herrlichkeit erblühen, und die alte Prophezeihung des Mönches von Lehnin, welcher diese Herrlichkeit vorausgesagt, ist buchstäblich eingetroffen.

Jetzt ist die alte kurfürstliche Burg an der Spree zum Symbole der Macht und Größe des zweiten deutschen

*) Revolutionade, Helden-, Schelmen- und Narrengesang auf das Jahr 1848. 2. Aufl. 1864. Anonym vom Verfasser dieses Werkes.

Kaiserreiches unter dem Scepter der Hohenzollern geworden. Möge das kaiserliche Schloß fortan nur Tage des Glückes und des Glanzes sehen!

* * *

Die weiße Frau.

Wir können uns vom königlichen Schloß nicht verabschieden, ohne der Sage von der „weißen Frau" Erwähnung zu thun, welche in der Geschichte des Schlosses eine so große und geheimnißvolle Rolle spielt.

Gehüllt in weiße Wittwentracht,
Im weißen Nonnenschleier,
So schreitet sie um Mitternacht
Durch Burg und Schloßgemäuer.
Die weißen Händ' in's Kreuz gelegt,
Am flachen Busen unbewegt,
Den Blick gesenkt zur Erde
Mit starrer Leichgeberde

So lebt die „weiße Frau" in der Sage, in der Phantasie des Volkes.

Aber die Geschichte sieht jedem Spuk fest und dreist in's schattenhafte Antlitz und reißt den phantastisch gewobenen Schleier vor demselben herab.

Dennoch aber wird keine kritische Beleuchtung im Stande sein, dem Volk seinen Gespensterglauben gänzlich zu rauben.

Die Geschichte des weißen Gespenstes hat drei Perioden; die erste Periode lag und liegt dem Volke ziemlich fern, und die weiße Frau in Gestalt der „Gräfin Orlamünde", des „Fräuleins von Rosenberg", der „Gräfin Leiningen" und einer „Kunigunde von Bulgarien" sind nebelhafte Erscheinungen, die sich aus der Sage der „weißen Frau",

soweit dieselbe in der Phantasie des Volkes fortlebt, fast gänzlich verloren haben.

Dagegen hat sich die sagenhafte Erscheinung der „weißen Frau" in der Gestalt der schönen Anna Sydow bis auf heute mit um so mehr Hartnäckigkeit erhalten, als sie einen Act poetischer Gerechtigkeit an einem wortbrüchig gewordenen Fürsten ausübte.

Wir wollen hier die Geschichte der schönen Anna Sydow nach der neuesten Darstellung*) erzählen:

Kurfürst Joachim II. von Brandenburg war ein Pracht und Vergnügen liebender, gutmüthiger Herr, von Körper eher groß als klein und muskulös. Er liebte die Tonkunst und die Malerei, und was sonst die Sinne anregte; er hatte eine prächtige Tafel gern und ordnete an, daß selbst im Feldzuge derselben weder an der Fülle von Speise und Trank, noch an der Zahl der Tischgenossen etwas abgehe. Er wohnte prächtig und hat viel Geld verbaut.

Er war zweimal vermählt, einmal mit der Herzogin Magdalena von Sachsen, welche ihm sieben Kinder brachte, und dann mit Hedwig von Polen, der Kronprätendentin von Ungarn. Sie schenkte ihrem Gemahl vier Kinder und erlitt dann durch einen Fall im Jagdschlosse in Grimnitz im Werbellin eine so schwere Beschädigung, daß sie von der Zeit ab in Krücken gehen mußte. Sie starb am 7. Februar 1573 auf dem Schlosse zu Alt-Ruppin in ihrem 60. Jahre.

Das letzte Ehebett der Kurfürstin war im Jahre 1541 gewesen und von dieser Zeit etwa ab datiren die Liebschaften Joachims II. Der treuherzige Prediger zu Beelitz, Kreusing, sagt in seinem Chronicon, das er 1572 vollendete:

---

*) Fritz Ellguth. Bär V. S. 113.

„Ueberdies hat Sr. Kurfürstliche Gnaden mit vielen Concubinen hausgehalten, sonderlich mit der Bändelin, welche vom jungen Herrn hernach verjagt worden ist. Item mit einer, die Gießerin geheißen, welche, als man saget, Seine Kurfürstliche Gnaden getrauet worden ist, und mit ihr etliche Kinder erzeugt, aus welchen ein Fräulein zur Gräfin gemacht worden. Diese Gießerin, als Johann George in's Regiment gekommen, ist gegen Spandow gefänglich gelegt worden. Auf eine Zeit, als Sr. Kurfürstliche Gnaden sie öffentlich mit sich führte gegen Beelitz auf die Jagd und in die Haide, haben die Bauren, so um Sr. Kurfürstliche Gnaden nahe herum gestanden, einander gefragt: „Ist die Unser Gnädigsten Herren unechte Frau? seien das die unechten Kinder? wie darf er's thun? und wir nicht müssen?" Dies haben sie oft getrieben, und hat Seine Kurfürstliche Gnaden wohl gehört, aber sich nichts Böses vermerken lassen, sondern allein zur Gießerin gesagt: „kannst du nicht bei Seite gehen!"

Zu den fremden Künstlern, welche Joachims prachtvolle Hofhaltung nach Berlin zog, gehörte auch der geschickte Stückgießer Matthias Dieterich aus Burgund, ein Schüler des berühmten italienischen Ingenieurs Tartaglia. Der Kurfürst hatte ihn zum Artilleriehauptmann ernannt und unter Anderm von ihm das Monument des Kurfürsten Johann verfertigen lassen, welches sich noch im hiesigen Dome befindet.

Der Künstler nahm sich eine schöne Frau hier zu Lande, die Anna Sydow, und starb etwa um das Jahr 1560. In diesem Jahre nämlich wird seine Frau bereits in öffentlichen Akten und Diplomen „Wittwe" genannt. Der Kunstgießer hinterließ von ihr drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter. Die letzteren wurden später Beide ver-

heirathet, eine an den kurfürstl. Sekretair Bandel und die andere an einen Herrn Wolf oder Wulffen. Dem Sohn Nicolaus Dieterich verlieh der Kurfürst das Dorf Rosenthal mit dem Zusatze, daß, wenn derselbe ohne männliche Erben stürbe, das Gut sodann an dessen Halbschwester Magdalena und deren eventuelle männliche Erben fallen solle.

Wie früh Joachim II. die schöne Anna schön gefunden, ob schon zu Lebzeiten ihres Mannes, und ob der Kurfürst außer Magdalena noch mehr lebende Kinder von ihr hinterlassen, weiß ich nicht. Der oben angeführte Spruch der Bauern von Beelitz kann sich auch auf die rechten Kinder der schönen Gießerin mitbeziehen.

Am 14. October 1562 sagt der Kurfürst, „daß unsere natürliche Tochter Magdalena, die wir mit Anna Sydow gezeugt, von uns noch unversorgt ist.“ Er befiehlt sodann dem Kurprinzen Johann Georg, wenn er sterben würde, in Jahresfrist nach seinem Tode an Magdalena, des Kurprinzen Halbschwester, unweigerlich 4000 Thaler auszuzahlen und fügt dann noch wörtlich hinzu: „Als wir es noch da für halten, daß vorgemelte Anna Sydow auch itz abermals eines Kindes von uns schwanger sei, wollen und verordnen wir hiermit, wenn solches Kind (wozu der allmächtige Gott seinen Segen gnädiglich verleihen wolle) zur Welt geboren wird, daß demselben, es sei gleich ein Sohn oder Tochter, gleich unserer Tochter Magdalena 4000 Thaler auch zugewendet werden sollen.“

Diese Magdalena von Brandenburg erhob er nachher zu einer Gräfin von Arneburg. Im Jahre 1570, wenige Monate vor seinem Tode, dachte der Kurfürst ernstlich an die Ausstattung seiner Tochter Magdalena.

„Nachdem wir der Wohlgeborenen und Edlen Unserer lieben Tochter, Fräulein Magdalena von Brandenburg, Gräfin von Arneburg, neben anderen gräflichen Kleinodien und Geschmücken 10,000 Thaler zur Ehe und Heirathsgeld auszahlen lassen," verordnet er, daß, wenn seine Tochter noch unverheiratet sterben sollte, die Hälfte dieses Geldes ihrer Mutter, die andere Hälfte der Kurfürstlichen Kasse wieder zufallen sollte. Stirbt sie während der Ehe aber ohne Erben, so bekommt ihr Gemahl die Hälfte, die Mutter und deren Erben ein Viertel, und die Kurfürstliche Kasse auch ein Viertel.

Das Verzeichniß des Aussteuer-Geschmückes ist uns aufbehalten worden und als Beitrag zur Sittengeschichte — auch über das Thema hinaus — erzählenswerth.

An Silbergeschirr: Soviel als ihr Stand und künftige Heirath erfordern wird. An Kleinodien: Halsbänder, einen gülbenen Halsband mit Edelstein. Noch ein gülden Geschmalth (Emaille) Halsband, auch mit Edelstein. Goldene Ketten, glatt und kraus, wie sie einer Gräfin eigen. Sechszehn gülbene Ringe.

An Stieflein fünf Dutzend gülbene Stieflein (soll wohl Stichlein, goldene Nadeln oder ähnliches bedeuten). Neun Barritt von Perlen, Sammet, zu die Tuch gesticket und mit Stieflein aller Farben, wie einer Gräfin eigen. Hauben. Gülbene Hauben mit Perlen gestickt oder sonsten damit beheftet. Zehn gülbene und silberne Hauben, geflindert. Drei kurze Gürtel mit Glanzborthen; drei kurze Gürtel mit gezogenem Golde, zwei lange Gürtel von Glanzborthen.

Diese Kleinodien und jene oben erwähnten Summen sind besonders für die damalige Zeit und bei den erschöpften

Kassen ungemein ansehnlich und beweisen vor Allem einmal, daß Kurfürst Joachim seine Tochter Magdalena gern gemocht hat und dann Anna Sydow's große Herrschaft über den Kurfürsten.

Die Klugheit, ihren und der Ihren Vortheil zu fördern, besaß die schöne Gießerin. Aus Vorsicht auf künftige Zeit, vielleicht, weil sie sich von dem in Zechlin lebenden Kurprinzen und von dem Einfluß der noch lebenden Kurfürstin auf ihren Stiefsohn nichts Gutes versprach, vermochte sie Joachim II. dazu zu bringen, daß er seinen Sohn für das künftige Beste seiner Geliebten zu einem feierlichen Versprechen nöthigte.

Der Kurprinz Johann Georg stellte schon 1561, am Sonnabend nach Pfingsten zu Zechlin eine Urkunde aus, worin es folgendermaßen hieß: „Wir bekennen, daß wir auf gnädiges und väterliches Ansuchen des Kurfürsten Unsere liebe Anna Sydow, M. Dietrichs, Gießers sel. nachgelassene Wittwe, in unseren sonderlichen Schutz, Schirm und Versprächniß, auch stark, sicher und unvehliges Geleit genommen haben; also daß wir sie itzo alsobald und hernachmals, wenn die Regierung an Uns kommen werde, vor männiglich jederzeit schützen, handhaben und vertheidigen und sie allein für uns nicht beleidigen, sondern auch von Andern zu geschehen nicht verhängen noch nachgeben wollen. Was auch Hochgedachter Unser Herr Vater erwähnter Anna Sydow und ihren Kindern als bereits zugewand oder künftiglich zuwenden werden (Doch daß solches nicht Aemter, Schlösser, Städte oder Flecken seien) sollen sie und wo Nachkommen von Uns, Unseren Erben und Nachkommen und sonsten männiglich geruhlig und ungehindert besitzen; und wollen sie bei den-

selben schützen und dawider für uns nicht beschweren noch durch Andere nicht beschweren lassen. Und ob zur Zeit an Erfüllung dessen, was unser Herr und Vater Anna Sydowen und ihren Kindern künftiglig zuwenden möchte, noch etwas mangele und ausstehen würde, sollen und wollen wir solches unverweigerlich erfüllen. Da auch berührte Anna Sydow bei Uns angegeben würde, es geschehe welches, wann oder mit was Schein es geschehen könne oder möge, wollen wir uns zu keiner Ungnade dadurch wider sie bewegen lassen, sondern dieses Unseres Schutzes und Geleites eingedenk sein. Wir nehmen sie sammt ihren Kindern, Hab und Güter in unseren sonderlichen Schutz. Und versprechen ihr auch alles, wie obstehet und wie Wir solches Unsern Herrn und Vater mit Hand und Mund angelobt haben; in Kraft und Macht dieses Briefes, bei unsern fürstlichen Würden und guten Glauben und ohne Gefährde. Urkundlich mit unsern anhangenden Siegel bestätigt und eigenhändig unterschrieben.

Johann Georg."

Man mag über Anna Sydow denken, wie man will, man mag berücksichtigen, daß diese Urkunde von Johann Georg nach einem Dictate des Notars geschrieben wurde, so gleichsam ein gezwungener Eid war; daß er aber sein Versprechen nicht hielt, zumal dem Staate Neuausgaben nichterwuchsen, ist kein schöner Punkt seines Charakters, seiner Regierung. Und weil alle Welt so darüber dachte, weil das einfache Gerechtigkeitsgefühl, das im Volke lebt, den Kurfürsten für eidbrüchig hielt, daher entstand die Sage, Anna Sydow säße in der Spukgestalt der Weißen Frau, Anna Sydow räche sich und die Ihren dadurch, daß sie zum ersten Male an dem Todestage ihres Peinigers

und dann vor jedem Tode eines brandenburgiſchen Herrſchers im Berliner Schloſſe erſchienen iſt.*)

Johann Georg ſtand eben im Begriff nach Zechlin abzureiſen, als das Abſterben Joachim II. in Köpenick (13. Januar 1571) in Berlin bekannt wurde. Er ließ ſofort die Reiſe abbeſtellen, die Thore von Berlin ſperren und in den Häuſern derer, die bei der vorigen Regierung viel gegolten, Alles verſiegeln.

Anna Sydow wurde auf die Feſtung Spandau gebracht, wo ſie eingekerkert und bis auf ihren Tod ſehr hart gehalten wurde.

Aus der glänzenden Ausſtattung der Tochter Magdalena, des Fräulein von Brandenburg, der Gräfin von Arneburg, welche an einen Grafen Eberſtein verheirathet werden ſollte, wurde nun nichts.

Sie war indeſſen vernünftig genug, ſich in ihr Schickſal zu fügen, ſie, die anerkannte Halbſchweſter des Kurfürſten, fand einen Ehemann bürgerlichen Standes, den Hofrentenſchreiber Andreas Kohl zu Berlin.

---

*) Die Erſcheinung einer weißen Frau am Hofe bedeutete allerdings einen Todesfall, denn im Mittelalter bis in's achtzehnte Jahrhundert und mit Anklängen noch bis auf unſere Zeit, kleidete ſich, wie Ellguth bemerkt, eine Fürſtin oder Königin in der Trauer um ihren verſtorbenen Gemahl dauernd in weiße Tracht. Bei einzelnen Höfen, ſo bei dem Caſtilianiſchen kam dieſe uralte Tracht ſchon gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ab; bei anderen Höfen hat ſich die weiße Trauer noch in den Ceremonien der Jetztzeit erhalten. Dieſe weiße Tracht, ſowohl bei Todesfällen als bei anderen kirchlichen Feierlichkeiten kam ab, als viele Höfe proteſtantiſch wurden. Nur im Tauf- und Brautkleide hat ſich bei uns die weiße Tracht erhalten. Die Reformation hat unſere ſchönen Kirchen nüchtern und unſere Feſtkleider düſter gemacht. Es war alſo nur eine natürliche Folge dieſer durchaus nicht häßlichen Mode, daß man die fürſtlichen Wittwen „weiße Frauen“ nannte und daß alſo ſo lange die fürſtliche Wittwe lebte, eine weiße Frau, eine „weiße Königin“ ſich am Hofe befand.

Als dieser bei Johann Georg um sie warb, sagte der Kurfürst: „Willst Du mein Schwager werden?“ willigte aber in die Heirath. Magdalena hat keinen Erben hinterlassen.

Was aus den andern Kindern Anna Sydow's, insbesondere aus ihrem Sohne, geworden ist, darüber schweigt die Geschichte.

* * *

Der Jude Lippold.

Weder die Welt noch ihr Gesetz war je Dein Freund,
Die Welt giebt kein Gesetz, Dich reich zu machen,
So sei nicht arm, trotz' ihr und nimm dies Gold.
(Shakespeare: Romeo und Julia.)

Es war nicht die unglückliche Anna Sydow allein, welche durch den Tod Joachim II. in's Unglück kam. Als die Stadtthore auf Befehl seines Nachfolgers geschlossen waren, wurden die Häuser der vornehmsten Beamten Joachim II. durch Wachtposten besetzt.

Beamte von allgemein anerkannter Rechtlichkeit und tadelloser Amtsführung, wie der Kanzler Distelmeier und der Bürgermeister Thomas Mathias, welche dem verstorbenen Kurfürsten mit seltener Hingebung und Uneigennützigkeit gedient, wurden in strenge Untersuchung genommen, mit Schimpf und Schande überhäuft, und daß man mit einem Juden nicht glimpflicher verfuhr, verstand sich von selbst.

Wie die Juden im Schweiße ihres Angesichtes Pyramiden, Dome und Paläste in heidnischen und christlichen Landen haben bauen helfen, so haben sie auch zum Bau des stolzen Königsschlosses in Berlin gar manchen Stein herbeigetragen, denn ohne jüdisches Geld und ohne das finanzielle Talent des Hofjuden und Kämmerers Lippold

hätte der generöse, prachtliebende und baulustige Kurfürst Joachim II. schwerlich den kostspieligen Schloßbau ausführen und den berühmtesten Baumeister seiner Zeit, Kaspar Theiß, in seinen Dienst nehmen können.

Joachim bezog von den in der Mark wieder aufgenommenen Juden eine jährliche Rente von über 45,000 Thaler, eine für die damalige Zeit und in Ansehung der geringen Seelenzahl der Juden im Verhältniß zu den christlichen Bewohnern ganz ungeheure Summe, bei deren Zusammenbringung Lippold selbst bei seinen Glaubensgenossen in den Ruf der Härte und Willkürlichkeit kam.

Daß Lippold, der als ganz armer Bursche nach Berlin gekommen war, als kurfürstlicher Kämmerer auch einigermaßen für sich selbst sorgte, so daß man in seinem Nachlasse für 11,000 Thaler bei ihm versetzte Pfänder fand, das ist das einzige Verbrechen, dessen man ihn bezüchtigen konnte, und das zu seinem entsetzlichen und grausamen Ende in gar keinem Verhältnisse stand.

Die Gunst, in welcher der geniale Jude bei dem geistreichen Fürsten stand, war übrigens auch ohne jede Zauberei, deren man Lippold bezichtigte, sehr erklärlich.

Alchymisten, Schwindler und Beutelschneider, wie ein gewisser Doktor Pothner, ein Hauptmann von Klizing und ähnliche Industrieritter, versprachen dem geldbedürftigen Fürsten, der stets mehr ausgab als einnahm, goldene Berge durch ihre Kunst, aus dem Sande der Spree Perlen herauszufischen, wollten ihm Blei und Eisen in Gold verwandeln und kosteten dem Fürsten enorme Summen, statt ihm solche einzubringen; aber Lippold verschaffte ihm wirkliches und echtes Gold.

Freilich, aus dem Nichts oder aus dem Sande vermochte auch er es nicht hervorzuzaubern. Er trieb es natürlich

gegen Zins bei seinen Glaubensgenossen auf, die enthaltsam und mäßig, auf ihr häusliches Leben angewiesen, obwohl sie an allen Enden angezapft wurden, Vermögen erwarben und solches zusammenhielten, indem sie alle Chancen ihres Geschäftes zu benutzen verstanden. Nicht der Wucher, sondern der Umstand, daß die Juden stets im Besitz flüssigen Geldes waren, zumal sie weder Grundbesitz erwerben noch ein Handwerk betreiben, noch irgend einem zünftigen Gewerbe obliegen durften, das wurde ihnen zum Verbrechen gemacht. Es war ja Christengeld, sagte man.

Es fiel dem Volke nicht ein die mühsame, rastlose, geplagte Thätigkeit der Juden mit in's Facit zu ziehen. Wie anders lebte die christliche Welt. Der gelehrte Abt von Sponheim, Johann Trithemius, der lange im kurfürstlichen Hofe lebte, schrieb von den Berlinern zu jener Zeit unter Anderem:

„Die Einwohner (von Berlin) sind gut, aber zu rauh und ungelehrt; sie lieben die Schmausereien und den Trunk mehr als Wissenschaften. Aus Mangel der Erziehung und der Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, den Müßiggang und die Pokale vor."

Die Juden aber, wenn auch von allem öffentlichen Leben ausgeschlossen, besaßen doch an ihren heiligen Ueberlieferungen einen unversiegbaren Born geistiger Erkenntniß und waren daher dem rohen Volke, von welchem sie verhöhnt und getreten wurden, geistig bei Weitem überlegen. Daher kam es, daß die gebildeten und geistreichen Fürsten an ihrem oft sehr gediegenen Wissen und an ihren Geisteseigenschaften Gefallen fanden. Auch Lippold war dem Kurfürsten Joachim II., welcher nicht allein Schlösser baute und Maitressen hielt, sondern auch für die Hebung des Volksunterrichtes durch wesentliche Reformen wirkte,

ſicher nicht nur als Kämmerer und Schatzmeiſter, ſondern auch als Menſch lieb und werth.

Aber Johann Georg, der einen Diſtelmeier nicht zu ſchätzen wußte, konnte auch kein Verſtändniß für die Dienſte eines Juden haben, und der Haß gegen Lippold brach jetzt, nachdem ſein fürſtlicher Gönner für immer die Augen geſchloſſen hatte, in helle Flammen aus. Volkshaufen drangen in die Judenſchule in der Kloſterſtraße, plünderten und zerſtörten dieſelbe und übten Muthwillen aller Art an den anſäſſigen Juden aus, ſo daß ſich dieſe in Lebensgefahr befanden. Lippold ſelbſt wurde verhaftet, da aber bei der Reviſion ſeiner amtlichen Rechnungen dieſe in beſter Ordnung befunden wurden und ihm irgend eine betrügeriſche und unrechtliche Handlung nicht nachgewieſen werden konnte, ſo wurde er wieder entlaſſen und nur in ſeinem Hauſe bewacht.

Von dieſem Ergebniß der Unterſuchung war aber weder der Kurfürſt noch das Volk befriedigt, und ſo kam man denn auf den für die damalige Zeit faſt ſelbſtverſtändlichen Einfall, den Einfluß, den der Jude Lippold auf den verſtorbenen Kurfürſten ausgeübt hatte, als durch Zauberei bewirkt hinzuſtellen.

Nach neueren Darſtellungen ſoll die eigene Frau Lippold's ihn der Zauberei und der Vergiftung des Kurfürſten bei einem Streite, der zwiſchen den beiden Eheleuten entſtanden war, beſchuldigt haben; dieſe Vorwürfe aber ſollen von den Wächtern des unglücklichen Juden gehört und weiter gemeldet worden ſein, worauf ſeine abermalige Verhaftung erfolgte.

Es iſt dieſe Beſchuldigung der Lippold ſicher eine Lüge, und die Annahme, daß ſie ihren Ehemann durch ſolche nichtsnutzigen und gefährlichen Beſchuldigungen in's Unglück

gebracht, durch nichts gerechtfertigt. Man wollte durch eine solche Lüge nur der Aufnahme der richterlichen Prozedur ein Fundament geben.

Lippold kannte wohl zu gut die Geschichte seines Volkes und die Art, in welcher man zu seiner Zeit mit den auf Zauberei Angeklagten verfuhr, daß er am 16. Januar 1573 zu Protoll erklärte:

Er beharre bei seinen schon früher gemachten Aussagen, die er für richtig anerkenne, und daß er die Strafe, die ihn von Rechtswegen treffen würde, es sei zum Tode oder zum Leben, erleiden und Alles in Güte nachsagen wolle, wenn man ihn mit der Folter verschonen würde.

Wie ungereimt das Zeug auch war, welches Lippold nun aussagte, um wenigstens der schrecklichen Folterung zu entgehen, so wurde es dennoch — je einfältiger es war, desto gläubiger — so weit es seinen Richtern in den Kram paßte, von diesen angenommen.

In Betreff eines angeblichen Zauberbuches, welches man bei ihm gefunden hatte, widerrief er eine frühere Aussage, nach welcher dasselbe erst in neuester Zeit angekauft worden sei und erklärte, das Buch seit 16 Jahren zu besitzen, es in Prag von zwei Juden gekauft zu haben, nicht zu wissen, ob die Verkäufer noch am Leben seien, und daß in dem Buche Gutes und Böses stehe. Was das Gute beträfe, so wären dies allerhand Recepte für Krankheiten und alchymistische Sachen. In Betreff des Bösen würde in dem Buche die Kunst gelehrt, den Teufel in ein Glas zu bannen und ähnliche Dinge.

Was das Teufelbannen (Fragen 7—10) beträfe, so habe er dies gethan und zu dem Zwecke hinter seinem Hause am Wasser an der Spree um Mitternacht einen großen Kreis gezogen, sei um denselben links herum-

gegangen und habe dabei den Teufel beschworen, zu ihm zu kommen und sich mit ihm dahin zu verbinden, daß er stets seine Wünsche erfüllen solle. Der Teufel sei auch gekommen und hätte das Gewünschte versprochen.

Da Letzteres den Richtern ohne die Zusage einer Gegenleistung unwahrscheinlich erschien, „denn," wie es im Protokoll heißt, „es müßte ja ein schlimmer Teufel sein, der sich von einem losen Juden ohne sonder große Zusage dergestalt bannen ließe," so wurde der Angeklagte zur Wahrheit ermahnt und aufgefordert, das zu nennen, was er dem Teufel zugesagt habe. Lippold erwiderte hierauf: er habe versprochen, Alles das mit des Teufels Hülfe auszurichten, was dieser zum Schaden der Leute thun wolle; stets kommen zu wollen, wenn der Teufel es wünsche, und sich ihm mit Leben und Leib zu übergeben.

Was die Fragen (11—26) über die Kunst, den Mitmenschen Schaden zuzufügen, betraf, so gestand Lippold, daß diese Kunst in dem Buche ebenfalls gelehrt würde und von ihm mehrfach geübt sei. Um den gewünschten Zweck zu erreichen, müsse man einem schwarzen Hahne neun Fäden durch die Zunge ziehen und ihn so zugerichtet mit teuflischen Charakteren unter Anrufung des Bösen und der Personen, welchen Schaden zugefügt werden solle, in einen Topf thun, diesen sodann aber in der Behausung der zu schädigenden Person, am besten unter der Schwelle, vergraben.

Von ihm sei solche Kunst bei dem Münzmeister Conrad Schreck geübt, damit dieser kein Glück in der Münze habe. Um aber Uneinigkeiten hervorzurufen, müsse man Menschenknochen zu Pulver brennen und letzteres mit zauberischen Characteren unter Anrufung des Teufels und der Personen, welche entzweit werden sollten, vermischen. Dies Kunststück

habe er besonders bei dem Bürger Urban Kremnitz und dessen Ehefrau, so wie bei dem Zeigermacher Balzer gegen entsprechende Entschädigung angewendet. Um ferner Menschen, besonders jungen Kindern, das Leben abzuschneiden, müsse man das Badewasser mit Teufelskräutern unter Anrufung der betreffenden Personen anrichten.

Nachdem Lippold bis hierher geantwortet, heißt es in dem Protokoll sub 22:

> „Weiter gefragt, dieweil ein Jude von Natur keinem Christen weder treu noch hold, hinwiederum auch Christen den Juden nicht günstig wären,"

wurde er aufgefordert zu berichten, ob nicht auch Künste in dem Buche ständen, wie man die Liebe und Gunst der Leute erwürbe. Lippold bejahte diese Frage, bemerkte, daß dies mit Haaren und Stücken von Kleidern der betreffenden Personen, welche unter den Schwellen der betreffenden Häuser eingegraben werden müßten, bewirkt würde. Er habe diese Mittel bei dem verstorbenen Kurfürsten, sowohl in Berlin als in Grimnitz angewendet.

Da der Jude, wie es weiter heißt, so viele Künste freiwillig gestand, wurde er befragt, von wem er sie sonst noch erlernt habe. Nachdem er als Lehrer die beiden Prager Juden, von welchen er das Zauberbuch gekauft, und eine „mittelmäßige Christenwittwe" genannt, beantwortete er die Frage: ob er nicht wüßte, was das für eine Kunst wäre, mit welcher die Juden den Christen in Federkielen Schädliches zufügten, dahin, daß man zerbrochene Nähnadeln, Pergamentzettel mit Charakteren, Stücken von Teufelskräutern und dergleichen in Federkiele lege, diese unter die Schwellen vergrabe, wodurch diejenigen, welche darüber treten, verdorren und schließlich sterben müßten. Er selbst habe das Verfahren gegen Herrn Peter Guebicke

und Urban Kemnitz gebraucht, da ersterer ein großer Feind der Juden gewesen wäre, und letzterer mit „allerhand Wechsel“ umgegangen sei, was ihn sehr verdrossen habe.

Nach Erledigung dieser Fragen, durch deren Beantwortung Lippolds Verbrechen eingeräumt hatte, welche nach damaligen Gesetzen nur mit dem Tode gesühnt werden konnte, kamen seine Verhältnisse zu Joachim II. und die gegen denselben von ihm verübten Verbrechen zur Verhandlung.

Freiwillig, ohne Androhung der Folter, sagte Lippold auch in dieser Beziehung die unsinnigsten Dinge aus, da ja an Rettung seines Lebens nicht zu denken war, und es ihm nur noch darum zu thun war, den entsetzlichen Folterqualen zu entgehen.

Nachdem die Richter hiermit die Vernehmung beendet, und Lippold durch seine Geständnisse sich unrettbar dem Henker überliefert hatte, ist der Angeklagte mit mäßiger Schärfe angegriffen und hat dabei keines seiner Geständnisse widerrufen.

Am folgenden Tage, den 17. Januar, wurden Lippold die von ihm gemachten Aussagen nochmals vorgelesen; er räumte auch hierbei die Richtigkeit derselben ein und bemerkte, daß er darauf sein Ende beschließen und wie ein frommer Jude in seinem Glauben sterben wolle.

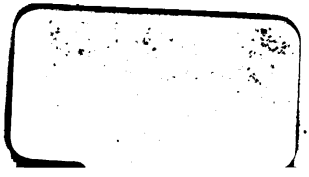
Am 28. Januar aber widerrief Lippold, vor „gehegter Bank“ alle Geständnisse; die Folge davon war, daß er vom Scharfrichter auf dem berlinischen Rathhause gefoltert wurde und zwar in einer Weise, daß „ihm das Bluet zum Halse ausgelauffen.“ Nachdem darauf der Unglückliche seine früheren Angaben als richtig anerkannt und geständig dabei verharrte, ist er „10 mal mit glühenden Zangen grieffen oder gerissen, gezwacket, darnach auff dem Neuen

Markt mit 4 Stößen gerädert, darnach auff ein Tisch gebunden, den Bauch aber auff, die Brust aufgehaven mit einem Beil, das Herz ihm auf's Maul geschlagen, die Hertina in ein Zuber geworfen, den Kopf ab, der Körper in viertel zerhaven, die Vißera sambt dem Zauberbuch ofm Nevenmarkt verbrandt, vnd an die wegstraßen an galgen bei den Fuesszen vnd Henden aufgehenket, der Kopf auf St. Georgens Thor aufgestecket!*)"

Nach der Hinrichtung wandte sich die Wittwe Lippold's an den Kaiser Maximilian mit der Bitte, sein Fürwort bei dem Kurfürsten Johann Georg dahin einzulegen, daß ihr das Vermögen ihres Mannes ausgeliefert werde. Sicher würde diese Frau diese Bitte nicht gewagt haben, wenn es

*) Bercht, dessen Ausführungen wir sonst überall gefolgt sind, sagt in Bezug auf Lippold's Verurtheilung: „So hatte er durch Unterschlagung, Betrug und Wucher sein Vermögen zusammengebracht, welches ihn in den Stand setzte, derart Gelder auf Pfänder zu verleihen, daß man bei seiner Verhaftung über 11,000 Thaler derselben bei ihm vorgefunden habe." Es ist doch seltsam, daß in dem Prozesse, den man Lippold gemacht, von den absurdesten Dingen die Rede ist, daß der arme Teufel die unglaublichsten Aussagen macht, nur um seine Richter zufrieden zu stellen und um der Folter zu entgehen, daß er aber mit keiner einzigen Silbe sich wirklich betrügerischer und unmoralischer Handlungen — die sich doch hören ließen und mehr Glaubwürdigkeit für sich hatten — bezichtigte. Aus diesen Thatsachen entnehmen wir, daß obiges von Lippold entworfene Bild wohl schwerlich der Wirklichkeit entspricht, und noch weniger möchten wir es unterschreiben, wenn Bercht sagt: „Das Schicksal des Juden rührte Niemand. Gefürchtet und gehaßt von Christen und seinen Glaubensgenossen, sah man mit Genugthuung (?) einem Richterspruche entgegen, welcher sich dem Urtheile der öffentlichen Meinung anpaßte! —" Gewiß, war doch der zu Richtende ein Jude, ein Hexenmeister und — der Günstling eines Fürsten! — Dieselbe öffentliche Meinung, welche in den entsetzlichen Hexenprozessen sich den Verurtheilungen von armen zehn- und zwölfjährigen Kindern angepaßt haben mag, diese Art von öffentlicher Meinung mag auch über die an dem Juden Lippold verübte Schlächterei Befriedigung empfunden haben! — Seine eigenen Glaubensgenossen aber gewiß nicht.

sich aus dem Prozesse ergeben hätte, daß dieses Vermögen auf betrügerische Weise erworben war, zumal sie sich ausdrücklich darauf berief, daß alle von ihrem Manne geführten Rechnungen gestimmt hätten, und daß er völlig unschuldig verurtheilt worden wäre. Der Kaiser schickte das Gesuch an den Kurfürsten. In seiner Antwort, die dieser an den Kaiser richtete, kommt er auf die lächerlichsten Beschuldigungen, die Lippold in seiner Angst bestätigt hatte, zurück und schließt mit den Worten:

„Und ob ich wohl aus Veranlassung eines solchen ungeheuren Verbrechens, welches der Bösewicht an meines Herrn Vaters, eines Kurfürsten des heiligen Reiches, Leib und Leben begangen hat, all' sein Hab und Gut zu confisciren berechtigt war, so habe ich doch davon dasjenige, was er von meinem Herrn Vater aus der Münze veruntreut, zu meinem Nutzen nichts genommen, sondern habe davon meinen armen Unterthanen, welche er schändlich mit Wucher bedrückt, ihre Pfänder, und was er ihnen schuldig war, wieder zustellen und bezahlen lassen; und was darüber an verfallenen Pfändern, vorhandenen Sachen 2c. sich vorfand, wohl über 1000 Thaler, der Jüdin und ihren Kindern überwiesen und sie mit dieser Summe, um solches böses Ungeziefer endlich los zu werden, aus meinem Lande gewiesen."

Damit war also dieser Prozeß erledigt —, aber die an den Galgen hängenden Gebeine und der vom St. Georgenthor herabgrinsende Schädel hielten die Erinnerung an das gräuliche Blutgericht noch lange wach im Gedächtnisse der Zeitgenossen und ihrer Nachkommen!